<366224853800l3

<366224853800l3

Bayer. Staatsbibliothek

Aelteste

Geschichte

der

Celten,

insonderheit

der

Gallier und Deutschen.

Aus dem französischen des Herrn Pelloutier,
mit den Erläuterungsschriften der Herrn
Schöpflin, Gibert, Chiniac
und anderer,

DIST.

deutsch herausgegeben
von
Johann Georg Purmann.

Erster Band.

Frankfurth am Mayn,
bey Johann Gottlieb Garbe 1777.

Wbt|65|37

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Das gegenwärtige Werk, welches wir in einer deutschen Uebersetzung liefern, ist seit seiner ersten Erscheinung von den Gelehrten unter die vorzüglichsten Producte des gegenwärtigen Jahrhunderts gerechnet worden. Es ist nicht nur überhaupt angenehm und für die Menschenkenntnis vortheilhaft, die Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, Religion, der verschiedenen Völker, die auf dem Erdboden gewohnt haben, und noch wohnen, zu kennen; sondern es wird diese Kenntnis doppelt wichtig, wenn sie sich mit solchen Völkern beschäftigt, von denen wir abstammen. Hier sehen wir, was wir noch für gute oder schlimme Eigenschaften von unsern Vorfahren übrig haben; wir werden gewahr, ob wir uns nach dem Verlauf so vieler Jahrhunderte verbessert oder

verschlimmert haben. Wir geben uns Mühe, die Geschichte der alten Aegyptier, Chaldäer, Phönicier, aus ihrer Finsternis heraus zu reißen, und damit unsere Wißbegierde zu befriedigen; sollten die Celten, unsere Vorfahren, nicht einen weit gegründetern Anspruch auf unsere Bemühung machen können?

Es haben zwar mehrere Gelehrte sich um die Geschichte der alten Deutschen verdient gemacht; aber wenige sind so weit in die Zeiten zurück gegangen, daß sie unter den alten Fabeln der Celten die Wahrheit ihrer Geschichte aufgesucht haben. Um so viel mehr verdient Herr Pelloutier das Lob der Deutschen und Franzosen, daß er sich keine Mühe dauern lassen, diesen Theil der Geschichte bis auf die ältesten Zeiten hinauf zu bearbeiten. Die Art wie das gegenwärtige Werk entstanden ist, hat viel zu viel besonders, als daß wir unsere Leser nicht davon unterrichten sollten.

Herr Pelloutier war Prediger bey der französisch-reformirten Gemeinde zu Berlin. Diejenige Zeit, die ihm von seinen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieben, wendete er an, das gegenwärtige

tige Werk auszuarbeiten, das seiner Natur nach mit vieler Mühe verbunden war. Er las die Schriften der Alten, worinnen er glaubte, Vorrath für seine Geschichte zu finden, selbst; und verlies sich nicht auf die Anführungen anderer. Man weiß, wie oft ein Irrthum von blinden Nachbetern ist fortgepflanzt worden, ohne daß sich einer die Mühe gegeben hätte, mit eigenen Augen zu sehen. Diejenige Zeit, welche andere zu Lesung der Zeitungen, oder andern nichts bedeutenden Zeitvertreib verwenden, brauchte er dazu, alle Schriften der Alten und Neuen, die ihm einiges Licht verschaffen konnten, theils flüchtig, theils mit mehrerer Anstrengung, nachdem sie mehr oder wenig wichtig für ihn waren, durchzulesen. Anfänglich geschah es blos aus Vergnügen, mit der Zeit wurde es ernsthaftes Studium. Unvermerkt formirte er sich ein systematisches Ganze aus den verschiedenen Beobachtungen, die er auf diese Art gesammelt hatte. Allein er eilte nicht mit der Herausgabe, sondern er machte sein Vorhaben erst öffentlich bekannt, und hörte die Urtheile der Gelehrten darüber an. Diese fielen insgesammt so günstig für ihn aus, daß er sich entschloß,

die letzte Hand an das Werk zu legen. Und nunmehr im Jahr 1740. erschien der erste Band; die Ausgabe des zweyten aber verzögerte sich bis auf das Jahr 1750. Zwischen dieser Zeit hatte er noch eine besondere Gelegenheit seine tiefe Einsicht in diesen Theil der Geschichte zu zeigen. Die französische Academie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris hatte auf das Jahr 1742. folgende Preißfrage vorgelegt: welche gallische Nationen waren es, die sich in Kleinasien unter dem Namen der Galater niedergelassen haben? wenn sind sie dorthin gekommen? wie weit erstreckte sich ihr Land? was hatten sie für eine Sprache? welches war ihre Regierungsform? und zu welcher Zeit hörten die Galater auf, Vorsteher aus ihrer Nation zu haben, und ein unabhängiges Volk zu seyn? Die von dem Herrn Pelloutier eingeschickte Preißschrift wurde gekrönt, und er bekam eine goldene Medaille acht Loth schwer. Inzwischen verlor er doch seine Geschichte der Celten niemals aus dem Gesicht, sondern der allgemeine Beyfall munterte ihn auf, mit unermüdetem Fleiß an der Fortsetzung derselben zu arbeiten. Er gab auch wirklich einige Jahre hernach das dritte

Buch

Buch heraus, worinnen er besonders das Innere der celtischen Religion in ein deutliches Licht gesetzt hat. Sein im Jahr 1757. erfolgter Tod aber schien das ganze Werk unvollständig zu machen. Allein man fand unter seiner Verlassenschaft nicht nur das vierte Buch ganz ausgearbeitet, sondern auch noch eine Menge geographischer und historischer Nachrichten, die zur Erläuterung dieser Geschichte dienen konnten. Da nun im Jahr 1770. Herr Chiniac, Parlements-Advocat in Paris, bekannt machte, daß er von den drey ersten Bänden eine neue Ausgabe besorgen wollte; so boten ihm die Erben des Herrn Pelloutier diese gelehrte Verlassenschaft an, und unter Vermittelung des Herrn Formey kamen sie in die Hände des französischen Herausgebers, der auch in der neuesten Ausgabe Gebrauch davon machte. Ausser diesem zusammenhangende Werk hatte auch Herr Pelloutier noch besondere Abhandlungen über einzelne Materien, die in die Geschichte der Celten einen Einfluß haben, in gelehrte periodische Schriften einrücken lassen, z. E. über die heiligen Zeiten der Gallier und Deutschen, über den Ursprung der Römer, über den

Vorrede.

Feldzug des Cyrus gegen die Scythen, und dergleichen. Alle diese Abhandlungen hat man gesammelt, und mit dem Hauptwerk verbunden.

Herr Pelloutier hatte den Grundsatz angenommen, daß der ganze westliche und nördliche Theil von Europa, ehemals von einem und eben demselben Volk, den Celten, bewohnt gewesen sey. Dieses veranlaste verschiedene Streitschriften. Gelehrte von der ersten Grösse untersuchten die Meinungen des Herrn Pelloutier, und gaben ihre Zweifel dagegen zu erkennen Herr Schöpflin zu Strasburg, Herr Gibert, und einige andere beurtheilten das System des Herrn Pelloutier nicht nur im Ganzen, sondern auch in Ansehung besonderer Punkte. Einigen antwortete der Herr Pelloutier öffentlich, an andere fand man die Beantwortung ihrer Zweifel unter seinen Papieren nach seinem Tode. So wohl die einen als die andern sind mit der grösten Höflichkeit, aus welcher die Liebe zur Wahrheit überall hervor leuchtet, geschrieben. Wenn grosse Kenner einer Wissenschaft mit einander in Streit gerathen, so gewinnt die Wahrheit immer dabey. Manches wird dadurch in ein

Licht

Licht gesetzt, welches vielleicht auf lange Zeit wäre verdunkelt geblieben; manches Vorurtheil, an dessen mögliche Ungewißheit man nicht gedacht hat, wird wankend gemacht. Wenn beide Theile aus Liebe zur Wahrheit streiten, so gewinnt die gute Sache immer. Man hat diese Streitschriften in der angeführten neuen Pariser Ausgabe dem Werk gleichfalls beygefügt.

Diese Ausgabe haben wir zur Grundlage dieser Uebersetzung genommen, nur mit dem Unterschied, daß wir das Werk des Herrn Pelloutier in unzertrennter Ordnung auf einander folgen lassen, und die Erläuterungsschriften bis zu Ende versparen werden.

Mit Anmerkungen habe ich das Werk nicht überladen wollen. Es kommen zwar hier und dar einige Punkte vor, da ich mit dem Herrn Pelloutier nicht einerley Meinung bin; allein ich habe mir vorgenommen, dasjenige, was ich entweder zur Berichtigung, oder Ergänzung desselben zu sagen habe, lieber am Ende in besondern Zusätzen beyzufügen, wo man auch desto besser Gelegenheit haben wird, die Entdeckungen der neuen zu benutzen.

Da

Vorrede.

Da ich die Bögen vor dem Abdruck nicht alle habe durchsehen können; so sind einige Druckfehler eingeschlichen; die wichtigsten will ich am Ende des ganzen Werks anmerken, Kleinigkeiten aber der Nachsicht des Lesers überlassen.

Ich empfehle mich der Gewogenheit des geneigten Lesers. Geschrieben zu Frankfurth am Mayn, im Monath März 1777.

Innhalt

des ersten Buchs.

1. Hauptst. Von den Scythen, Hyperboräern, Arimaspen und Riphäischen Gebürgen. S 1-8.

2. Hauptst. Sarmaten und Celten, zwey unterschiedene Völker. 9-16

3. Hauptst. Von den Wohnsitzen der Celten, allgemeine Beweiße. 16-21

4. Hauptst. Besondere Beweiße, von den Wohnsitzen der Celten in Spanien. 21 - 24

5. Hauptst. Von den Wohnsitzen der Celten in Gallien. 24 - 28

6. Hauptst. Von den Wohnsitzen der Celten in Deutschland. 28 - 33

7. Hauptst. Von den Celten in Gros-Brittannien. 34 - 37

8. Hauptst. Von den Wohnsitzen der Celten an der Donau. 37 - 54

9. Hauptst. Von den Celten in dem eigentlichen Griechenland. 54 - 71

Innhalt.

10. Hauptst. Von den Celten in Italien, und besonders den ersten Einwohnern von Rom. 72 - 91

11. Hauptst. Von den Celten in Sicilien. 91 - 100

12. Hauptst. Von dem Clima derjenigen Länder, wo die Celten wohnten, besonders in Gallien, Deutschland und Thracien. 100 - 103

13. Hauptst. Von dem Ursprung der Celten. 104 - 117

14. Hauptst. Von den verschiedenen Benennungen der Celten. 117 - 134

15. Hauptst. Von der alten Sprache der Celten, und besonders der Deutschen. 134 - 164

Zweytes Buch.

1. Hauptst. Vorläufige Anmerkungen. 165 - 168

2. Hauptst. Von der körperlichen Beschaffenheit der Celten. 168 - 179

3. Hauptst. Von der Lebensart der Celten. 179 - 195

4. Hauptst. Untersuchung, ob die Celten Menschenfresser gewesen seyen; inglei-

Innhalt.

ingleichen von der Lebensart der Sarmaten 195=209

5. Hauptst. Fortsetzung von der Lebensart der Celten, insonderheit von ihrer Reinlichkeit. 210=213

6. Hauptst. Von den Wohnungen der Celten. 213=233

7. Hanptst. Von der Kleidung der Celten. 233=258

8. Hauptst. Von dem Haarputz der Celten. 259=267

9. Hauptst. Von dem Reichthum der Celten. 267=276

10. Hauptst. Von den Liedern der Celten. 276=296

11. Hauptst. Von der Schreibkunst der Celten. 296=321

12. Hauptst. Von der starken Neigung der Celten zum Krieg. 321=353

13. Hauptst. Von den Leibes-Uebungen der Celten, und ihren Ergötzlichkeiten. 353=388

14. Hauptst. Charackter der Celten. 388=395

15. Hauptst. Von der Freyheitsliebe der Celten. 395=413

Innhalt.

16. Hauptst. Von der Tapferkeit der Celten. 414-423

17. Hauptst. Von der Gastfreyheit der Celten. 423-429

18. Hanptst. Von der Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Eintracht und Treue der Celten. 430-447

19. Hauptst. Von der Wildheit, Faulheit und Trunkenheit der Celten. 447

Geschich-

Geschichte der Celten.

Das erste Buch.

Von dem Ursprung der Celten; ihren Wohnplätzen, verschiedenen Namen und Sprachen.

Erstes Hauptstück.

Von den Scythen, Hyperboräern, Arimaspen, und Riphäischen Gebürgen.

Die Celten sind in den ältesten Zeiten unter dem allgemeinen Namen der Scythen bekannt gewesen. Diese Benennung gaben die Griechen allen denjenigen Völkern, welche längs an der nördlichen Seite der Donau hin wohnten. Strabo (L. XI. p. 407.) sagt, daß die ältesten Schriftsteller diejenigen Scythen, welche an dem schwarzen Meer, der Donau und dem Adriatischen Meer gewohnet hätten,

in drey Nationen getheilet hätten, nemlich in Hyperboräer, Sauromaten, und Arimaspen; diejenigen im Gegentheil, welche um das Caspische Meer herum ihren Aufenthalt gehabt, in Sacer und Massegeten. Die ersten hatten ihren Wohnsitz in Europa, und die andern in Asien. Gegenwärtig reden wir nur von den Europäischen Scythen.

Sauromaten, oder Sarmaten sind noch heut zu Tage unter eben diesem Namen bekannt. Man verstehet darunter alle diejenigen Völker, welche die sogenannte Sclavonische, oder Slavische Sprache reden, Moscowiten, Pohlen, Böhmen, Wenden und noch einige andere.

Hyperboräer waren diejenige Celten, die um die Alpen und die Donau herum wohnten. Wir werden dieses näher zeigen, wenn wir vorher einige Anmerkungen zur Erläuterung werden voraus geschickt haben. Die Alten setzten sie insgemein über die Riphäischen Gebürge hinaus, und dieses sind keine andere, als die Alpen. Man behauptete ferner, daß die Hyperboräer unter dem Nordpol wohnten, unter einem ausserordentlich kalten Himmelsstrich, wo die Luft beständig mit Schnee angefüllt, und die Sonne nur sechs Monathe das ganze Jahr hindurch über dem Horizont zu sehen wäre. Es war eine allgemein angenommene Meinung, daß der Nordwind (Boreas) von den Riphäischen Gebürgen herkomme, und daraus leitete man den Schluß her, daß also dieser Wind, in denen Ländern, welche über diese Gebürge hinaus lägen, nicht wehete; und man nannte also die Einwohner dieser Länder Hyperboräer, das ist, solche Leute, die über den Nordwind hinaus wohneten. Diese falsche Vorstellung gab zu vielen Irrthümern Gelegenheit, welche sich sowohl in die Erdbeschreibung als Geschichtskunde eingeschlichen haben. Denn nachdem Gallien und Deutschland entdeckt

wor-

worden war, und man die Beschaffenheit dieser Länder näher kennen lernte; so sahe man, daß der Nordwind hier eben so gut, wie in andern Ländern, wehete; man fand hier das zu nächst an dem Pol liegende und beständig mit Schnee bedeckte Land gar nicht; noch weniger daß die Sonne ein völliges halbes Jahr nicht zum Vorschein komme, wie doch die Alten von dem Lande der Hyperboräer erzählt hatten. Man muste also die Riphäischen Gebürge entweder noch tiefer in Norden suchen, oder sie in ein ganz unbekanntes Land, wo noch kein Mensch hingekommen war, setzen. Die ältesten Schriftsteller hatten den Hyperboräern ihren Platz an der Donau angewiesen; und die jüngern setzten sie in die äussersten Gegenden gegen Norden. Um ihrer Meinung einen Schein von Wahrscheinlichkeit zu geben, so verwandelten sie die Donau der Alten in den Fluß **Don** oder **Ton**, (Tanais) der ihrer Meinung nach von gewissen Riphäischen Gebürgen herkommen sollte, die man aber nirgends, als in der Einbildung dieser Leute finden konnte. Andere setzten die Hyperboräer in eine von den Inseln des Oceans gegen Celtica über; noch andere an die nördlichen Gränzen von Thracien, längs dem Fluß Ebrus hin, bis an das schwarze Meer.

Von allen diesen noch so verschiedenen Meinungen läßt sich doch einiger Grund angeben, und man wird sie leicht mit einander vereinigen können. Die Celten, welche im Anfang von den Griechen **Hyperboräer** waren genennt worden, bewohnten wirklich alle diese verschiedene Länder, die man diesen angewiesen hatte. Allein, die Riphäischen Gebirge, wovon die ältesten Griechischen Schriftsteller reden, sind keine andere, als die Alpen, von welchen bekannt ist, daß ihre Spitzen zum Theil beständig mit Schnee bedeckt sind; und die Hyperboräer sind diejenigen Celten, die an diesen Gebürgen wohn-

ten. **Cluver** (German. antiq. p. 6--9.) beweist es unwiderſprechlich; er zeigt, daß die eigentlichen Hyperboräer, das iſt, diejenigen Völker, die die Sonne das ganze Jahr hindurch nur ſechs Monathe ſehen, nach Grönland und Nova Zembla müſten geſetzt werden, welche Länder den Alten gewiß unbekannt waren. Zum Beweiß führt er einige Schriftſteller an (z. E. *Stephæmus* de vrbibus p. 727. *Athenæus* L. VI. cap. 4. p. 174.) welche ganz deutlich ſagen: „daß die Riphäiſchen Gebürge, die Alpen, und diejenigen Völker, welche an „ dem Fuß derſelben wohnten, gemeiniglich Hyperboräer wären genennt worden.“ Er nennt inſonderheit den Protarchus und Poßidonius. Das Zeugniß des letztern iſt beſonders darum wichtig, weil er ſich ſelbſten bey den Galliern eine Zeitlang aufgehalten hat. Von dieſem erfuhr er, „ daß die „ Kette von Gebürgen, welche von den Celten Ol„ bes, und zu ſeiner Zeit, Alpen wären genennet „ worden, ehemals den Namen der Riphäiſchen „ Gebürge gehabt hätten.“ **Cluver** am angezeigten Ort, ſetzt noch hinzu, „ daß viele griechiſche „ Schriftſteller den Urſprung der Donau in das „ Land der Hyperboräer geſetzt, und behauptet hätten, daß dieſer Fluß von den Riphäiſchen Gebürgen herabkomme.“ *)

Plu-

*) Eigentlich zu reden entſpringt die Donau nicht auf den Alpen, ſondern auf einem Berg in dem ehemals ſogenannten Hercyniſchen Wald in Schwaben. **Tacitus** und **Plinius** nennen ihn den Berg Abnoba. Die Alten rechneten nemlich unter die Alpen ſowohl die Gebürge in Noricum, welches heut zu Tag Bayern heißt, als auch diejenigen in Vindelicien, welches das heu-

tige

Plutarch in dem Leben des Camillus (Opp. T. I. pag. 140.) führt eine Stelle aus dem Heraclides von Pontus an, welche diese Sache noch mehr bestätigt. Die Stelle, die er anführt, lautet also: „Es verbreitete sich eine Nachricht aus den Abend„ländern, daß ein Kriegsheer, aus dem Lande der „Hyperboräer eine griechische Stadt, mit Namen „Rom, die an der See liege, eingenommen habe.“ Plutarch setzt hinzu, „daß Aristoteles denjenigen „Völkern, welche Heraclides hier Hyperboräer „nennte, den Namen Celten gebe.“ Diese Hyperboräer müssen also um die Donau herum, oder wenigstens nicht so gar weit von Griechenland gewohnt haben, wie diejenige behaupten, die sie bis nach Moscau setzen. Man schreibt ihnen auch die Stifftung des Orakels zu Delphi zu, (Paus. Phoc. V. p. 809.) wo nach der Gewohnheitheit der Scythen und Celten das Bildnis des Apollo im Anfang nichts anders, als eine blose Säule war. Ferner sollen sie eine lange Zeit hindurch die Erstlinge ihrer Früchte nach Griechenland, und besonders auf die Insel Delos, dem Apollo zum Opfer, geschickt haben.

Man erzählt ausserdem noch allerhand von ihnen, welches zwar dem äussern Anschein nach ziemlich fabelhaft aussieht, dennoch aber einigen Grund hat. Sie hatten ihre Wohnung einzig und allein in Wäldern, wo sie sich von Erdfrüchten nährten. Sie brachten ihr Leben ohne Verdruß und Unruhe zu. Streitigkeiten und Zwietracht wurde nicht unter ihnen angetroffen. Gerechtigkeit und Billigkeit war ihr einziges Bestreben. Alle Tage leiste-

tige Schwaben ist. Daher kommt es, daß Strabo den Ursprung der Donau auf die Alpen setzt. L. IV. p. 307.

ten sie den Göttern, und besonders der Sonne, einen öffentlichen und besondern Gottesdienst. Die Erziehung, die sie ihren Kindern gaben, hatte blos zum Endzweck, sie zur Tugend und Frömmigkeit zu bilden. Bey einer so klugen und wohl eingerichteten Lebensart, erreichten sie ein hohes Alter; und aus eben dieser Ursache waren sie gegen alle Arten von Krankheiten und Ungemächlichkeiten, die aus einer unordentlichen Lebensart folgen, gesichert. Friede und Wohlstand herrschte ununterbrochen unter ihnen. Und auf diese Art machte ihre Gesellschaft einen starken Contrast gegen die Lebensart der Griechen. Wenn sie zu hohen Jahren gekommen, und ihres Lebens, so zu reden, satt waren; so verliessen sie durch einen freywilligen Tod ein Leben, welches ihnen zur Last war. Und dieser Augenblick war ihnen ein Gegenstand des Vergnügens und des Triumphes. Sie stellten in der Gesellschaft ihrer Freunde und Verwandten noch zu guter letzt Gastereyen an, sungen, tanzten und bekränzten ihr Haupt mit Lorbeeren. Sie stiegen darauf in diesem Anzug auf einen Felsen, und stürzten sich herab. Dieses war bey ihnen der rühmlichste Tod. Clemens von Alexandrien sagt von ihnen, wenn sie ein Alter von sechzig Jahren erreicht hätten, so habe man sie vor das Thor geführt, und allda umgebracht. Wir werden an einem andern Ort zeigen, daß alles dieses von den Celten gelte, die diese Gewohnheiten, von welchen wir hier geredet haben, lange Zeit beybehalten haben.

Wir kommen nunmehro auf die dritte Nation, die Arimaspen, welche wir oben genennet haben. Die viele Fabeln, welche man von ihnen in die Welt hineingeschrieben hat, machen ihre Geschichte sehr ungewiß und zweifelhaft. Man setzt ihren Wohnsitz nach Asien. Sie sollen auf der Stirne nur ein

Aug

Aug gehabt haben. (Plin. Hist. Nat. L. VII. c. 2. p. 6. Pomp. Mela. L. II. c. 1. pag. 37. Ammian Marcell. L. XXIII. c. 6. pag. 368.) Daher sollen sie auch den Namen Arimaspen bekommen haben, welches in der Scythischen Sprache einen Einäugigen bedeutet. *) Sie waren Nachbarn der Hyperboräer, und gränzten an das Land der Greife, mit welchen sie in einem beständigen Krieg lebten.

Diese Greife waren eine Art wilder Thiere, welche Gold und Edelsteine aus der Erde gruben, diese Schätze mit der größten Sorgfalt bewachten, und sie mit eben solcher Wuth vertheidigten, als Geitzhälse ihre Reichthümer. Diese Fabeln, die man schon lange nicht mehr glaubt, haben nach dem Zeugniß Herodots (L. IV. c. 13--27,) ihren Ursprung aus einem Gedicht des Aristeas von Proconnes bekommen. Dieser Mann, den man nur insgemein den grossen Betrüger oder Marktschreyer nennt, gab dieses ausschweifende Werk für eine wahre Geschichte aus, und wollte die Welt überreden, daß er das Land der Arimaspen von einem Ende bis zum andern durchwandert hätte. So lächerlich nun diese Fabel ist, so ist doch gleichwohl eine Wahrheit darunter verborgen. Wenn man voraussetzt, daß die Arimaspen ein wirklich existirendes Volk gewesen sind, so müssen es Sauromaten gewesen seyn. Dieses Volk gränzte an das Land der Hyperboräer, von welchen die Arimaspen glaubten, daß sie die Erstlinge ihrer Früchten nach

*) Leibnitz giebt eine andere Erklärung davon. Er leitet es von zwey deutschen Worten ab, von arm und spähen; allein wenn es wahr ist, daß die Arimaspen ein Sarmatisches Volk sind, so fällt diese Erklärung von selbsten weg. Miscell. Berol. T. I. p. 5.

Griechenland brächten. Nun werden wir bald zeigen, daß Celten und Sarmaten Gränznachbarn, ja auf der östlichen Seite gar untereinander gemischt gewesen sind.

Diese Muthmassung wird selbsten dadurch bestättigt, daß die Arimaspen nur ein Aug auf der Stirn gehabt haben sollen. Dieses zeigt meiner Meinung nach nichts anders an, als daß die Arimaspen gute Bogenschützen gewesen sind, welche das eine Aug zugeschlossen hatten, damit sie mit dem andern desto besser zielen konnten. Es ist ausser allem Zweifel, daß die Sarmaten ordentlicher Weise Pfeil und Bogen zu führen pflegten, welche Waffen den Celten bey nahe gänzlich unbekannt gewesen; denn diese hatten anfänglich nichts, als Schild und Lanzen. Dem ohngeachtet würde man geneigt seyn, die Arimaspen dennoch für blosse erdichtete Völker zu halten, wenn uns nicht Diodor von Sicilien (L. XVII. p. 552.) ausdrücklich versicherte, daß die Arimaspen, mit dem Zunamen Evergeten, noch zur Zeit Alexanders des Grossen, als ein besonderes Volk vorhanden gewesen, und von ihm überwunden worden wären. *)

Zweyt-

*) Es scheinet, daß ein älterer Schriftsteller, welchen Stephanus von Byzanz anführt, sie in die Gegend des Hercynischen Waldes setzt. Plinius (H. N. L. VI. c. 17. p. 678.) redet von gewissen Arimaspen, welche vor Alters unter dem Namen der Cacidaren bekannt gewesen. Cyrus gab ihnen den Namen Evergeten, Wohlthäter, weil sie ihm zur Zeit einer grossen Hungersnoth dreytausend Wägen mit Korn zugeführet hatten.

Zweytes Hauptstück.

Sarmaten und Celten, zwey verschiedene Völker.

Dies ist ein kurzer Auszug aus den Nachrichten, die uns die ältesten Schriftsteller von diesen nördlichen Völkern geben. Das Alterthum der Nachrichten selbst darf man so gar weit eben nicht hinauf setzen, denn Aristeas von Preconnes, der gegen die sieben und funfzigste Olympiade, oder gegen 550. Jahr vor der christlichen Zeitrechnung gelebt hat, ist der erste, der von den Hyperboräern geredet hat. Nach aller Wahrscheinlichkeit lerneten die Griechen die Celten erst lange hernach kennen. Herodot redet zwar in seiner Historie wirklich von ihnen; aber er kennt sie nur dem Namen nach. Seine Erzählung selbst beweist es ganz deutlich. „Die Donau, so lautet seine „Nachricht, (L. II. c. 33. L. IV. c. 49.) entspringt „in dem Land der Celten, nahe bey der Stadt „Pyrrhene. Die Celten wohnen bey den Säulen „des Hercules, sie sind Nachbarn der Cynesier, „und das äusserste Volk in Europa gegen Abend.“ Man siehet offenbar, daß er die Pyrrhenäischen Gebürge nicht nur mit einer Stadt dieses Namens, sondern auch mit den Alpengebürgen verwechselt. Sonsten gesteht er ganz offenherzig, daß das ganze Land, welches über der Donau liegt, zu seinen Zeiten gänzlich unbekannt gewesen.

Man wuste wohl, daß dieser ungeheure Strich Land von zwey ganz unterschiedenen Völkern bewohnt sey; aber diese Nachricht hatte man erst von der Zeit an, als die Griechen und Römer über die Donau gegangen und in Scythien einge-

drungen waren. Von der Zeit fieng man an, diese Völker von einander zu unterscheiden. Das eine nennte man die Sauromaten, oder Sarmaten,* das andere führte den Namen der Celter, Celto-Scythen, Iberier, Celtiberier, Gallier, Germanier ꝛc. Der Name Scythen, war blos denjenigen unbekannten Völkern eigen, welche entweder tief in Norden hinein wohnten, oder solche Länder innen hatten, wo keine Reisende hingekommen waren. So erklärt es Plinius (Hist. Nat. L. IV. c. 12. p. 466.) Allein man muß seine Worte in einer allgemeinen Bedeutung nehmen. Der Name der Scythen gieng erst ganz spät verlohren; ja es werden so gar noch einige sehr bekannte Völker mit diesen Namen benennt. So giebt Horaz den Illyriern, Dion den Bastarnen und Daciern diesen Namen. Badegesus, der zur Zeit des Honorius mit einer starken Gothischen Armee in Italien einfiel, wird ein Scythischer Fürst genennt, (Duches. rer. Frauc. T. I. p: 808.) und noch im neunten Jahrhundert werden die Normänner, welche einen Theil von Frankreich verwüsteten, Scythen genennt. Man kann überhaupt sagen, daß die Celten den westlichen Theil von Europa, nemlich Spanien, Gallien, die drey Brittischen Königreiche, Deutschland, die nordischen Reiche und einen Theil von Italien innen gehabt; die Sarmater im Gegentheil sich auf der östlichen Seite fest gesetzt haben, ohn-

---

* Einige behaupten, dieser Name wäre ihnen von den Griechen wegen ihrer runden Augen gegeben worden. Andere z. E. Bochart leitet ihn aus der Hebräischen Sprache her, und erklärt ihn durch Ueberbleibsel der Meder. Und wirklich waren Sarmaten und Meder nur ein Volk. Bochart Geogr. Sac. L. III. c. 14.

ohngefähr in eben den Ländern, die sie noch heut zu Tage besitzen. In einigen Gegenden vermischten sich beide Völker mit einander, daraus entstunde eine dritte Nation, welche von beiden Völkern etwas angenommen hatte. Dieses waren die Bastarnen, die Peuciner, die Finnen, und noch einige andere.

Uebrigens waren die Celten und Sarmater zwey ganz von einander unterschiedene Völker. So weit die Nachrichten in das graue Alterthum hinauf reichen, siehet man unter beiden einen sehr merklichen Unterschied. Sitten, Gewohnheit und Lebensart sind in vielen Stücken einander schnurstracks entgegen gesetzt. Die Sarmaten giengen so wie die andern Scythen alle mit einander in Krieg; allein sie hatten blos Reuterey, oder besser zu sagen, sie waren beständig zu Pferd. Sie kauften und verkauften, hielten Versammlungen, verrichteten ihre Geschäfte, gaben einander Besuch, stellten Gastereyen an; und das alles beständig zu Pferd: ja sie schliefen so gar auf den Pferden. Nach dem Zeugnis des Ammianus Marcellinus (L. XXXI. c. 3.) hatten sich die Hunnen, ein Sarmatisches Volk dermassen gewöhnt, Tag und Nacht auf den Pferden zu zu bringen, daß sie so gar das gehen verlernten. Viele Völker, die dergleichen Gewohnheiten hatten, wohnten an der Donau und in der Nachbarschaft von Griechenland, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der wahre Ursprung der sonst fabelhaften Centauren hier zu suchen sey.

Das gewöhnliche Nahrungsmittel der Sarmater war rohes Fleisch, welches sie auf den Rücken ihrer Pferde legten, und sich darauf sezten, und es auf diese Art weich und zart machten. Eines ihrer angenehmsten Gerichte war Pferdemilch und Blut unter einander gemischt. (Plin. H. N. L. XVI. c. 11. Virg. Georg. L. III. c. 461.) Ihre Klei-

Kleidung hatte viel ähnliches mit der Kleidung der Meder. Sie bestund in einem langen Rock, der ihnen bis auf die Knöchel herab hieng. Bogen und Pfeile waren zwar ihre gewöhnliche Waffen; aber ausser diesen führten sie auch einen langen Spieß, den sie auf dem Knie ansetzten, und mit der grösten Stärke gegen den Feind anrennten. Sie hatten mehrere Weiber, welche sie nicht allein mit in den Krieg nahmen, sondern sie auch mit in das Treffen führten. Es durfte sich kein Mädgen eher verheyrathen, als bis sie einen Feind ihres Landes getödet hatte.

Die Celten im Gegentheil hatten eine ganz andere Lebensart. Ob sie gleich ebenfalls Reuterey hatten; so bestund doch ihre Hauptstärke im Fußvolk. Dieses übten sie in der Geschwindigkeit im Laufen, und in der Dauerhaftigkeit, lange Märsche in einem weg zu machen. Sie legten sich stark auf die Viehzucht und giengen häufig auf die Jagd. Das Wild, das sie erlegten, diente ihnen zur Speise; über dies assen sie auch das Fleisch von den zahmen Thieren ihrer Heerden, und trunken ihre Milch. Ihre Kleider lagen fest auf dem Leib an, ausgenommen das Sagum, welches ein kurzer Mantel war, den sie von forne mit einer Schnalle zusammen hefften, hinten aber kaum bis auf die Hüffte hängen liessen. Anstatt der Bogen und Pfeile, führten sie ungeheuer grosse Schilder und Lanzen, deren sie sich so wohl in der Nähe als in der Ferne zu bedienen wusten. Die Vielweiberey war nicht unter ihnen eingeführt. Ihre Weiber begleiteten sie zwar in Krieg, und brachten ihnen allerhand Erfrischungen; aber wenn sie in das Treffen giengen, so blieben ihre Weiber zurück.

Endlich waren die Celten und Sarmaten auch in Ansehung der Sprache völlig von einander unterschieden, so wie sie auch noch heut zu Tage unterschie-

terschieden sind. Einen deutlichen Beweiß davon findet man im Ovid. Dieser Dichter war bekantlich nach Tomi, einer Stadt an dem schwarzen Meer, verwiesen worden. Von hier aus schrieb er an den Cotta nach Rom, daß er bereits die Sprache der Geten, und Sarmaten, die in der Nachbarschaft dieser Stadt wohnten, gelernt hätte. Nun aber sind die Geten kein anderes Volk als eben die Celten. Folgendes dient zum Beweiß. Die zehen Tausend Barbaren, welche dem Perseus, dem König von Macedonien, ihre Hülfe anboten, die er aber ausschlug, werden vom Appian, Geten, vom Dion, Thracier, vom Diodorus aus Sicilien Gallier und Celten, vom Trogus Pompejus, Bastarner, vom Livius und Polybius, Bastarner und Gallier, genennt. Der ganze Unterschied bey diesen angeführten Schrifftstellern besteht darinnen, daß einige den allgemeinen Namen, der mehrern Völkern gemein ist, dergleichen die Benennungen der Geten, Thracier und Celten sind; andere aber den eigenen und besondern Namen einiger Nationen, dergleichen die Bastarner sind, gebrauchen. Uebrigens wurden die Geten in der Folge der Zeit Gothen genennt. Ovid unterscheidet also die Getische, und Sarmatische Sprache von einander.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die deutsche Sprache, die von der alten Celtischen abstammt, einige Worte mit der Slavonischen oder Sarmatischen Sprache gemein hat; es mag nun seyn, daß beyde aus einer noch ältern ursprünglichen Sprache hergekommen seyn, und von dieser Ur-Sprache einige Züge übrig behalten haben; oder daß durch die Nachbarschaft und Vermischung dieser beiden Völker, Worte aus der einen Sprache in die andere übergegangen sind: so wissen doch diejenigen, die beide Sprachen verstehen, daß sie wirklich

lich und wesentlich von einander unterschieden sind, sowohl in Ansehung des Genies, der Verbindung und Einrichtung der Redensarten, als auch in Ansehung der persönlichen Fürwörter, und anderer Zusätze, (Suffixa,) welche die Sarmaten, so wie die Hebräer hinten an die Nenn- und Zeitwörter hängen, in den andern Sprachen aber voran gesetzt werden.

Es ist also ausgemacht, daß die Celten und Sarmaten nicht allein von einander unterschieden, sondern auch die zwey grossen Haupt-Völker waren, welche das Europäische Scythien bewohnt haben. Gute Geschichtschreiber unterscheiden sie auch wirklich jederzeit von einander, und geben besondere Charactere an, woran man sie beide von einander erkennen kann. Aber es giebt auch Schrifftsteller, die bey weiten nicht so genau sind, sondern Celten und Sarmaten unter dem allgemeinen Namen der Scythen mit einander verwechseln. So nennt zum Exempel Zosimus alle die barbarische Völker, die zu seiner Zeit das Römische Reich beunruhigten, mit dem allgemeinen Namen, Scythen.

Diese Unrichtigkeit verursacht heut zu Tage die gröste Schwierigkeit in der alten Scythischen Historie, wenn man die Denkmäler, die uns davon übrig geblieben sind, richtig erklären will. Wenn Begebenheiten, oder Gewohnheiten erzählt werden, so weiß man oft nicht, ob sie den Sarmaten, oder Celten zugeschrieben werden müssen. Man sagt zum Exempel, daß die Amazonen, jene kriegerische Frauenzimmer des Alterthums, die keine Mannsperson unter sich geduldet, und den jungen Mägdgen die linke Brüst abgebrennt hatten, um sie zum Bogenschiessen desto geschickter zu machen, Scythen gewesen wären. Ob es aber Celten oder Sarmaten gewesen, lassen die meisten Schrifftsteller dermassen unentschieden, daß man in dergleichen

chen Materien recht bewandert seyn muß, wenn man sich nicht betriegen will.

Ich beschliesse dieses Capitel mit einer Anmerkung, gegen welche der Leser nicht gänzlich gleichgültig seyn wird. Es ist eine blose Muthmasung, ich gestehe es, aber sie hat doch eine grosse Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite. Sollte man nicht vermuthen können, daß die Völker, die man in Europa Celten und Sarmaten nennt, eben diejenigen seyn, die in Asien Meder und Perser heissen. Wenn man dem Solinus Glauben beymessen darf (cap. XXV. p. 235.) so stammen die Meder von den Sarmaten ab, oder nach der Aussage des Diodorus von Sicilien die Sarmater von den Medern. Herodot erzählt (L. V, c. 9.) daß längs an der Donau hin Völker wohnten, die sich eben so, wie die Meder kleideten, und sich rühmten, daß sie von ihnen abstammten. Alles dieses zusammen genommen, zeigt eine starke Aehnlichkeit zwischen den Sarmatern und Medern. Einige gehen gar so weit, daß sie beide Völker nur für eines halten.

Was die Perser anlangt, so waren sie gewiß mit den Celten nur ein und ebendasselbige Volk. Zum Beweiß davon hat man nicht nöthig, sich auf das Zeugnis des Ammianus Marcellinus (L. XXXI. c. 3.) und des Tertullians (de pall. cap. 2. p. 133.) zu berufen, welche die Perser aus Scythien abstammen lassen; denn nach der Anmerkung des Heinrich Valesius, verwechseln diese beide Schrifftsteller die Perser mit den Parthern, welche letztere nach der einstimmigen Nachricht aller Geschichtschreiber ursprünglich Scythen waren. *) Wir

*) Arrian. Parth. p. 615. Q. Curt. L. VI. p. m. 212. Die Parther waren ursprünglich Sarmater;

Wir werden im folgenden stärkere Beweise anführen, und insonderheit zeigen, daß die Sprache Gewohnheit und Religion der Perser von derjenigen der Celten in keinem Stück unterschieden gewesen.

Drittes Hauptstück.

Von den Wohnsitzen der Celten.

allgemeine Beweise.

Wir wollen jetzo von dem Umfang und den Gränzen derjenigen Länder reden, welche die Celten eigentlich bewohnten. Der Weg, den wir zu gehen haben, ist zwar unbekannt, aber so viel kann man doch mit Zuverläßigkeit sagen, daß diese Völker ehedem Herrn von dem grösten Theil von Europa gewesen sind. Sie führten zwar nicht überall den Namen der Celten, aber man erkennt doch in den verschiedenen Gegenden noch immer das nemliche Volk, und kann es durch Kenzeichen, die gar nicht zweydeutig sind, leicht unterscheiden.

Cluver hat unwidersprechlich bewiesen, daß die Celten in den ältesten Zeiten, Illyrien, Deutschland, Gallien, Spanien und die Gros-Brittannischen Königreiche inne gehabt haben. (Germ. Ant. p. 16.) Wenn er seine Untersuchungen weiter getrieben hätte; so würde er gefunden haben, daß ein Theil von Pohlen und Moscau, samt den Ländern

---

mater; daher kommt es, daß ihre Sprache mit der Sprache der Meder so viele Aehnlichkeit hat, welche, wie wir gesagt haben, von den Sarmatern abstammten. Justin. L. XXI. c. 2. Plin. Hist. N. L. VI. c. 7.

dern, an der Donau hinunter bis zu ihrem Ausfluß, Thracien, Macedonien, Griechenland, Italien und Sicilien, von Celten bewohnt gewesen sind. Ferner würde er entdeckt haben, daß Klein Asien mit Celtischen Völkern angefüllt gewesen; daß unter diesen die Galater, oder Gallo-Græci, die sich wieder in verschiedene Völkerschaften vertheilt hatten, einen ansehnlichen Platz behauptet haben. Die Bithynier, Thracier, Phrygier, Trojaner, Lydier, Medo-Bithynier, Mariandyner, Sictienser, Mysier oder Mösier, Mygdonier, Matienser, Paphlagonier, Bebrycer, Lygier, alle diese Völker kamen ursprünglich aus Europa, und verbreiteten sich in Asien. Wir behalten uns vor, weitläufiger von ihnen zu handeln, wenn wir auf die Auswanderungen und Colonien der Celten zu reden kommen. Hier reden wir nur blos von denjenigen Celten, die ihre Wohnsitze in Europa gehabt haben.

Es ist zu bedauern, daß der P. Pezron die Zeit noch nicht gehabt hat, den Plan, den er in Leibnitzens collectaneis etymologicis entworfen hat, aus zu führen. Man würde viele Vortheile davon gehabt und manches gelernt haben, was man bisher noch nicht gewust hat. Dieser gelehrte Mann nahm sich vor, den Ursprung der Celten aufzusuchen, und dasjenige zu beweisen, was eigentlich hier bewiesen werden muß. Es ist indessen nicht zu leugnen, daß er in seinem Plan allzuviel Leichtglaubigkeit in Absicht auf die alten Fabeln blicken läst; er hat einige wirkliche Unrichtigkeiten und Falschheiten darinnen; allein in der Ausführung würde er sie ohnfehlbar verbessert haben. *) Er

*) Der Verfasser hatte in der folgenden Zeit Ursache seine Meinung hierinnen zu ändern.

Er behauptet, daß die Celten vom Gomer und Astenas abstammten, wovon jener ein Sohn, und dieser ein Enkel des Japhets war. Es kan seyn; wenigstens ist diese Meinung sehr alt. Allein es ist auch ausgemacht, daß die Genealogie der Celten bey weiten nicht so hoch hinauf geht. Er behauptet ferner, daß die Celten, oder Gomeriten, von den Parthern Sacer wären genennt worden; allein dieses ist falsch: nicht die Parther sondern die Perser gaben den Scythen den Namen Sacer. (Plin. Hist. N. L. VI. c. 17.) Er unterscheidet also Perser und Parthen nicht von einander, er verwechselt die Dacier, die um die Donau herum wohnten, mit den Dahern oder Daern in Asien. Er behauptet, daß die Celten, die sich in Armenien, Capadocien, Phrygien niedergelassen hatten, aus Hyrkanien und Bactriane hergekommen wären, da sie doch aus Europa gekommen waren. Acmon, Ophion, Saturn, Jan, sind nach seiner Angabe Celtische Fürsten; er bedenkt aber nicht, daß die beiden ersten Namen offenbar griechische, und die beiden andern Phönicische Namen sind. Er sagt weiter, daß sich die Teutonen mit den Umbriern vermischt hätten. Dieses ist eben so unrichtig gesagt, als wenn jemand behaupten wollte, die Franken hätten sich mit den Schweden vermischt, wenn er nichts anders sagen wollte, als, daß beide Völker einerley Ursprung hätten. Uebrigens hat der P. Pezron den Hauptpunkt wahrscheinlicher Weise getroffen, und das System, welches er annimmt, ist in der Hauptsache weder ei-

ne

Von diesem Werk des P. Pezrons selbst, welches unter dem Titel: l'antiquite de la nation & de la langue des Celtes, heraus gekommen ist, sagt unser Verfasser, daß es voller Chimären und Einbildungen sey.

ne leere Einbildung, noch ein Roman, noch eine unerweißliche Muthmasung.

Die Alten bestimmen die Gränzen von dem Lande der Celten nicht anders, als wie sie die Gränzen von Europa festsetzen. Nach den griechischen und lateinischen Erdbeschreibern fängt Europa bey den Säulen des Hercules an, und erstreckt sich von da bis an die vorgeblichen Riphäischen Gebürge, wovon wir oben geredet haben, und die man in die äussersten nördlichen Länder setzt. Von diesen Gebürgen läst man den Fluß Tanais herkommen. Herodot, welcher hierinnen besser unterrichtet war, als die nachfolgenden Schrifftsteller, wuste, daß dieser Fluß seinen Ursprung aus einem grossen See hatte. Er sagt: „ er entspringet aus „ einem grossen See, und stürzet sich in einen noch „ grössern, den man Meotis nennt “ (Herod. L. IV. c. 57. Cluv. Germ. antiq. p. 6. 12.) Es ist dieses das heut zu Tag so genannte Meer von Zabache und Tana, oder der alte palus mœotis, welcher an der Gränze zwischen Europa und Asien, zwischen der kleinen Tartarey und Circaßien, liegt.

Die Alten bestimmten die Gränzen von Europa auf folgende Art. Auf der östlichen Seite war ein Theil des nördlichen Oceans, welcher zwischen dem festen Land in verschiedenen Gegenden eindrung, und grosse Meerbusen machte; alsdenn folgte eine Reihe von Bergen, die sie die Riphäischen nennten; endlich der Tanais, welcher aus diesen Gebürgen heraus kommt, und nachdem er viele Länder durchströmt hat, sich in den Palus Mäotis ergießt. (Sucan. L. III. V. 272. Plin. Hist. Nat. L. IV. c. 12. Pompon. Mela. L. I. c. 4. 19. Dionys. Perieg. v. 14. 48. 632. 661. 722.)

Man hat hier nicht nöthig, die Unwissenheit der alten Erdbeschreiber weitläufig zu zeigen. Sie

haben erstlich die Gränzen von Europa auf einer Seite, wo gar kein Meer ist, blos nach ihrer Einbildung bestimmt; sodann haben sie gewissermaßen den Tanais mit der Donau verwechselt, welcher letztere Strom wirklich aus den Gebürgen herkommt, welche die Riphäischen Berge der Alten waren. Es ist hier genug, wenn man nur bemerkt, daß die Gränzen von Europa und Celtica einerley sind. In dem Plinius (L. VI. c. 13.) findet man einen hinreichenden Beweiß. Nachdem dieser Schriftsteller ältere Zeugnisse angeführt hat, so setzt er das erste Vorgebürg von Celtica in die Gegend der Riphäischen Gebürge. Er sagt: „Über den Hyperboräern hinaus ist ein Vorgebürg „von Celtica, mit Namen Lytermis, und der „Fluß Cambucis, welcher ein Land durchströmt, „wo die Riphäischen Gebürge immer niedriger „werden, und sich endlich unvermerkt ganz und „gar verlieren.“

Es kommt hier wenig oder gar nicht darauf an, zu untersuchen, ob der genannte Fluß Cambucis der Obi, oder der Divina ist, der bey Archangel in die See fällt. Man kan diese Frage der neuern Erdbeschreibern zu entscheiden überlassen. Die angeführte Stelle des Plinius ist aus dem Hecatäus genommen, einen Schriftsteller, der nach aller Wahrscheinlichkeit, dieses so sehr entfernte Land nicht kennte. Strabo versichert uns in einer Stelle, die wir schon einmal angeführet haben (L. VII. p. 294.) daß dieses Land noch zu seiner Zeit nicht bekannt gewesen. Wir beweisen also aus dem Zeugnis des Plinius und Hecatäus weiter nichts, als daß sich nach der allgemein angenommenen Meinung Celtica eben so weit erstreckte, als Europa.

Plutarch sagt in dem Leben des Marius beynahe eben dieses. (Opp. Tom. I. p. 411.) Es behau-

behaupten einige, so lauten seine Worte, „ daß „ Deutschland ein ungeheuer grosses Land ist, das „ sich gegen Norden bis an das äusserste Meer, „ gegen Osten aber bis an den Palus Mäotis „ erstreckt, und an denjenigen Theil von Scythien „ gränzt, den man Pontica nennt. Daher kommt „ es, fährt er fort, daß alle die Völker, die die„ se weitläufigen Länder durchwandern, mit dem „ allgemeinen Namen der Celto-Scythen belegt „ werden, ob gleich ein jedes auch seinen eigenen „ Namen hat. “ Plutarch redet hier von den Cimbrern und andern Völkern, welche von den Marius überwunden worden waren. Uebrigens führt Strabo eine Stelle aus dem Ephorus an, deren Innhalt dieser ist, daß, wenn man die ganze Welt in vier Theile theilen wollte, man finden würde, daß das Land gegen Osten, von den Indianern, dasjenige gegen Mittag, von den Aethiopiern, dasjenige gegen Abend, von den Celten, und dasjenige gegen Norden, von den Scythen bewohnt sey. (L. I. p. 34.)

Viertes Hauptstück.

Besondere Beweise von den Wohnsitzen der Celten in Spanien.

Wenn man von diesen allgemeinen Beweisen auf die besondere fortgehet, so wird man sich leicht überzeugen, daß ganz Europa ehemals von den Celten bewohnt gewesen; man wird aber auch bemerken, daß sie sich auf der östlichen Seite mit vielen Sarmatischen Nationen vermischt haben.

Spanien und Portugall sind bekanntlich die äussersten Länder auf der westlichen Seite von Europa. Wie die Römer mit ihren Waffen das erstemal in diese Länder kamen, so fanden sie es von verschiedenen Völkern bewohnt. Varro beym Plinius (Hist. Nat. L. III. c. 1.) nennt ihrer fünfe: „Spanien, sagt er, ist von den Iberiern, Per„sern, Phöniciern, Celten und Carthaginensern, „bewohnt.“ Die letztern sind bekannt; sie waren Nachbarn von Spanien, und hatten bereits vor dem zweyten Punischen Krieg einen grossen Theil davon unter ihre Bothmäsigkeit gebracht. Phönicier, wenn man sie den Carthaginensern entgegen setzt, sind ursprünglich Tyrier, die eine Colonie nach Gades, heut zu Tage, Cadix, geschickt, und daselbst zu Ehren des Hercules einen berühmten Tempel gestiftet hatten. Was die Perser anlangt, so weiß man nicht, wie sie dahin haben kommen können. Unter den ältesten Schrifftstellern ist kein einziger, welcher sagt, daß dieses Volk Colonien nach Europa geschickt hätte. Vielleicht waren diese vorgeblichen Perser die ursprünglichen eingebohrnen Einwohner dieses Landes. Und in der That findet man zwischen ihnen und den alten Persern, ehe sie die Meder überwunden und von diesen den größten Theil ihrer Gewohnheiten angenommen haben, keinen merklichen Unterschied. Indessen ist es nur eine blosse Muthmasung, und gegenwärtig können wir es noch durch weiter nichts, als durch die vollkommene Aenlichkeit zwischen den Celten und alten Persern, beweisen: wir werden aber in der Folge dieses Werks noch oft Gelegenheit haben, davon zu reden. Endlich rechnet man auch die Iberier unter die ältesten Einwohner von Spanien; diese sollen sich in der folgenden Zeit mit den Celten, die aus Gallien gekommen waren, vermischt haben, und aus der

Vereinigung dieser beiden Völker wäre der Name der Celtiberier entstanden. Dieses ist ein offenbarer Irrthum. Wir werden weiter unten zeigen, daß die Benennung Iberier kein eigener Name, sondern blos eine allgemeine Benennung sey, welchen die Celten denjenigen Völkern zu geben pflegten, die an einem Fluß oder Berg wohnten.

Der Ursprung dieser Völker mag seyn, welcher er will, so stimmen die ältesten Schriftsteller dennoch darinnen überein, daß die Celten, Iberier und Celtiberier in Spanien, ein und ebendasselbe Volk, und nur mit verschiedenen Namen bezeichnet gewesen sey. (Plin. L. III. c. 1.) Es mag also genug seyn, hier nur einige Anmerkungen beyzufügen. Erstlich, nach den Einfällen der Carthaginenser und Römer in Spanien haben die Celten noch eine lange Zeit hindurch einen grossen Theil von Spanien innen gehabt. Man findet sie an denen Flüssen Ebrus, ehemals Iberus, an dem Anas, heut zu Tage Quadiana, an den Bätis, heut zu Tage Quadalquivir; ferner in den Provinzen, Tarraconien, Bätica, Lusitanien, welche zu den Zeiten der Römer ganz Spanien ausmachten. Zweytens, die andern barbarischen Völker, die sich in Spanien niedergelassen haben, und denen die Geschicht- und Erdbeschreiber, den Namen der Celten zwar nicht ausdrücklich beylegen, sind dem ohngeachtet keine andere Nation, als eben diese Celten. Hierunter gehören zum Exempel, die Cantabrer, Türdetaner, Fasitaner, Veltonen, Antrigoner, Tiburer, Celeriner, Pelendonen, Oretaner, ꝛc. Den Beweiß davon können wir theils aus der Benennung ihrer Städte und Gegenden, die grösstentheils die Celtischen Endsylben Brig und Dur haben, theils aus den Gewohnheiten dieser Völker, die mit den Celtischen vollkommen über-

einstimmen, hernehmen, wie wir in der Folge näher zeigen werden.

Daraus leiten wir nun den Schluß her, daß die Celten in den ältesten Zeiten Herrn von ganz Spanien gewesen sind. Herodot und Ephorus behaupten es ausdrücklich. Die andern alten Schrifftsteller waren so fest überzeugt, daß die ursprünglichen Einwohner dieser Länder von andern nördlichen Völkern nicht unterschieden gewesen, daß sie gar keine Schwierigkeit machen, ihnen ausser den Namen der Celten, auch den Namen der Gallier und Cimbrer zu geben. (Strabo L. II. p. 107. Diodor. Sicul. L. V. p. 215.)

Fünftes Hauptstück.

Von den Wohnsitzen der Celten in Gallien.

Von Spanien kommen wir nach Gallien. Nach der Anmerkung des Julius Cäsars (de bello Gallico L. I. c. 1. Ammian. Marcell. L. XV. c. 2.) hatten die Celten zu seiner Zeit nur den dritten Theil von Gallien innen. „Ganz Gallien, „ sagt er, ist in drey Theile getheilt. Den ersten „ bewohnen die Belgier, den zweyten die Aquitanier, und den dritten ein Volk, welches wir „ Gallier nennen, welchem sie aber in ihrer Sprache den Namen Celten geben. Alle diese Völker reden eine verschiedene Sprache, und haben „ auch verschiedene Sitten. „

Diese Stelle des Julius Cäsars muß blos von denjenigen Galliern verstanden werden, die damals noch nicht unter Römischer Herrschaft stunden.

den. Dieser Feldherr überwand sie aber in verschiedenen Feldzügen, die er selbsten beschrieben hat. Und dieses ist das Land, welches man sonsten Gallicomata nennt, weil die Einwohner lange Haare zu tragen pflegten. Lange vorher schon waren die Römer Meister von demjenigen Strich, der sich von den Pyrhenäischen Gebürgen bis an die Alpen erstreckt, und die Provincia Narbonensis unter sich begreift. Von den langen Hosen oder Beinkleidern, die man in dieser Gegend trug, bekam dieser Strich von Gallien den Namen Gallia braccata. Disseits der Alpen besassen die Römer die Provinz, die man Gallia Cisalpina, oder, weil sich die Einwohner nach Römischer Art kleideten, Togata, nennte. Sie fieng von den Alpen an, erstreckte sich längs dem Po hin, bis an das Adriatische Meer; ihre Gränzen waren die Städte Ancona und Ravenna und der Fluß Rubicon.

Strabo und Diodor von Sicilien, die nach dem Julius Cäser gelebt haben, scheinen nicht ganz einstimmig mit ihm zu seyn. Der erstere beruft sich so gar auf die Commentarien des Cäsars und behauptet, daß diejenigen Völker, oder der Strich von Gallien, dem man insgemein Provincia Narbonnensis nennte, innen gehabt, vor Alters den Namen der Celten geführt hätten, und von diesen wäre er erst auf die andern Völker von Gallien gebracht worden. Er sagt: „die Celten wohnen an der Seite des Meers, „wo Marseille und Narbonne liegt, und ihr Land „erstreckt sich bis an einen Theil der Alpen.“ (L. IV. p. 176.) Diodor von Sicilien führt bey nahe eben diese Sprache. Seine Worte lauten also: „Man muß hier etwas bemerken, wel„ches die meisten nicht wissen. Die Völker die „über Marseille mitten im Lande um die Alpen

„ herum, und an den Pyrrhenäischen Gebürgen
„ wohnen, werden Celten genennt. Diejenigen,
„ welche dem Lande Celtica gegen Mittag, an der
„ Seite des Oceans und des Hercyniſchen Ber-
„ ges wohnen, und andere Völker, die ſich von
„ da bis nach Scythien erſtrecken, werden Gala-
„ ter genennt. Indeſſen geben die Römer überhaupt
„ allen dieſen Völkern den Namen Galater.“
(Diod. Sic. L. V. p. 214.) Es ſind nicht mehr als drey Irrthümer in dieſer Stelle. Erſtlich verwechſelt der Geſchichtſchreiber Mittag und Mitternacht mit einander, es müſte denn ein Fehler des Abſchreibers ſeyn. Zweytens macht er aus dem Hercyniſchen Wald einen Berg dieſes Namens, und man weiß doch, daß ſich der Hercyniſche Wald vor Alters beynahe durch ganz Deutſchland, Ober-Ungarn und Pohlen, von Elſas und der Schweitz bis nach Siebenbürgen erſtreckte. Drittens behauptet er, daß die Völker, die um dieſen Berg herum bis nach Scythien hin gewohnt hätten, den Namen Gallier, oder wie die Griechen zu ſagen pflegten, Galater gehabt hätten. Auch dieſes iſt grundfalſch; denn die Gallier wohnten jenſeits des Rheins, diejenigen Völker aber, welche diſſeits dieſes Fluſſes wohnten, wurden anfänglich Scythen, hernach Celten, und endlich Deutſche genennt, der Name Gallier aber wurde ihnen ſehr ſelten gegeben. Uebrigens ſtimmen doch Strabo und Diodor darinnen mit einander überein, daß ſie die Celten in das Narbonenſiſche Gallien ſetzen. Wie die Stelle des Julius Cäſars erklärt werden müſſe, werden wir im folgenden zeigen.

Den Unterſchied, den Cäſar zu ſeinen Zeiten in den Gewohnheiten der Belgier, Aquitanier und Celten bemerkt, kommt einzig und allein daher, daß die einen ihre urſprüngliche Barbarey

beybe-

beybehalten, die andern aber sich durch den Umgang mit gesitteten Nationen verfeinert haben. Dem ohngeachtet aber war unter diesen drey Nationen noch so viele Aenlichkeit, daß man sicher daraus schliessen kan, daß sie ursprünglich nur ein und eben dasselbe Volk waren.

Eben dieses gilt von ihrer Sprache. Von der Zeit des Julius Cäsers an hat sich die Sprache der Celten in so viele Dialecte verändert, daß sie sich einander nicht mehr verstunden, ob sie gleich nicht sehr entfernet von einander waren. Man kan durch unleugbare Beweise zeigen, daß sie nur eine Haupt- und Mutterspracheh atten, von welcher alle die verschiedene Dialecte abstammten.

Ferner ist gewiß, daß alle Einwohner von Gallien in den ältern Zeiten den Namen Celten gehabt haben. Diesen Namen gaben sie sich einander selbst, und auch Ausländer brauchten ihn um sie von andern Völkern zu unterscheiden. Pausanias bestättigt es. (Attic. c. 3. p. 10.) Allein der Namen Gallier, oder Galater, ist viel neuer. Griechen und Römer brauchten ihn, ob er gleich den Völkern, denen sie ihn beylegten, selbst unbekannt war. Nur ganz spät wurde er auch unter ihnen gewöhnlich. Man mag sie nun entweder Gallier, oder Galater, oder Celten nennen; so war es doch im Grund nur ein und eben dasselbige Volk. Die verschiedenen Namen bezeichnen ohne Unterschied das ganze Volk der Gallier, man mag sie nun Gallier, oder Celto-Galater nennen.

Die Namen Belgier und Aquitanier waren nichts anders als besondere Benennungen, die entweder von der herrschenden Neigung der Völker, oder von der Gegend, wo sie wohnten, hergenommen waren. Diejenigen Celten welche über

der

der Seine und Marne wohnten, und kürzlich aus Deutschland angekommen waren, brachten alle die Wildheit des Landes, wo sie ausgegangen waren, mit, und wurden deswegen Balger, Belger, das ist, zankſüchtige Liebhaber des Streitens, von dem deutschen Wort, Balgen, genennt. Diejenigen die ihre Wohnsitze an der See aufgeschlagen hatten, bekamen den Namen Armoriker, von einem Celtischen und deutschen Wort, das ist, Völker, die am Meer ihr Reich errichtet hatten. Plinius sagt, daß derjenige Theil von Armorica, der über der Garonne gegen die Pyrrhenäische Gebürge zu gelegen wäre, von den Römern Aquitanien wäre genennt worden, entweder weil sie viel Quellwasser (aqua viua) in der Gegend angetroffen hätten, oder um das Celtische Wort dadurch auszudrücken. (Plin. Hist. Nat. L. IV. c. 17.)

Sechstes Hauptstück.

Von den Wohnsitzen der Celten in Deutschland.

Darinnen stimmen die alten Schrifftsteller meistens mit einander überein, daß Deutschland von Celtischen Völkern durchaus bewohnt gewesen; ja sie sagen, daß dieses Land den ansehnlichsten Theil von dem alten Celtica ausgemacht hätte. Herodot setzt den Ursprung der Donau in das Land der Celten (L. II. c. 33. L. IV. c. 49.) Arrian, (exped. Alex. p. 8.) sagt eben dieses, und rechnet unter die Celten alle diejenigen Völker, die längs diesem Strom hinunter wohnten, die Quaden und Marcomannen mit einbegriffen. Der Namen der Celten blieb den Deutschen noch eigen, nachdem ihn

ihn die Einwohner von Spanien und Gallien längst verlohren, oder abgelegt hatten. Wenn der Geschichtschreiber Dio von den Celten redet, so versteht er allemal die Deutsche darunter. Er sagt unter andern (L. XXXVIII. cap. 31. Lib. LIII. p. 503.) „ daß die Celten über den Rhein „ gegangen wären, um dem Arioviſt zu Hülfe zu „ kommen; daß einige Celten die man Germaner „ genennt hätte, nachdem sie sich Meister vom „ Rheinstrom gemacht hätten, dem ganzen Land „ den Namen Germanien gegeben hatten. “ An einem andern Ort redet er noch deutlicher (Lib. XXXIX. p. 114.) Er sagt : „ die Deutschen, „ die an den beiden Ufern des Rheins wohnten, „ hatten ehemals den allgemeinen Namen Celten; „ aber nachdem man angefangen hat, die Gallier „ von den Celten zu unterscheiden, so ist der Rhein „ bis jetzo, als die Gränze zwischen beiden Ländern „ angesehen worden. “

Die Celten, welche in Deutschland wohnten, waren von denjenigen, die ihre Wohnung in Gallien hatten, in nichts unterschieden. Man benennte sie beide mit einerley Namen, und war überzeugt, daß sie im Grund betrachtet, nur ein Volk waren. „ Diese zwey Völker, sagt Strabo „ (L. IV. p. 196.) sind Nachbarn; sie werden nur „ durch den Rhein von einander getrennt; sie „ haben einerley Temperament, einerley Lebens- „ art; sie gleichen sich in allen Stücken. “ Hieraus leitet er an einem andern Ort (L. VII. p. 200.) die Benennung Germanier her. „ Die „ Deutschen, sagt er, sind sehr wenig von den „ Galliern verschieden; sie haben mehr Wildigkeit und Muth, besitzen eine grössere Leibesstatur; sie haben auch eine weissere Farbe. In „ andern Stücken sind sie einander vollkommen „ ähnlich. Sie haben einerley Gesichtsbildung,

„ einerley Gewohnheiten, einerley Nahrungsmit-
„ tel. Daraus schliesse ich, daß die Römer Grund
„ hatten, daß sie sie Germanier genennt haben;
„ sie wollten nemlich damit anzeigen, daß sie leib-
„ liche Brüder (Fratres germani) der Gallier
„ wären.“

Diese Abtheilung des Strabo ist gewißlich falsch; aber sie beweist doch so viel, daß zwischen den Deutschen und Galliern eine so hervorstehende Aehnlichkeit gewesen, daß man sie für leibliche Brüder halten konnte: denn germanos nennten die Römer diejenigen Brüder, die einerley Vater und Mutter hatten, und unterschieden sie von den consanguineis und uterinis, d. i. die nur von einer Seite Brüder waren.

Wir müssen nun noch einige Anmerkungen über das alte Deutschland machen. Die Römer setzten auf der Mittags-Seite die Donau von ihrem Ursprung an bis an die Vestung Carnuetum zur Gränze. Indessen waren doch die Völker die über diesem Fluß bis an die Alpen wohnten, alle miteinander Celten. Dahin gehören die Helvetier, die einen Theil der Gallischen Celten ausmachten, die Rhetier, die Noriker und Pannonier, deren Kriegsvölker, die zur Zeit des Kayfers Aurelians unter den Römern dienten, von ihnen den Namen der Celtischen Legionen bekommen hatten. (Zosim. L. I. c. 2.) Es wohnten auch Völker selbst in und auf den Alpen, die erst vom Kayser Augustus waren bezwungen worden, die man ohne Unterschied Gallier und Celten nennte. Wenn Titus Livius von dem Uebergang des Hannibals über die Alpen redet; so nennt er die Einwohner Halbdeutsche. [L. XXI. c. 33.] Zu den Zeiten Hannibals war zwar der Name der Deutschen nicht gänzlich unbekannt; allein Livius giebt ihnen deswegen diesen Namen, Halbdeutsche, um

die

die Aenlichkeit, die diese Völker mit den Deutschen zu seiner Zeit in Ansehung der Sprache und Gewohnheiten hatten, dadurch anzuzeigen.

So wie sich die Gränzen von Deutschland auf der Mittagseite in der Folge der Zeit sehr erweiterten, denn sie erstrecken sich heut zu Tag bekanntlich bis an die Alpen; so zogen sie sich im Gegentheil auf der nördlichen und östlichen Seite sehr zurück. Das alte Deutschland begriff gegen Norden noch die drey Königreiche in sich, die unter dem allgemeinen Namen von Scandinavien bekannt waren. Dieses war ein Theil des Landes der Ingevonen, und enthielt viele Völkerschaften, unter welchen die Sitonen und Sutonen die vornehmsten Häupter waren. Die ersten hatten ihre Wohnung zwischen den Gebürgen Sevo oder Dara-Fiel, und dem Nordischen Meer, in den heutigen Norwegen; die andern aber in den Dänischen Inseln, Gothland, dem eigentlichen Schweden, und in Schwedisch-Lappland.

Auf der östlichen Seite setzt Plinius die Gränzen zwischen Europa und Asia, an den Riphäischen Gebürgen. [Hist. Nat. L. IV. c. 13. L. VI. c. 13.] Er gehet darauf zu den übrigen Europäischen Provinzen fort, welche an dem Meer an der linken Seite dieser Gebürge lagen, und auf Treu und Glauben einiger Griechischen Schrifftsteller, redet er von dem Land der Hippopoden, oder Pferdenfüßler, und der Phawesier, die so lange Ohren gehabt haben sollen, daß sie sich darein wickeln konnten. Darauf fährt er fort, und sagt: „die andern Länder sind bekannter. Man „kommt zu erst zu den Ingevonen, welche von „dieser Seite das erste deutsche Volk sind. Sie „wohnen an dem Gebürg Sero, welches eben so „hoch ist, als die Riphäischen Gebürge, und sich „bis an das Cimbrische Vorgebürg erstreckt. Es

„ formirt einen grossen Meerbusen den man Co„ danus nennt.“ Daß Plinius hier von der Ost-See rede, ist aus der Beschreibung klar. Solinus, der so wie in andern Stellen, also auch hier, dem Plinius getreulich nachschreibt, sagt eben dieses, beynahe mit einerley Worten. [c. 32.]

Das Gebürg Sero ist nach der Bemerkung Cluvers und des P. Hardouins nichts anders als die Kette von Bergen, die von dem weissen Meer anfängt, und sich durch Lappland und den grösten Theil von Norwegen erstreckt. Wenn man die Beschreibung des Plinius mit einiger Aufmerksamkeit liest, so wird man sich hinlänglich davon überzeugen können. Er durchlauft die Küsten des grossen Weltmeers bis nach Gades (Cadix) und versichert, daß die ganze Küste des nördlichen Meers, von der Schelde an bis in eine Weite, die man nicht bestimmen könnte, weil die Schriftsteller sich so sehr verschieden darüber ausdrückten, von lauter deutschen Völkern bewohnt sey.

Tacitus rechnet die Suionen, Suitonen, und noch mehrere Völker, die die Küste bis an das Eißmeer bewohnten, gleichfalls unter die Deutschen. (Germ. ant. c. 43-46.) Pomponius Mela sagt ausdrücklich, daß Scandinavien, woraus er eine Insel macht, von Teutonen bewohnt sey. Celtica oder Deutschland hatte also auf der Nordseite keine andere Gränzen als die Nordsee.

Gegen Osten gehörte der gröste Theil von Pohlen dazu. Plinius, (L. III. c. 6.) Solinus, (cap. 32.) und Ptolemäus (L. II. c. 11.) setzen alle drey die Weichsel unter die deutschen Flüsse. Auf dieser Seite wohnten die Estionen und Gothiner, unter einer grossen Menge Sarmatischer Völker. Die ersten sind nach dem Zeugnis des Tacitus (c. 44. 45.) ohne Zweifel die heutigen Preussen, weil, nach dem Zeugnisse der angeführten Schrift-

steller,

steller, der Bernstein an der Küste Estionen gesammelt wurde. Cassiodor, der bey dem König der Gothen, Theoderich, die Stelle eines Secretairs begleitete, nennt sie in einem Brief, worinnen er ihnen für den Bernstein, den sie seinem Herrn geschickt hatten, danke. Hösti. (Cassiod. Var. L. IV. ep. 2.) Vielleicht soll der Name Estionen so viel heissen, als Estwohner, weil sie auf der Ostseite von Deutschland wohnten. Diese und die Gothiner waren Celten. Wir werden in einem der folgenden Capitel Gelegenheit haben, dieses zu beweisen. Ja, nach der Aussage Plutarchs sollen einige Schrifftsteller die Gränzen von Deutschland bis an Palus Mäotis gesetzt haben. Es müste also in dem Fall, ausser Pohlen, auch so gar Moscau noch dazu gehöret haben. Von letztern müssen wir noch ein paar Worte sagen.

Moscau war den Alten wenig bekannt. Sie glaubten, daß das grosse Weltmeer auf der Nordseite zwischen den Ländern eindrünge, und drey grosse Meerbusen mache, wovon ihrer Meinung nach das Caspische Meer einer soll gewesen seyn. Indessen pflanzten sie doch Celtische Völker längs an den Tanais und um den Palus Mäotis herum. Ja die alten Ueberlieferungen lassen die Celten gröstentheils aus diesen Ländern herkommen. Man kan also kaum zweifeln, daß Moscau ehemals von eben dem Volk bewohnt gewesen sey, welches die übrige Länder in Besitz hatte. Vielleicht wurde es von den Sarmaten dermassen gedrückt, daß es sich immer mehr und mehr gegen die Abendländer zog. Nun müssen wir noch von den übrigen Ländern von Europa reden, wo wir Celten antreffen.

Siebentes Hauptstück.

Von den Celten in Grosbritannien.

Die Alten nennten die grosse Insel, welche die Königreiche Engelland und Schottland in sich begreift, Albion. In der folgenden Zeit wurde sie unter dem Namen Brittannien bekannt, und dieses war auch der gewöhnliche Name, womit es die Römer benennten. Die Gallier rühmten sich, daß sie diese Insel bevölkert hätten, und es scheint auch ziemlich wahrscheinlich zu seyn. (Cæs. de bello Gall. L. V. c. 12. Tacit. vit. Agric. c. 2.) Im Gegentheil rühmen sich aber auch die Britten, daß sie Colonien nach Gallien geschickt hätten. Wenn man die Sache nach der grösten Schärffe nimmt, so kan beides seyn; doch scheint es, daß immer die einen gesucht haben, die Besitzungen der andern zu zerstören.

Dieses beyderseitige Vorgeben scheint ziemlich deutlich zu beweisen, daß sowohl die Gallier, als Britten, ursprünglich nur ein und eben dasselbe Volk waren. Zur Zeit des Julius Cäsars, und noch lang hernach, hatten beide Völker einerley Gewohnheiten; sie führten einerley Waffen, und redeten einerley Sprache. Die alten Namen ihrer Fürsten und Provinzen geben einen sehr einleuchtenden Beweiß: man findet keine andere, als Celtische Worte. Uebrigens ist das Zeugnis des Tacitus hierinnen sehr geltend. [vit. Agric. c. 2.]

Obgleich beide Völker durch das Meer von einander getrennt waren; so lebten sie doch in einer sehr genauen Verbindung. Handel und Wandel blühete unter ihnen; sie leisteten einander Wechselsweis Hülfe, wenn ein oder der andere in Krieg ver-

verwickelt war. Die Religion der Celten hatte ſich bey den Britten in ihrer ganzen Reinigkeit am längſten erhalten, da ſie in Spanien und Gallien durch den Aberglauben und Abgötterey der Phönicier, Griechen, und Römer verändert worden war. Wenn daher die Druiden ihre Religion genau ſtudiren wollten, ſo giengen ſie nach Engelland.

Es war bey den Britten eine ganz ſonderbare Gewohnheit, daß ſie ſich nicht nur den Cörper mit allerhand Farben bemahlten, ſondern ſich auch mit Glaſtum die Figuren von allerhand Thieren einätzten. [Mela L. III. c. 6. Cæſ. L. V. cap. 14. Plin. L. XXII. c. 1.] Einige haben von dieſer wunderlichen Gewohnheit den Namen der Britten herleiten wollen, aber ohne Grund; denn alle Celtiſche Völker halten ſie. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Römer den Schöttländern aus dieſer Urſache den Namen Picten gegeben haben, welche Muthmaſſung durch die Bedeutung des lateiniſchen Ausdrucks beſtättiget wird.

Wenn Tacitus von den Schottländern redet, ſo ſagt er, daß ihre blonden Haare und groſſe Leibes-Statur ein Beweiß wären, daß ſie urſprüngliche Deutſche wären. Noch mehrere Gründe aber bewegen ihn zu glauben, daß die Silurer ein anderes Volk auf dieſer Inſel, Iberier aus Spanien ſeyen. Im Grund betrachtet iſt es uns zu unſerem Vorhaben gleich viel, ob die Britten aus Spanien, oder Gallien, oder Deutſchland auf dieſe Inſel gekommen ſind. Man mag annehmen, welche Meinung man will, ſo bleibt doch immer einerley Folge, daß die alten Britten urſprünglich Celten waren.

Diodor von Sicilien benachrichtigt uns, daß Irrland von den Britten, welche die wildeſten unter allen Galliern wären, bewohnt ſey. [L. V.

p. 214.] Dieser Schriftsteller setzt also als eine ausgemachte und von jedermann anerkannte Warheit voraus, daß die Einwohner von Irrland Britten, und daß diese ursprünglich Celten oder Gallier seyen.

In Absicht auf die alten Einwohner dieser Insel, hat man erstaunend viele aberglaubische Fabeln erzählt. Solinus beschuldigt sie, [c. 35.] daß sie das Blut ihrer Feinde, die sie im Krieg getödet hätten, trünken und sich das Gesicht damit beschmiereten. Dieser Geschichtschreiber setzt noch hinzu, daß wenn eine Frau von einem Sohn entbunden würde, so würde ihm seine erste Nahrung auf der Spitze des Schwerds seines Vaters gereicht, und dabey ein Gebet gethan, daß Gott diesem Kind die Gnade erzeigen möchte, im Krieg und unter den Lermen der Waffen zu sterben. Es wird sich anderwärts Gelegenheit zeigen, zu sagen, was man von allen dergleichen Fabeln zu halten habe.

Im Vorbeygehen müssen wir noch anmerken, daß die Grosbrittanischen Inseln eben diejenige sind, welche Herodot die Inseln Caßiterides nennt, ohne daß er von ihrer Lage etwas gewisses sagen kan. Seine ganze Muthmassung beruhet auf folgenden Gründen. Er sagt, „ich kenne die Caßiteridischen Inseln nicht, wo „wir unser Zinn herbekommen. Aller meiner „Nachforschungen ohnerachtet, habe ich niemanden finden können, der mir das Meer, worinnen diese Inseln liegen, hätte beschreiben können, „oder der es selbst gesehen hätte.“ Da die nachfolgenden Schriftsteller diese Inseln eben so wenig finden konnten; so setzte sie ein jeder hin, wo es ihm beliebte. Solinus setzt sie Celtiberien gegen über, [cap. 36.] andere gestunden offenherzig, daß sie nicht wüsten, wo sie anzutreffen wären.

ren. Pomponius Mela nennt sie die Celtischen Inseln, ohne ihre Lage genau zu bestimmen. [L. III. c. 6.] Indessen scheinet doch eine Stelle aus dem Strabo [L. II. p. 120. 129.] nicht undeutlich zu erkennen zu geben, daß die Lage, die man diesen Inseln gab, nicht fern von dem Grosbrittanischen Clima seyn müsse. Eben dieser Schriftsteller bemerkt an einem andern Ort, daß diese Insel den Alten gänzlich unbekannt gewesen. Er führt folgende Ursache davon an: daß die Phönicier, welche zur See den Meister spielten, hätten von dem Handel mit dem Zinn einen ausserordentlich grossen Vortheil gezogen; um also zu verhüten, daß andere Völker das Land nicht entdecken möchten, wo sie ihr Zinn her bezögen, so hätten sie alle Vorsicht angewandt, um sie nicht auf die Spur kommen zu lassen, wo ohngefähr diese Inseln liegen möchten. (Strabo L. II. p. 120. L. III. p. 175.) Diese Anmerkung scheint so vernünftig zu seyn, daß man ihr leicht Beyfall geben kan.

Achtes Hauptstück.

Von den Wohnsitzen der Celten an der Donau.

Es wohnten Celten an den beiden Ufern der Donau, von der Vestung Carnuntum an, bis an das schwarze Meer. (Strab. L. IV. p. 289.) Diejenigen, welche auf dem linken Ufer dieses Flusses wohnten, machen in der Geschichte kein grosses Aufsehen, weil sie unter polirten Völkern wenig oder gar nicht bekannt waren. Die Griechen hatten zwar an dem Ufer des schwarzen Meeres

einige Colonien errichtet; aber es war gar ihre Absicht nicht, tief in das Land einzudringen. Auch die Römer waren vor den Zeiten Trajans mit ihren Waffen beynahe gar nicht über die Donau gekommen, wenigstens hatten sie sehr unerhebliche Besitzungen daselbst.

Der Name, Scythen, wurde überhaupt allen Nordischen Völkern gegeben. Diejenigen, welche an den beiden Ufern der Donau wohnten, unterschieden sich noch durch die besondere Benennung der Geten und Dacier. Nach der Anmerkung des Strabo [L. VII. p. 304.] wurden diejenigen Völker die gegen Norden an dem schwarzen Meer wohnten, Geten genennt; diejenigen aber, an der Gränze von Deutschland, gegen den Ursprung der Donau zu, Dacier. Indessen beobachtet dieser Schriftsteller diesen Unterschied selbsten nicht genau, sondern nennt das Volk, welches unter Anführung des Berebistas, zu den Zeiten des Sylla und Julius Cäsars, so berühmt wurde, bald Geten, bald Dacier. Die Eroberungen, die dieses Volk über einen grossen Theil seiner Nachbarn machte, verschafte ihm ein fürchterliches Ansehen.

Strabo bemerkt ferner, daß die Geten und Dacier einerley Sprache geredet hätten. [L. VII. c. 305.] Justin setzt hinzu, daß die Dacier von den Geten herkämen. [L. XXXII. c. 3.] Man kan also sicher annehmen, daß die Dacier und Geten nur ein Volk waren. Die Griechen nennten sie insgemein Geten, und die Römer Dacier [Plin. H. N. L. IV. c. 12.) Daher kommt es, daß Pausanias, ein griechischer Schriftsteller, dasjenige Volk, welches unter dem Decebalus stunde, und welches Trajan nach einem langwierigen Krieg überwunden hat, Geten nennt; die Römer im Gegentheil gaben ihm beständig den Namen Dacier.

Aus denen Ländern, welche ehemals die Geten und Dacier bewohnt hatten, kamen die Bastarner, Visigothen, Gepiden, Vandaler, Heruler, und andere Völker, welche ohne Zweifel Celten waren. Diese Auswanderungen ereigneten sich, da das Römische Reich in Verfall gerieth. Es scheint so gar ohne Zweifel zu seyn, daß die Gothen kein anderes Volk waren, als welches die Alten Geten nennten. Einige neuere Schriftsteller haben zwar widersprochen; allein Isidor von Sevillien, Orosius und Procopius behaupten es. [Isid. Orig. L. IX. c. 2. Oros. L. I. c. 4. Procop. Gotth. L. I. c. 24.] Claudian und Spartian sagen das nemliche. Ersterer nennt die Gothen, die zu seiner Zeit das römische Reich verwüstet hatten, beständig Geten. Der andere erzählt folgende Spötterey des Pertinax, die diese Meinung vollkommen bestättigt. [Spart. Carac. p. 731. Pert. 743.] Dieser Prinz sagte, Caracalla könnte zu seinen übrigen Titeln ungescheut den Titel: Geticus maximus hinzusetzen. Er gab dadurch ganz deutlich zu erkennen, daß er diesen Namen verdiente, nicht so wohl, weil er einige kleine Vortheile, die er über die Goten, die man auch Geten nennte, erhalten hatte, sondern vielmehr weil er seinen Bruder Geta umgebracht hätte. Es mag nun seyn, wie es will, so beweisen die Namen der Dacischen Städte und Provinzen deutlich genug, daß die Sprache dieses Volks mit der Sprache der alten Celten oder Deutschen einerley sey. Zum Exempel, Sandara, eine sandige Provinz, Marcodara, eine Gränz-Provinz, Argidara, eine böse, arge Provinz, Tarmi-get-husa, gemeinschaftliches Haus, oder Wohnung der Sarmaten und Geten. [Ptol. L. III. c. 8.]

Was die Provinzen anlangt, die an dem rechten Ufer der Donau, von dem Adriatischen bis an

das schwarze Meer, lagen, so ist es gewiß, daß sie beynahe von lauter Celtischen Völkern bewohnt gewesen sind. In diesen Gegenden wohnten diejenigen Gallier, die mit Alexander dem Grossen, ein Bündniß zu errichten suchten. Die meisten neuern Schriftsteller nehmen auf das Zeugnis einiger alten an, daß die geschwinden Eroberungen dieses Fürsten seinen Namen und das Schrecken seiner Waffen bis in die Abendländer gebracht hätte, und daß dadurch die eigentlich so genannten Gallier wären bewogen worden, eine Gesandtschaft an ihn zu schicken, und um seine Freundschaft zu bitten. Aller Vermuthung nach steckt ein Irrthum darunter, welcher daher kommt, daß man Nieder-Gallien, welches zu Illyrien gehörte, mit dem Gallien an Rhein verwechselte. Man findet wirklich in den alten Schriftstellern Nachricht, daß die Gallier zwey verschiedene Gesandtschaften an den Alexander geschickt haben. Die erste empfieng er an dem Ufer der Donau, da er eben von dem Zug, den er gegen die Geten und Triballer im ersten Jahr seiner Regierung gethan hatte, zurück kam. Diese Gallier wohnten an dem Adriatischen Meer, und hatten Ursache genug zu fürchten, Alexander möchte seine siegreiche Waffen gegen sie wenden.

Die Antwort, welche die Gesandten diesem Eroberer gaben, ist die romanhafteste von der Welt. **Ptolemäus**, ein Sohn des Lapus, ein Vertrauter des Alexanders, der damals, als die Gesandten bey dem König Audienz hatten, zugegen war, hat sie uns aufbehalten. Wie sie vor den König kamen, so fragte er sie, was sie am meisten in der Welt fürchteten. Da sich der Ruhm seiner Thaten bereits bis in das Land der Celten, und noch weiter ausgebreitet hatte; so erwartete der König nichts geringers, als daß sie sich vor seinen Waffen fürch-

ten

ten würden: Allein ihre Antwort war ganz anders. Sie sagten: wir fürchten weiter nichts, als daß der Himmel nicht auf uns fallen möge; übrigens aber legen wir der Freundschaft deiner Majestät einen grossen Werth bey. Diese so unerwartete Antwort, die einem so ehrgeitzigen Fürsten nothwendig befremdend vorkommen muste, beleidigte ihn dem ohngeachtet nicht. Er sagte den Gesandten einige Schmeicheleyen, und nahm die Gallier unter seine Bundsgenossen auf. Zu seinen Freunden aber, die um ihn waren, sagte er, die Gallier sind eine ziemlich trotzige Nation. [Arrian. exped. Alex. p. 11.]

Die zweyte Gesandtschaft von den Galliern bekam Alexander kurz vor seinen Tod, nachdem er bereits den Orient bezwungen hatte, und an dem war, auch den Occident mit einem Ueberfall zu bedrohen. Justin erzählt die Sache also: [Lib. XII. c. 13.] „ Da Alexander von dem äussersten „ Ufer des Meers nach Babylon wieder zurück „ kam; so erfuhr er, daß die Gesandten der „ Carthaginenser und anderer Africanischen Völker ihn in dieser Stadt erwarteten; ja daß so „ gar einige da wären, die aus den entferntesten „ Gegenden, aus Spanien, Sicilien, Gallien, „ Sardinien und Italien angekommen wären.“ So wie Justin von den Galliern redet, so ist gar nicht zweifelhaft, daß er diejenigen darunter verstehe, welche Nachbarn von Spanien und Sardinien waren. Allein eine Stelle aus den Diodor von Sicilien benimmt uns alle Zweydeutigkeit, und versichert ausdrücklich, daß die Gallier, welche damals eine Gesandtschaft nach Babylon geschickt hätten, aus der Nachbarschaft von Thracien, und die einzigen gewesen wären, von denen man damals in Griechenland etwas gewust hätte. [Diod. Sic. L. XVII. p. 623.] Seine Erzählung selbsten

lautet also: „ Da Alexander nach Babylon kam, „ so traf er eine grosse Menge Gesandten an, die „ von den Carthaginensern, Griechen, Illyriern, „ von den Völkern die an dem Adriatischen Meer „ wohnen, von den Thraciern, und von ihren „ Nachbarn den Galliern, die man jetzt erst in „ Griechenland kennen lernet, abgeschickt waren.“

Man hat Ursache zu vermuthen, daß Justin den Diodor in dieser Stelle vor Augen gehabt hat, aber noch weiter gegangen ist, als jener, indem er an dem Hof des Alexanders Gesandten aus Spanien, Gallien und Italien erscheinen läst. Nun aber sagt Livius ganz deutlich, daß der Name des Alexanders nicht einmal bis zu den Römern gekommen wäre; es ist also noch weniger zu vermuthen, daß er in den Ländern, die noch weiter von Asien und Griechenland entfernt gewesen, und die mit fremden Völkern gar keine Gemeinschaft gehabt haben, sollte bekannt gewesen seyn.

Ohngefähr fünf und vierzig Jahre nach dem Tode Alexanders, wurde Macedonien und Griechenland von einem Heer Gallier verwüstet. Diese Völker zogen sich darauf nach Klein Asien. Sie nahmen daselbst die Landschaft Phrygien ein, die seit dieser Zeit unter dem Namen Galatia, oder Galli-Græcia bekannt ist. Allein sie waren aus denen Provinzen ausgezogen die auf der mittäglichen Seite der Donau lagen, und man kan sicher behaupten, daß sie von undenklichen Jahren her daselbst gewohnt hatten. Wir wollen eine kleine Ausschweifung über diese wichtige Materie machen, und alsdenn zu unsrer Hauptsache wieder zurückkehren.

Die Alten reden häufig von einem Zug, den die Gallier gegen Griechenland, und besonders gegen die Stadt und den Tempel zu Delphi unternom-

nommen haben ſollen; allein man kan ſich kaum in ihre Nachrichten finden. Sie ſagen die Erzählungen der Delphiſchen Prieſter unbeſonnen nach, die, wie es der Augenſchein lehret, mit einer Menge falſcher Wunder überladen ſind. Hierdurch ſind ſie in unendlich viele Widerſprüche gerathen. Sie ſagen zum Exempel, die Gallier wären mit einer ſtarken Hitze zurückgeſchlagen, und aus Griechenland hinausgejagt worden, einige von den Flüchtigen wären nach Thracien, andere aber nach Aſien gekommen, noch andere wären wieder zurück nach Gallien in ihr altes Vaterland gekommen. Und zu gleicher Zeit ſollen doch auch alle Gallier, die an dieſem Feldzug Theil gehabt hatten, umgekommen ſeyn, ſo daß nicht ein einziger davon gekommen wäre. [Juſtin. L. XXIV. c. 8. L. XXXII. c. 3. Polyb. L. IV. p. 313. Pauſon. Att. c. 3. Ach. c. 6. Phoc. c. 23. Diod. Sic. L. XXII. c. 23.] Man ſagt ferner, die Gallier hätten ſich des Tempels zu Delphi nicht bemächtigen können, weil ihn die Götter ſelbſt vertheidigt hätten; und doch ſoll eben dieſer Tempel von den Galliern ausgeplündert worden ſeyn. [Juſt. L. XXIV. c. 8. Pauſ. Att. c. 52. Arc. c. 10. Phoc. c. 23. Diod. Sic. L. V. p. 214. Valer. Max. L. I. c. 1. Juſt. L. XXXII. c. 3.] Man ſchreibt das Unglück, das dem Brennus und ſeinem Heer einige Zeit hernach in Italien wiederfahren iſt, dem Zorn des Apollo zu, deſſen Majeſtät er beleidigt haben ſoll; der Fluch, den ſich die Gallier durch dieſe Verſündigung zugezogen hatten, ſoll auf ihrer ganzen Nachkommenſchaft gehaftet haben, dermaſſen, daß ſie bis zu ihrer gänzlichen Zerſtöhrung, auf dem Erdboden unſtet und flüchtig hätten herum wandern müſſen; ja Quintus Cepio, der Römiſche Conſul, wäre hundert und fünf und ſiebenzig Jahre hernach aus keiner

andern

andern Ursache von den Cimbriern geschlagen worden, als weil er den heiligen Schatz zu Toulouse geplündert hätte, wo ein Theil von derjenigen Beute, die die Gallier von Delphi weggeführt hätten, aufbewahret wurde. *) [Justin. Lib. XXXII. cap. 3. Strab. Lib. IV. pag. 288.] So geneigt man auch immer seyn mag, auf eine vortheilhafte Art von den Alten zu urtheilen; so ist es doch nicht möglich, sie hier zu entschuldigen, oder ihren schlechten Erzählungen so gerade zu Glauben bey zu messen. Man kan wirklich nicht umhin, sie wegen ihrer allzu wenigen Sorgfalt, die sie in Absicht auf die Widersprüche in ihren Erzählungen zeigen, zu tadeln. Ohne in die historische Zweifelsucht zu gerathen, so muß man in der That mißtrauisch werden, wenn sie von Galliern reden, die den Tempel zu Delphi ausgeplündert haben, und sodann nach Asien gegangen seyn sollen. Diese Schrifftsteller geben vor, daß diese Gallier ursprünglich aus dem eigentlich so genannten Gallien ausgezogen, und zum Theil wieder dahin zurückgekehret wären. Daß dieses aber eine Fabel sey, werden wir alsdenn beweisen, wenn wir von den Auswanderungen der Gallier reden werden.

Die Gallier in Illyrien, waren zwar mit denen, die über den Rhein wohnten, ursprünglich ein Volk; da sie aber Nachbarn von Griechenland waren, so hatten sie einen grossen Theil davon unter dem Namen der Pelasger innen. Von diesen gieng ein Theil nach Asien, wo sie sich unter dem Namen der Tectosager niederliesen.

Dar-

*) Die Beute, welche Cepio nach Rom brachte, soll in 110000. Pfund Gold, und 5000000. Pfund Silber bestanden haben.

Daraus zieht Strabo die Folge, daß sie wahrscheinlicher Weise von Toulouse nach Asien müsten gekommen seyn, weil dort ein Volk wohnte, das eben diesen Namen hatte. Allein dieser Beweiß hat gar kein Gewicht. Der Name Tectosager, war, wo nicht allen Celtischen Völkern, doch wenigstens einer grossen Menge derselben gemein. Sie glaubten, daß sie von dem Gott Teut, dem Julius Cäsar, Dis, und Tacitus Tuiston nennte, abstammten. Von diesem nahmen sie die Benennungen, Teutonen, Teutonavier, Teutobodiaker, Tectosager, Taurisker, Taulantrie, oder ähnliche an, um ihren gemeinschaftlichen Ursprung damit anzuzeigen. *] Daher kommen auch die vielen eigenen Namen von Männern, Weibern, Völkern, Städten und Provinzen, die alle mit dem Wort Teut zusammen gesetzt sind.

Ein Stamm dieser Asiatischen Gallier führte den Namen Tolistoboier. Hieraus wollen einige einen Beweiß herleiten, daß sie ursprünglich von Toulouse hergekommen wären. Aber dieser Beweiß hat wieder keinen Grund. Der Anmerkung des Strabo zu Folge, [L. XII. p. 166.] führten unter den drey Nationen, die sich in Galatia niedergelassen hatten, die Tectosager allein den Namen einer Celtischen Nation, den sich die beiden andern, die Tolistoboier, und Trociner nach dem Namen ihrer Heerführer nennten. **] Mit eben so viel Wahrscheinlichkeit, aber mit eben

so

*] Wenn Muthmasungen was gelten sollten, so wären volcæ tectosages ein Volk, welches die Sprache der Teuh spricht, Teutschsager; taurisci, Taurich, ein Reich des Teut. ꝛc.

**] Wahrscheinlich waren es Boier, deren Anführer Toliste hieß.

so wenig Grund, könnte man behaupten, daß die Celten, die nach Asien gegangen sind, Teutsche gewesen wären, weil einer von ihren Stämmen, der sich allda niedergelassen hatte, teutobodiaci genennt wurden. [Plin. Hist. N. L. V. c. 32.]

Dem sey nun wie ihm wolle, so ist es doch ausgemacht, daß auf der mittäglichen Seite der Donau vier Celtische, oder Gallische Völker gewohnt haben, die auch von den alten Schrifftsteller, dafür erkannt worden. Hierunter gehören die Scordisker, oder Scordiker, die Bastarner, die Boier, die Taurisker, und die Japyden. Die Scordisker waren eine der kriegerischten Nationen in Illyrien. Ein Theil derselben wohnte an dem Fluß Noarus, auf der Seite der Stadt Segesse, die heut zu Tage Sissech heist. *] Die andern wohnten weiter unten, wo die Sau in die Donau fällt, welches der eigentliche Wohnplatz der Scordisker war. [Just. L. XXXII. c. 3. Appian. Illyr. p. 1195.] Sie hatten auf dieser Seite ein weit ausgedehntes Land innen, dessen Grän-

*] Strabo L. VII. p. 313. Plinius und Appian setzen die Scordisker nach Pannonien. Uebrigens aber betrügt sich Strabo, wenn er sagt, daß der Fluß Noarus in die Donau fiel. Eben so verwechselt er den Lauf noch anderer Flüsse in eben dieser Gegend. Nach ihm fällt der Fluß Corcoras in die Sau, und diese in die Drau, diese bey Sissech in den Noarus; und nachdem dieser den Fluß Colapis eingenommen, so fällt er in die Donau. Strabo widerspricht sich selbst, da er an einem andern Ort den Colapis in die Sau fallen läst.

Gränzen sich bis an die Gebürge von Thracien und Macedonien, bis an das Land der Triballer, Mösier und Dardanier erstreckten. Sie hatten die Gewohnheit, mit den Waffen in der Hand alle benachbarte Länder zu durchstreifen. Sie zeigten sich in allen Gegenden von Thracien und Illyrien. Niemand zweifelt, daß es Gallier oder Celten gewesen sind: beide Namen werden ihnen ohne Unterschied beygelegt. [Strabo L. VII. p. 317. Ammian. Marc. Lib. XXVII. c. 4. Puff. c. 9. Liv. L. XLI. c. 19.] Einige Geschichtschreiber behaupten sogar, daß dieses Volk ursprünglich aus Gallien hergekommen sey. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die Scordisker, die Nachbarn von Griechenland, die Hauptanstiffter und Anführer von demjenigen Zug gewesen, den die Gallier gegen dieses Land unternommen haben; eben so gewiß ist auch, daß nachdem sie ausserordentlich mächtig in Illyrien geworden waren, sie endlich von den Römern überwunden wurden. Tiberius, als er das Römische Kriegheer unter der Regierung des Augusts in Pannonien anführte, brachte sie unter ihre Bothmäßigkeit, und bediente sich ihrer mit vielem Vortheil gegen die Pannonier. [Justin. L. XXXII. 3. Vellej. Pat. L. II. c. 39. Dio L. IV. p. 543.]

Die **Bastarner** wurden für eine andere Celtische Nation aus eben dieser Gegend gehalten. Sie waren von den Scordiskern weder in Ansehung der Sprache, noch der Gewohnheiten unterschieden; aber weil sie so nahe an die Sarmater angränzten, so nahmen sie unvermerkt einige Gewohnheiten derselben an, und endlich hielt man sie ganz für Sarmater. [Liv. L. XL. c. 57. Tacit. Germ. c. 46. Ptolem. L. III. c. 5.] Der gröste Theil der Bastarnen wohnte über

der

der Donau gegen Pohlen zu. Daher kommt es, daß sie bald Scythen, bald Geten, bald Deutsche genennt werden; denn diese Benennungen waren allen denjenigen Völkern gemein, welche auf dieser Seite der Donau wohnten. Plinius rechnet sie ausdrücklich unter die Deutschen. [Hist. N. L. IV. c. 12.] Ja er macht sie zu einer von den fünf Nationen, die zu seiner Zeit Herrn von dem ganzen alten Deutschland waren. Strabo setzt sie an die Gränzen von Deutschland, und versichert, daß sie in keinen Stück von den übrigen Völkern dieses grossen Reichs unterschieden wären, [Strabo L. VII. p. 306. Tacit. Germ. c. 46.] Ovid trifft so gar Bastarnen am schwarzen Meer an. [Trist. L. II. v. 197.] Daraus folgt, daß sie eben die Länder müssen bewohnt haben, welche die Geten und Dacier innen hatten, oder daß sie vielmehr das nemliche Volk müssen gewesen seyn. Ihre Wägen dienten ihnen anstatt der Häusser, darauf führten sie ihre Weiber, Kinder und ganze Habseligkeit fort. Sie sollen ihren Namen von einen Wort haben, welches einen Wagen, oder Fuhrwerk bedeutet. [Gregor. Tur. Hist. Franc. L. III. c. 26.]

Ausser den Bastarnen, die über der Donau wohnten, waren auch noch einige andere Stämme in der Provinz Thracien. Einige wohnten auf den Inseln der Donau, besonders auf der Insel Pruce, bey der Mündung dieses Flusses, und hatten davon den Namen Pruciner bekommen. [Strabo L. VII. p. 305. Tacit. Germ. c. 46.] Uebrigens giengen die Bastarner alle Jahre über die Donau, um die Gegenden von Thracien und Illyrien auszuplündern. Perseus, der König in Macedonien rufte sie mit ihrem König Clondicus, oder Clovis, gegen die Römer zu Hülfe;

se; aber sein Geitz war Ursache, daß er die grossen Vortheile, die er von dem Bündnisse einer so kriegerischen Nation hätte erwarten können, nicht erhielt. [Polyb. Legat. L. XII. p. 883. Liv. L. XLIV. c. 26.] Ihre stärkste Macht war disseits der Donau, und sie sind niemals ganz von den Römern überwunden worden. Diese befestigten zwar unter der Regierung des Augusts die Stadt Segeste, in der Absicht eine Vorrathskammer und Vormauer gegen die Bastarner zu haben; allein diese liessen sich dadurch nicht abschrecken, bis zur Regierung des Kayfers Diocletian häufige Einfälle in das Römische Reich zu thun. [Appian. Illyr. p. 1205.]

Die Boier waren auch ein Celtisches oder Gallisches Volk in Thracien und Illyrien. Es gab auch Boier disseits der Donau in dem Hercynischen Wald. [Strabo L. VII. p. 296. 315. Tacit. Germ. c. 28. 42.] Dieses sind diejenigen, die sich in Böhmen festsetzten, woraus sie durch die Marcomannen wieder vertrieben worden sind. Es gab auch noch andere, die sich unter die Einwohner von Thracien gemischt hatten, und endlich auch solche, welche in Illyrien zwischen der Donau und der Drau wohnten. Von diesen letzten reden wir hier. Man behauptet, daß alle diese Boier aus Gallien, oder Italien hergekommen wären. [Liv. L. V. c. 24. Tac. Germ. c. 18. Strabo L. V. p. 213.]

Es ist hier der Ort nicht, diese Frage zu untersuchen; wir werden alsdenn Gelegenheit davon zu reden haben, wenn wir auf die Wanderung der Celten kommen; aber im Grund liegt uns hier nichts daran. So viel ist gewiß, daß Gallien, Deutschland, Italien, und mit einem Wort, ganz Europa ehemals nur von einem und eben demselben Volk bewohnt gewesen.

Die Boier, welche zwischen der Donau und der Drau, um den Fluß Arabon und dem See Peiso herum wohnten, wurden von dem König der Geten, Boerebistas, aus ihrem Lande vertrieben. Das Land blieb lange Zeit wüst und unbebauet liegen, und wurde in der Zukunft insgemein nur die Wüste der Boier genennt. [Plin. Hist. N. L. III. c. 24. Strabo L. VII. p. 292.] Hierauf baueten die Römer daselbst die Städte Scarabantia und Sabaria. In dieser letztern Stadt errichtete der Kayser Claudius eine Römische Colonie. Boerebistas lebte zur Zeit des Sylla und des Julius Cäsars. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Cäsar von den Boiern, die von dem König der Geten verjagt worden waren, redet, wenn er sagt, daß die Boier, welche disseits des Rheins in Noricien eingefallen, und die Stadt Norria belagert hätten, von den Helvetiern wäre zu Hülfe gerufen worden, um mit ihnen in Gallien einzufallen. Nach der Niederlage der Helvetier wieß Julius Cäsar den Boiern eine Gegend im Lande der Aeduer an, wo sie noch zur Zeit des Plinius wohnten. [Cæs. Bet. Gall. L. I. c. 28. Plin. Hist. N. L. IV. c. 18.]

Unter die Celtischen Völker rechnet man auch die Taurisker, oder Taurister, welche auch einige Ligurisker nennen. Ihre Wohnplätze waren um die Donau herum. Sie waren von den Scordiskern nur durch ein Gebürg getrennt. Plinius nennte es den Berg Claudius. Er setzt die Scordisker auf die Mittagseite dieses Bergs, und die Tauristen auf die Mitternachtseite. Sie waren Nachbarn der Boier, und beide stunden unter der Herrschaft des Königs Critasirus, oder Cretosirus der von dem Boeristas überwunden worden ist. Die Tauristen musten gleichfals ih-

re

re alte Wohnungen verlassen, und in den benachbarten Provinzen neue suchen. Sie fanden sie in Noricien auf der Seite von Aquileja und Nauportum. Hier verlohren sie nach und nach ihren alten Namen, und wurden Noricier genennt. Aber die Ruhe, die sie hier genossen, war von keiner langen Dauer. Da sie zu nächst an Italien gränzten, so waren sie das erste Volk, das vom August, da er seine Waffen nach Illyrien ausbreitete, überwunden wurde. Es geschah diese im 718ten Jahr nach Erbauung der Stadt Rom. Uebrigens waren die Alpen von mehrern Völkern bewohnt, die alle mit einander den allgemeinen Namen der Taurisker führten. Strabo setzt auch einige nach Thracien, und Ptolemäus nach Dacien. [Strabo L. VII. p. 313. L. IV. p. 206. 296. Plin. Hist. N. L. III. c. 20. Appian. Illyr. p. 1203. Polyb. L. II. p. 103. Ptol. Geogr. L. III. c. 8.]

Endlich treffen wir auch disseits der Donau noch die Japoden oder Japyden, als die lezte Celten ihrer Nation in Illyrien an. Sie wohnten zwischen den Istriern und Liburnern, an dem Adriatischen Meer, wo sich ihr Gebiet weit in das Land hinein erstreckte. [Strabo L. IV. p. 207. L. VII. p. 314. Steph. de urb. p. 407. Plin. L. III. c. 4.] Sempronius Tuditanus und Tiberius Pandusius überwunden sie im 624ten Jahr der Römischen Zeitrechnung. Allein, sie waren bös zu bändigen. Sie trieben beständig Raubereyen in dem Gebiet der Republic, plagten ihre Unterthanen, ja sie weigerten sich sogar, während der Zeit, als Cäsar und Pompejus in dem bürgerlichen Krieg verwickelt waren, den Römern den Tribut zu bezahlen. Hiedurch wurde August endlich aufgebracht, und griff sie im Jahr 718. nebst andern Illyriern an, und damals wurden sie

nach dem Zeugnis Appians [Illyr. p. 1205.] gänzlich unter das Joch gebracht.

Die Scordisker und Taurister, von welchen ich bereits geredet habe, sind so wie alle andere Völker, die zwischen der Sau, der Drau, und der Donau wohnten, unter dem allgemeinen Namen der Pannonier bekannt. Diese Benennung hat von der Kleidung, die sie trugen, ihren Ursprung. Sie schnitten das Tuch, woraus sie ihre Kleider machten, in viele lange Stücke, die sie Panner nennten; diese näheten sie wieder nach Landesmanier zusammen, und machten eine besondere Art von Röcken daraus. [Dio L. XLIX. p. 413.] Was Dion und Appian [Illyr. p. 1205.] von den Gewohnheiten und der Lebensart der Pannonier sagt, ist hinreichend uns zu überzeugen, daß sie Celtische Völker waren. Zosimus giebt ihnen eben diesen Namen. (L. I. c. 2.) Cluver hatte also ganz und gar nicht Ursache, den Zosimus zu tadeln, weil dieser gesagt hatte, daß Maximianus Herculius den Diocletian zu Carmuntum, einer Celtischen Stadt, angetroffen habe. (Cluv. Germ. antiq. p. 735.) Man beschuldigt diesen Schrifftsteller, oder seine Copisten, daß sie bey dieser Gelegenheit einen unverzeihlichen Fehler begangen, den man entweder aus dem Ammianus Marcellimus oder Plinius, oder Aurelius Victor verbessern müste. Der erste sagt (L. XXX. c. 5.) daß Carmuntum eine Stadt in Illyrien sey: die beiden andern setzen sie in Pannonien. (Plin. L. IV. c. 12. L. XXXVI. c. 3. Aurel. Vict. Cæs. p. 113.) Alle diese Verbesserungen sind ganz unnütz, und am unrechten Ort angebracht. Carmuntum lag in Illyrien, das ist nicht zu leugnen, und dieses bestand zur Zeit des Zosimus aus siebenzehen Provinzen; es lag besonders in Ober-Pannonien, welches dazumal zur

Regie-

Regierung von Illyrien gehörte: es war aber auch zugleich eine Celtische Stadt, weil so wohl die Deutschen, als Pannonier, deren Gränzen die Stadt Carmuntum trennte, Celtische Völker waren.

Mit gleicher Uebereilung tadelt Scaliger den Socrates. (in not. ad. Euseb. chron. thes. temp. 253.) Dieser Schrifftsteller, und diejenigen, welche ihm gefolgt sind, hatten vorgegeben, daß Mursa eine Stadt der Gallier wäre. Nun sagt Scaliger, erkennen wir aus einer Inschrifft, daß Mursa in Nieder-Pannonien gelegen war. Allein es ist gar kein Widerspruch zwischen der Aussage des Socrates und der angeführten Inschrifft. Die Stadt Mursa, welche der Kayser Hadrian erbauet, oder wenigstens bevestigt hatte, lag in Nieder-Pannonien, auf der Seite von Sirmium: die Pannonier aber, die hier wohnten, waren keine andere, als eben die Gallier, die man Scordisker nennte. Es wohnten nicht allein mehrere Celtische Völker auf der mittäglichen Seite der Donau; sondern alle andere Einwohner in dieser Gegend, die Sarmater ausgenommen, waren nur ein Volk, man mag sie nun Celten, oder Gallier, oder wie man sonst will, nennen. Dieses muß man ein vor allemal bemerken, um die Weitläufigkeiten zu vermeiden, darein man bey der besondern Untersuchung der Völker, die unter dem allgemeinen Namen der Illyrier, Mösier, Thracier begriffen sind, gerathen könnte. Das eigentliche Illyrien begriffe die Länder, die sich an dem Adriatischen Meer von den Alpen bis nach Macedonien erstreckten; Mösien fieng da an, wo die Sau und die Donau zusammen fliessen und erstreckte sich bis an den Berg Hämus, oder nach anderer Meinung, bis an das schwarze Meer. Thracien lag zwischen

dem Berg Hömus, Griechenland, dem schwarzen Meer und Mösien. In einer weitläufigern Bedeutung wurde der Name Thracier den meisten Völkern beygelegt, welche auf der mittäglichen Seite der Donau wohnten. Wenn wir in dem Fortgang dieses Werks auf die Gewohnheiten und Sprache der Celten kommen werden, so werden wir näher davon reden. Uebrigens trifft man in den Appian [Illyr. p. 1194.] eben den Ursprung dieser Völker eine zwar fabelhafte Ueberlieferung an, die aber doch beweist, daß man sie, so wie die Celten, alle als Nachkommen eines einzigen Stammes angesehen habe. Wenn die Alten überhaupt den Ursprung einer Nation, oder den Namen, den sie führten, nicht genau bestimmen konnten, so war das einzige Auskunftsmittel, dessen sie sich bedienten, daß sie ihre Benennung von dem Namen eines ihrer Könige herleiteten; so sollten die Pannonier, von dem Pannonius, die Dardanier vom Dardanus, die Celten vom Celtus, die Gallier vom Gallus, und die Franken vom Francus ihren Namen bekommen haben.

Neuntes Hauptstück.

Von den Celten in dem eigentlichen Griechenland.

Wir kommen nunmehr auf Griechenland, ein Land welches im eigentlichen Verstand das Vaterland der Künste und Wissenschaften, wenigstens in Beziehung auf Europa, war. Die ersten Einwohner dieses Landes machten einen Theil

desjenigen Volks aus, welches ehemals alle Länder von Europa bevölkert hatte, und welches man in der Folge der Zeit mit dem Namen der Scythen und Celten belegte. Man weiß, daß die Aegyptier und Phönicier sehr frühzeitig anfiengen, Flotten auszurüsten, und an der Küste des Mittelländischen Meers bis an die Säulen des Hercules hier und da Niederlagen und Besitzungen anzulegen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie mit Griechenland den Anfang werden gemacht haben; denn dieses Land war ihnen ausserordentlich wohl gelegen, und öffnete ihnen den Weg zu den übrigen Europäischen Provinzen.

So viel ist gewiß, daß von der Zeit an, als die Aegyptier und Phönicier das erstemal nach Griechenland gekommen waren, sie Colonien dorthin geschickt haben, die sich daselbst feste setzten, und einen Theil der alten Einwohner zum Lande hinaus jagten, die andern aber unter ihre Bothmäßigkeit zwungen. Dionys von Halicarnaß sagt, daß zwey Menschenalter vor dem Trojanischen Krieg, das ist, ohngefähr sechzig Jahr, [denn dreysig Jahre rechnet man auf eine Generation] die Pelasger, welches die ersten Einwohner von Griechenland waren, von ihnen feindlich angegriffen worden wären. Die Ueberwinder wollten in aller Absicht Gesetze vorschreiben, und die Ueberwundene sollten alle Gesetze und Gewohnheiten derselben annehmen, und sich blos nach ihrem Muster bilden: allein zu Ausführung dieses Projects wurden mehrere Jahre erfordert. Die Ueberwinder konnten die Eingebohrnen des Landes nicht hindern, einige Ueberreste ihrer alten Barbarey beyzubehalten; ja sie nahmen in der Folge der Zeit selbst einige von ihren Gebräuchen an.

Einige Zeit nach der Eroberung von Griechenland, waren die Einwohner dieses Landes ein Mischmasch von Phöniciern, Aegyptiern und Scythen. Dieses bemerkte man eine geraume Zeit hindurch an ihrer Sprache und Gewohnheiten. Man findet in denselben solche Züge, woraus man dieses mit grosser Wahrscheinlichkeit muthmasen kan. Damit aber diese Vermuthung nicht zu gewagt scheinen möge; so wollen wir sie genau untersuchen. Die Geschichte der alten Griechen, ihre Gewohnheiten, ihre Religion, ihre Sprache, ja selbst ihre Fabeln sollen uns Gründe für diese Meinung geben. Alles kommt hier zusammen, was uns dieselbe wahrscheinlich machen kan; überall entdecken wir solche Charactere, an welchen wir die alten Celten erkennen können.

Beweiß aus der ältesten Geschichte Griechenlands.

Die ersten barbarischen Einwohner waren Nomaden. So nennen die Griechen alle diejenigen Völker, deren ganze Beschäfftigung auf die Viehzucht gerichtet war, und welche nirgends eine beständige Wohnung hatten. Dieses waren die Pelasger, von welchen die zuverläßigsten Geschichtschreiber behaupten, daß sie nicht allein Peloponnes, das Gebiet von Athen, die benachbarten Inseln, und besonders Lemnus, Scyrus und Euböa, sondern überhaupt ganz Griechenland innen gehabt hätten. [Herod. L. VII. c. 93. L. I. c. 57. L. II. c. 51. L. VIII. c. 44. L. VI. c. 137. Thucid. L. IV. c. 109. Strabo L. XI. p. 397. Steph. de urbibus p. 166. 630. 635.] Thecydides sagt: vor der Zeit des Hellen, des Sohns des Deucalions, war die Nation des Pelasger in ganz Griechenland; die andern sagen eben dieses.

Dieses

Dieses ist die Ursache, warum die Dichter häufig die Griechen mit dem allgemeinen uralten Namen der Pelasger belegen. Da diese von den Cadmäern, das ist morgenländischen Völkern aus Peloponnes vertrieben wurden, so zogen sie sich nach Thessalien, und hielten sich nach allem Anschein lange Zeit daselbst, [Dionys von Halicarnaß setzt die Zeit ihres dasigen Aufenthalts auf hundert und funfzig Jahre] daher auch dieses Land von ihnen den Namen Pelasgia bekam. [Steph. de urb. p. 393.] Da diese Pelasger in ihren neuen Wohnungen durch eben die Cadmäer, oder vielmehr, durch ein neues Volk, das sich in Griechenland indessen formirt hatte, wieder beunruhiget wurden; so zerstreuten sie sich in alle Länder. Ein Theil zog sich gegen Norden, auf die Seite des Bergs Olymp und Ossa, andere giengen nach Italien, noch andere hielten sich an der Seite von Thracien, und Hellespont; Sie giengen zum Theil über das Meer, und nahmen viele Gegenden in Klein-Asien ein, zum Exempel, Carien, Aeolien, die Gegend um Troja, einen Theil von Jonien, die nach gelegenen Cycladischen Inseln, ferner die Insel Creta, Lesbus, eine Cyzikus ꝛc. Nach dem Zeugnis des Dionys von Halicarnaß besetzten sie auch die Insel Fabáa. [Herod. L. I. c. 56. Dionys. Halic. p. 20. Dionys. Perieg. v. 347. Pomp. Mela L. I. c. 16. 17. Strabo L. XIII. p. 621. Diod. Sic. L. IV. p. 183.]

Wir wollen uns hier nicht in eine besondere Untersuchung über die verschiedene Auswanderungen der Pelasger einlassen; sondern nur dieses einzige anmerken, daß diese Begebenheiten von solchen Schrifftstellern erzählt werden, die die Pelasger in Griechenland, Italien, Thracien, und Klein-Asien, alle mit einander für ein und

eben dasselbige Volk halten. Unterdessen ist so viel gewiß, daß die Pelasger aus den andern Europäischen Provinzen, eben die alten Scythen waren, die in der Folge der Zeit den Namen der Celten bekommen haben. Griechenland war also auch von solchen Völkern bewohnt, die von jenen abstammten. Sie waren insgesammt Celten.

Wenn man nun aber genau wissen will, welches Volk dann eigentlich unter dem Namen der Pelasger zu verstehen sey, so sagen uns die Dichter in ihrer figürlichen Sprache, daß dieses die Riesen gewesen wären. Wir werden am Ende dieses Capitels noch besonders von der Fabel der Titanen reden. Gegenwärtig bemerken wir nur, daß die Riesen von den Alten in eben die Länder gesetzt worden, worinnen die Pelasger wohnten, zum Exempel in Arcadien, welches man sowohl Pelasgis als Gigantis nennte; in die Insel des Besbicus, in Thracien ꝛc. [Steph. de urb. p. 166. 191.] Diesen Namen der Riesen gaben sie den Scythen und Celten, weil sie in Vergleichung mit den mittäglichen Völkern, von einer ausserordentlich grossen Leibes-Statur waren. Sie nennten sie ferner **Titanen**, das ist, Anbeter des Gottes **Teut**, oder **Tis**, von dem sie ihr Geschlecht herleiteten. Homer sagt, daß die zwey Heerführer, Hippothous und Pyläus, welche die Pelasger den Griechen zu Hülfe nach Troja geführt hatten, Söhne eines Pelasgers **Lithus Teutamides** gewesen wären. Nun aber ist der **Teutamides** nichts anders, als **Titan**, und Homer hat nur eine griechische Endung angehängt. [Homer Illiad. L. II. v. 350.] Die Geschichtschreiber sagen, daß die Titanen Thracier gewesen wären. Herodot zum Exempel sagt, daß die Pelasger vor alten Zeiten die Insel Samothracien innen gehabt hätten, und von ihnen hätten die Thracier die Geheimnisse der

Cabi-

Cabiren gelernt; [L. II. c. 51.] so nennte man die Gottheiten der Samathracier und Phönicier, und sie wurden auch noch in andern Gegenden Griechenlands verehrt. Thucidides [L. II. c. 29.] versichert, daß zu den fabelhaften Zeiten, die Stadt Daulia, welche in Phöcis lag, von Thraciern besetzt gewesen wäre. Es erhellet also aus diesen Zeugnissen, daß sich in den ältesten Zeiten die Thracier in Griechenland niedergelassen haben. Der letzte Geschichtschreiber, den wir angeführt haben, sagt noch an einem andern Ort [L. IV. c. 109.] daß um den Berg Athos herum, Bisaiten, Crestonen, Edonen und überhaupt Pelasger wohnten, welche von den Thyrreniern abstammten, die ehemals ihre Wohnung auf der Insel Lemnus und der Gegend von Athen gehabt hätten. Da die drey ersten Völker ohne Widerrede Thracier sind, so ist es wahrscheinlich, daß die Pelasger aus keiner andern Ursache ihre Zuflucht zu ihnen genommen haben, als desto mehr Sicherheit bey ihnen, als ihren Landsleuten, zu finden.

Noch eine Stelle welche die Sache bey nahe völlig entscheidet. Wir haben gesehen, daß in den ältesten Zeiten die Insel Lemnus von den Pelasgern bewohnt gewesen. Indessen bemerkt doch Strabo, [L. VII. p. 331.] daß die ersten Einwohner dieser Insel Thracier gewesen, und Sintienser genennt worden wären; er setzt hinzu, daß sie von dem festen Lande hergekommen wären. Wenn man annimmt, daß Pelasger und Thracier keine zwey unterschiedene Völker sind; so erlangt die vorige Muthmasung hiedurch ihre völlige Gewißheit. Wir werden in der Folge so deutlich beweisen, daß die Thracier Celten gewesen sind, daß kein Zweifel mehr übrig bleiben wird.

Es scheint, daß die Pelasger, da sie das erstemal aus Griechenland vertrieben worden, wieder

dahin

dahin gekommen sind, und einen Theil dieses Landes, welches sie ehemals besessen hatten, wieder eingenommen haben. Wenigstens behauptet Herodot ausdrücklich, [L. I. c. 56.) daß sie wieder nach Peloponnes gekommen, und daselbst unter dem Namen der Dorier bekannt gewesen wären. In eben dieser Stelle sagt er auch, daß die Lacedämonier unter allen Doriern die berühmtesten gewesen wären. Der P. Pezron bauet ohne Zweifel auf diesen Grund seine Meinung, da er von den Lacedämoniern, als einem Celtischen Volke redet. In der Hauptsache hat er Recht, aber er drückt sich nicht genau genug aus. Er sagt: „die Lacedämonier, dieses in Griechenland so berühmte Volk, „hat bey nahe alles von den Celten bekommen. „Es ist gar nicht übertrieben; und ich wundere „mich auch nicht, daß eben diese Lacedämonier mit „den Sabinern und Umbriern eine so genaue Verwandtschaft hatten. Daher kommt es auch, daß „in den alten Glossarien Lacon und Umber einerley bedeuten!“ [Pezron in collectan. Leibnitz. T. II. p. 59.] In der Hauptsache hat er wie gesagt recht; aber er hätte sagen sollen, daß die Lacedämonier von den alten Pelasgern abstammten; daß sie unter allen Griechen die alte Barbareyen am meisten beybehalten, und deutliche Spuren solcher Gewohnheiten gezeigt hätten, die die Pelasger mit andern Scythen oder Celten gemein gehabt haben.

Dionys von Halicarnaß nimmt ebenfalls an, daß die Pelasger zum zweytenmal Bootien und Phocis eingenommen hätten. Strabo erzählt etwas ähnliches, ob er gleich die Pelasger nicht nahmentlich anführt. Ein grosser Theil von Griechenland, sagt er, und insonderheit Mecedonien und Thessalien sind von barbarischen Völkern und besonders von Thraciern, Illyriern und Epi-

rotern

rotern eingenommen worden. [L. VII. p. 321.] Noch zur Zeit des Herodots wurden die Macedonier aus dem Grund nicht zu den Olympischen Spielen gelassen, weil sie Barbaren wären. [Herod. L. V. c. 22.] Strabo bemerkt, [L. I. p. 61.] daß die Dorier, Achäer, Aeolier, Aenejaner, die damaligen Nachbarn der Aetolier, ehemals auf der Seite von Datium und des Bergs Ossa, unter den Perhabiern gewohnt hätten; und diese Perhabier waren ein fremdes, nemlich Illyrisches Volk. Vielleicht waren diese Barbaren, wovon Strabo redet, die alten Pelasger; vielleicht haben sie sich in einer Gegend von Griechenland und besonders auf den Gränzen erhalten, wo sie von andern Celten oder Scythen unterstützt wurden. Man kan überhaupt nichts entscheidendes von dieser Sache sagen, weil dieser Theil der alten Geschichte mit so gar dicker Finsternis bedeckt ist; aber das wenige, das wir gesagt haben, wird doch hinreichend seyn, entweder das Urtheil des Herodots zu rechtfertigen, welcher behauptet, daß die Greichen ein Volk wären, das von den alten Pelasgern abstammte, oder zu zeigen, daß diese Pelasger nicht eine besondere und von denen übrigen Völkern, welche die andern Europäischen Länder bewohnten, unterschiedene Nation seye.

Uebrigens wenn man das Homerische Verzeichnis derjenigen Völker liest, die für oder gegen Troja gestritten haben, so wird man einen deutlichen Unterschied unter den neuen Einwohnern von Griechenland, und unter den alten Pelasgern finden. Dem Dionys von Halicarnaß zu Folge wurden die letztern ohngefähr sechzig Jahr vor dem Trojanischen Krieg das erstemal in Griechenland beunruhigt. Die Pelasger, worunter die Dardanier, Thessalier, Thracier, Päonier, Paphlagonier, Aeneter, Mysier, Phrygier, Mäonier, Carier, gehörten

hörten, stritten für die Trojaner, ihre Landsleute; ihre Feinde waren die neuen Einwohner von Griechenland. Nachdem sie die Pelasger aus ihrem eignen Land vertrieben hatten, so begnügten sie sich nicht damit, sondern verfolgten sie auch noch in denen Ländern, wo sie ihre Zuflucht hingenommen hatten. Sie suchten sie besonders aus der Stadt und dem Gebiet von Troja zu vertreiben, es mag nun seyn, daß sie ihnen die Herrschaft über das Meer nehmen, und ihre Flotten verhindern wollten, daß sie nicht aus dem schwarzen Meer auslaufen konnten; oder daß sie ihnen den Weg aus Europa nach Asien abschneiden, oder endlich ihrer Rache gegen die Trojaner, wegen einer besondern Beleidigung, ein Genüge leisten wollten.

Zweyter Beweiß, aus der Religion der Pelasger.

Wir kommen nunmehr zu dem zweyten Beweißgrund, daß die ersten Einwohner von dem eigentlichen Griechenland Celten gewesen sind, welcher von der Religion der Pelasger und alten Griechen hergenommen ist. Die Griechen haben eine lange Zeit hindurch sehr viele Gebräuche von den alten Pelasgern beybehalten, und diese hatten sie mit den Scythen gemein. Wir werden es näher beweisen, wenn wir auf die Religion der Scythen und Celten kommen werden. Gegenwärtig müssen wir nur etwas vorläufig davon melden.

Die Pelasger hatten das Orakel zu **Dodona**, als das älteste in ganz Griechenland gestiftet, so wie die Hyperboräer dasjenige zu **Delphi** errichtet hatten. Die Scythen und Celten hatten eine rasende Begierde zu den Orakeln, und hielten ausserordentlich viel auf Vorbedeutungen. Alle Tage erfanden sie tausend närrische und abergläubische Mittel, um von den zukünftigen Begebenheiten einiges Licht zu bekommen. Das

Dra-

Orakel der Pelasger stund in einem sehr grossen Ansehen, und sie wusten auch grosse Vortheile daraus zu ziehen. Durch dieses Mittel erhielten sie sich sehr lang in dem Besitz von der Stadt und dem Gebiet von Dodona, da sie indessen aus allen übrigen Gegenden von Griechenland vertrieben worden waren. Dieses Orakel war eine Eiche oder Buche. Die Celten hatten überhaupt keine Tempel. Sie dachten, daß es der Grösse der Götter unanständig wäre, wenn man sie in Mauern einschliessen wollte. Sie hielten ihre gottesdienstlichen Versammlungen an einem offenen Ort, entweder im freyen Felde, oder in einem Wald. Ja sie verwerfen so gar den Gebrauch der Bildnisse der Götter. [Tac. Germ. antiq. c. 9.] Sie beschuldigten diejenigen, welche die Gottheit unter einer cörperlichen Gestalt vorstellten, einer abscheulichen Gottlosigkeit. Sie brachten ihre Opfer entweder bey einer Säule, oder einem Stein, oder unter einem grossen Baum. Ordentlicher Weise geschah es unter einer Eiche, für welchen Baum die Celten eine ganz besondere Hochachtung hatten. Dieses waren die zwey Hauptpuncte ihres Gottesdienstes.

Zu Dodona wurde geopfert, wo man die Gottheit anruffte, ohne ihr einen besondern Namen zu geben. Dieses war die Gewohnheit der Pelasger, und eben diese finden wir bey den Persern, Scythen und Celten. Sie baueten keine Altäre. Trankopfer (Libationes) und andere Gebräuche, welche die Griechen unter ihren Gottesdienst gemischt hatten, waren ihnen gänzlich unbekannt. Anstatt das Opfer zu verbrennen, assen sie es ganz und gar auf. Das Wesentliche ihrer Opfer bestund in der Ausgiessung des Bluts, dem Tod des Opferthiers und in Gebetern, welche bey der Handlung des Opfers gespro-

sprochen wurden. Endlich bemerkt Herodot, daß die Pelasger ihren Göttern, die sie anbeteten, weder Namen, noch Zunamen gegeben, sondern sie blos Götter genennt hätten. [L. II. c. 52.] *) Er setzt hinzu, daß die Namen der Götter, deren man sich hernach bedient hätte, aus Aegypten gekommen wären. Hieraus kan man einsehen, daß sich die Pelasger lange Zeit geweigert haben, die Namen Jupiter, Juno, Neptun, ꝛc. zu gebrauchen. Und sie hatten auch Grund dazu, denn die Vorstellungen, die sie von der Gottheit hatten, waren von denjenigen, die sich die Aegyptier und Phönicier davon machten, gar zu merklich unterschieden.

Endlich gaben doch die Priester von Dodona nach, und nahmen jene Benennungen der Götter an. Allein dieses Nachgeben machte, daß sich auch die alte Religion selbst nach und nach veränderte, und endlich ganz und gar verlohren gieng. Wenn man diese Umstände zusammen nimmt, so bekommt eine Stelle aus einem alten Dichter ein sehr helles Licht. Der Dichter sagt **) „daß die unsterblichen Götter „ diejenige Insel, welcher Jupiter hernach den Na„ men Euböa gegeben hat, Abantis genennt hät„ te.“ Die unsterblichen Götter sind hier nichts anders, als die Götter der Pelasger. Jupiter ist

---

*) Sollte nicht der Geschichtschreiber mit dem Wort Θεος sein Augenmerk auf das Celtische Wort Tis, Teut, Tuiston gehabt haben?

**) Steph. de urb. p. 4. führt diese Stelle an, und schreibt sie dem Hesiodus zu; andere schreiben das Gedicht Aegimius, woraus sie genommen ist, dem Cercops Menesius zu.

ist derjenige, dessen Verehrung die Phönicier oder Aegyptier erst eingeführet haben. Die Ausdrücke des Dichters zeigen also nichts anders an, als daß zur Zeit der alten Religion, diese Insel, Abantis, zur Zeit der neuen aber, Euböa wäre genennt worden. Uebrigens nehmen die alten Schriftsteller alle mit einander als ausgemacht an, daß die Geheimnisse, Feste und berühmtesten Religions-Gebräuche der Griechen ursprünglich aus Thracien gekommen seyn.

Nach dem Zeugnis des Herodots sind die Geheimnisse der Cabiren, davon wir schon einmal gesprochen haben, aus Samothracien nach Griechenland gekommen; allein Plutarch und Lucian bemerken, daß die Athenienser die Geheimnisse, die von der Stadt Eleusis den Namen haben, von einem Thracier, mit Namen Eumolpus bekommen hätten. [Herod. L. II. c. 51. Plut. de Exul. Tom. II. p. 607. Lucian. p. 521. Sched. de Diis Germ. pag. 337.] Nach dem Strabo haben die Feste, die man Cotyttica und Bendidia nennte, gleichfals in Thracien ihren Ursprung. Und in der That bezeichneten die Thracier den höchsten Gott mit dem Namen Tis; deswegen auch ihre Fürsten, die ihr Geschlecht von ihm herleiteten, den Namen Cotis oder Cotison, das ist, ein Sohn des Gottes Tis, zu führen pflegten. Bendis war gleichfalls eine Gottheit der Thracier, [Herod. L. IV. c. 33.] die die Griechen für die Diana hielten. Strabo setzt hinzu, daß die Music, deren sich die Griechen bey ihren Festen und Opfern bedienten, aus Thracien zu ihnen gekommen wäre. Dies mag genug seyn von der Religion; wir wollen nun von der Sprache der Pelasger reden.

Dritter Beweiß, aus der Sprache der Pelasger.

Nach unserer Muthmassung ist die griechische Sprache ein Mischmasch aus der Scythischen,

Phönicischen und Aegyptischen Sprache. Herr Fourmont, der am meisten im Stand ist, über diese Materie zu urtheilen, stimmt ihr gleichfalls bey. Hier sind seine eigene Worte: „ Ich suche „ in diesem Werk, (nemlich einem griechischen „ Wörterbuch, das er verfertigen wollte,) die er„ sten Wurzel- und Stammwörter der griechi„ schen Sprache auf, nemlich solche Wörter, die „ wirklich griechisches Ursprungs und Stammwör„ ter sind. Ich bringe auf diese Art die griechische „ Sprache ohngefähr auf dreyhundert Worte, „ von denen ich beweise, daß sie theils von den „ Thraciern, und andern benachbarten Völkern, „ theils von den Phöniciern, oder überhaupt aus „ den morgenländischen Sprachen auf eine leich„ te und jedermann faßliche Weise abgeleitet wor„ den. Menage hat so etwas versprochen, und „ ich habe es geleistet. “

Wir wollen indessen unabhängig von der Fourmontischen Methode einige besondere Anmerkungen machen. Wir werden keine solche Phönicische und Aegyptische Worte anführen, die erst hernach in die griechische Sprache aufgenommen worden, und gleichsam das Bürgerrecht in derselben bekommen haben; Bochart und andere haben weitläufig über diese Materie geschrieben: sondern wir begnügen uns nur mit folgender Anmerkung. Die griechische Sprache enthält eine grosse Menge Wörter, welche ursprünglich aus der alten Scythischen Sprache, wovon das Gallische, Deutsche und Thracische besondere Mundarten waren, herkommen. *) Die meisten Wörter, die man im ge-

*) Diodor aus Sicilien sagt, daß die Hyperboräer eine ganz besondere Sprache hätten, die mit der Sprache in Athen und Delos viele Aenlichkeit hätte. L. II. p. 92.

gemeinen Leben alle Augenblick braucht, und die auch ein barbarisches Volk nöthig hat, um seine Bedürfnisse damit zu bezeichnen, die der Natur der Sache nach weder abstract, noch sehr zahlreich seyn können, diese sind in beiden Sprachen, der griechischen und der Celtischen einerley. Wir wollen hier ein kurzes Verzeichnis der vornehmsten Worte beyfügen, zuerst das Griechische, und sodann das Deutsche, das mit demselben übereinkommt, darneben setzen.

Πατηρ, Vater; μητηρ, Mutter; θυγατηρ, Tochter; κεφαλη, Kopf; γενυς, Kinn; τιτθος, Titte, [Titze] γονυ, oder κονυ, Knie; πους, Fuß; κηρ, Herz; ερα, Erde; θυρα, Thür; θρηνος, Thräne; πυρ, Fuer, Feur; οχλος, (versetzt ολχος,) Volk; ριθμος, Reim; συς, Sau; γραια, Alte; εργον, Werk; αλς, Salz; μυς, Maus; νυξ, Nacht; ονομα, Namen; αελλα, Welle; αξις Axt; αστηρ, Stern; κοβαλος, Kobalt; φαυλος, faul; αγαθος, gut; ερευθος, roth; ηδυς, süß; λοισθος, letzte; νεος, neu; σταω, stehen; σπευδω, sputen, (eilen); στεγω, decken; στειχω, das deutsche Stammwort ist nicht mehr üblich, doch ist es noch in dem abgeleiteten Wort, Steig, Steg übrig; στιζω, stechen; στιγμα, Stich; στορεω, streuen; σφαλλω, fallen; κορεω, kehren; κυπτω, küppen, sich bücken; εδω, essen; ρεω, reden; ιζω, sitzen; αμελγω, melken; λυω, lösen; νεω, nehen; μιχνυω, mischen; κυσον με, küsse mich; σχινδαλμοι, Schindeln ꝛc. Wer mehr wissen will, darf nur die Wörterbücher aufschlagen, wo er noch eine grosse Anzahl von dergleichen ähnlichen Wörtern finden wird. Wir wollen nur das ein-

zige noch hinzusetzen, daß Plato ausdrücklich sagt, das Wort πυρ, wäre ein fremdes Wort, welches die Griechen, nebst mehrern andern von den Phrygiern angenommen hätten. [Plato in Cratilo pag. 281.] Clemens von Alexandrien [Strom. L. V. p. 673.] bemerkt, daß das Phrygische Wort Bedy, Wasser bedeute, wovon im Deutschen noch die Worte Bad, und baden, übrig sind. Wir werden an seinem Ort zeigen, daß die Phrygier Scythen gewesen, die aus Thracien nach Klein-Asien gekommen waren.

Diese Aenlichkeit beider Sprachen, wovon wir geredet haben, fällt zu deutlich in die Augen, als daß sie eine blosse Würkung des blinden Zufalls seyn sollte. Es haben zwar einige den Einfall gehabt, da vor der Zerstreuung der Völker nur eine Sprache in der Welt gewesen, so wären auch noch jetzo einige Ueberbleibsel davon in allen Sprachen vorhanden, woraus die Aenlichkeit in den Sprachen erklärt werden könne: allein, wenn man bedenkt, daß diese Uebereinstimmung zwischen dem Griechischen und Deutschen bey nahe allein, wenigstens gröſſer als in andern Sprachen ist; so kan man diesen Gedanken hier seinen Beyfall nicht geben. Eben so wenig kan man behaupten, daß die Scythische Sprache diese Wörter aus der Griechischen entlehnet habe; denn die Griechen waren in Verhältniß gegen die Scythen ein neues Volk, als welche letztere selbsten den Aegyptiern den Ruhm des Alterthums streitig machten. Vielleicht möchte man einwenden, daß unter den vorhin angeführten Worten ausser den Griechischen und Deutschen auch viele Lateinische wären; allein dieser Einwurf hat gar kein Gewicht. Jedermann weiß, daß die lateinische Sprache aus der Griechischen und Celtischen entstanden ist.

Vierdter Beweiß aus der Mythologie.

Endlich beweisen auch die Fabeln und Mythologien der Griechen, daß die alten Einwohner von Griechenland mit den Celten einerley Volk waren. Zum Exempel die Fabel von den Riesen, wovon wir bereits oben geredet haben, liefert uns sehr merkwürdige Umstände. Die Dichter nennen sie manchmal Riesen, manchmal Titanen. Ihrer Erzählung nach waren es Menschen von einer ungeheueren Grösse, die sich unterstanden, Krieg mit den Göttern anzufangen. Sie setzten Berge auf Berge, besonders den Berg Pelion auf Ossa; sie würden ohnfehlbar den Himmel erstiegen haben, wenn nicht mitten in ihrer gottlosen Unternehmung, Jupiter seine Donnerkeile unter sie geworfen, oder die andern Götter sie auf andere Weise umgebracht hätten. Macrobius erklärt diese Fabel auf folgende Weise. [Saturn. L. XX. p. 206.] Er sagt: diese Riesen wären ein Haufen gottloser Leute gewesen, die das Daseyn der Gottheit geleugnet hätten, und von denen man deswegen gesagt hätte, sie wollten die Gottheit vom Thron stürzen. Andere geben dieser Fabel einen andern allegorischen Sinn. Ohne uns bey den verschiedenen Meinungen aufzuhalten, sollte man nicht diese Fabel auch so erklären können, daß man unter den vorgegebenen Riesen die Pelasger, die ersten Einwohner von Griechenland verstehe, als welche die Alten, als Leute von riesenmäsiger Grösse beschreiben? Man nennte sie **Titanen**, weil sie vorgaben, sie stammten von dem Gott **Tis**, oder **Teut** ab; sie wollten die Götter vom Thron stürzen, das ist, sie widersetzten sich lange Zeit der Einführung fremder Götter.

Die Religion, welche die Phönicier und Aegyptier nach Griechenland brachten, war von der-

jenigen, die sie im Lande funden, wesentlich unterschieden. Die Pelasger beteten, so wie die Scythen und Celten, geistige Götter an; sie betrachteten die Welt als einen Tempel Gottes; sie beschuldigten diejenigen einer unvernünftigen Gottlosigkeit, die sich die Götter cörperlich vorstellten, die sie unter menschlicher Gestalt abbildeten, die ihnen Tempel und Altäre weiheten. Da sie solche Vorstellungen von der Gottheit hatten, konnten sie wohl die Religion, die die Morgenländer nach Griechenland brachten, so schlechterdings ohne Widerstand annehmen? Wo die Pelasger den Meister spielten, da zerstörten sie die Bildnisse der Götter, rissen die Tempel um, und aller Vorrath und Zierde, die man zum Dienst der Abgötterey brauchte, war gar bald in einen Steinhaufen verwandelt. Daher kam es, daß man sie beschuldigte, sie wollten den Jupiter und andere Götter vom Thron stürzen, und Berge auf Berge setzen, um den Himmel zu stürmen. Noch ein anderer Umstand kam dieser Beschuldigung vortreflich zu statten. Weil die Pelasger ihre gottesdienstliche Zusammenkünfte ordentlicher Weise auf hohen Bergen hielten, so entstunde daraus der Gedanke, daß sie Berge auf einander setzten.

Aus diesen Religions-Streitigkeiten entstund endlich ein offenbarer förmlicher Krieg zwischen den Anhängern der alten und neuen Religion. Da die Pelasger aus Griechenland vertrieben wurden, so zogen sie sich nach Thracien. Sie liessen es in der Ebene von Phlegra zu einem Treffen kommen, allein sie wurden durch die Tapferkeit des Hercules der das feindliche Kriegsheer anführte, gänzlich aufs Haupt geschlagen. Man nennte ihn einen Sohn des Jupiters, weil er für seine Verehrung und Altäre fochte.

Dieses

Dieses Treffen war auf der einen Seite im eigentlichen Verstand das Grab der Riesen und ihrer vorgeblichen Gottlosigkeit; und auf der andern, der Triumph der fremden Götter, deren Verehrung jetzo keinem Widerstand mehr ausgesetzt war; und weil gerade während des Treffens ein Donnerwetter entstand, so nahm man davon Gelegenheit zu sagen, daß selbsten die Götter gegen die Riesen gestritten hätten. (Steph. de urb. p. 569. 620. Diod. Sic. L. IV. p. 155.)

Ein anderer Umstand, der eben so merkwürdig ist, bestättigt diese Muthmasung noch mehr. Justin (L. XLIV. c. 4.) erzählt, daß die Titanen in Spanien wären überwunden worden. Andere (Diod. Sic. L. IV. p. 159. L. V. p. 226. Strabo L. V. p. 243.) behaupten, daß dieses Treffen in Italien nahe bey dem Berg Vesuv vorgefallen wäre; noch andere sagen, daß es in Gallien, zwischen Marseille und der Mündung der Rhone geschehen sey, und daß Hercules daselbst die Riesen begraben hätte. Woher kommt wohl diese Verschiedenheit in den Nachrichten der Alten über die Niederlage der Riesen? Die Ursache ist leicht zu ergründen. Die neue Religion fand überall, wo Celten waren, in Thracien, Spanien, Gallien und Italien, den nemlichen Widerspruch, und wurde mit gleicher Hefftigkeit angegriffen. Sollte nicht eine ähnliche Wahrheit unter der Fabel vom Deucalion, Prometheus, und überhaupt unter der ganzen Mythologie der Griechen verborgen liegen?

Zehntes Hauptstück.

Von den Celten in Italien, und besonders den ersten Einwohnern von Rom.

Es sind noch die alten Einwohner von Italien und Sicilien übrig, von denen wir noch zu reden haben, und damit wollen wir die Untersuchung von den Wohnsitzen der Celten in Europa beschliessen. Alle diejenigen Völker, die in dem obern Theil von Italien, von den Alpen bis an das Apenninische Gebürg, wohnten, waren Gallier. Die Ligurier wohnten gegen Mittag, auf der Seite, wo heut zu Tage das Genuesische Gebiet ist. Sie wohnten längst an dem Mittelländischen Meer hin, und ihr Land erstreckte sich von den Alpen bis an das Apenninische Gebürg. Stephanus von Byzanz behauptet auf das Zeugnis des Artemidorus, daß sie ihren Namen von einem Fluß dieses Namens, der ihr Land durchströmte, bekommen hätten. (Steph. de urb. p. 514.) Allein man fand überall, wo es Celten gab, Ligurer, in Spanien, Gallien, Deutschland, Thracien, Pannonien, bis nach Klein-Asien; es scheint also, daß der Name Ligurer, oder Lygier, solche Völker anzeige, die die alte Lebensart der Scythen oder Celten verlassen hatten. (Tac. Germ. c. 43. Strabo L. VII. p. 296. Herod. L. VII. c. 72.) Anstatt daß die alten Scythen ihre Wohnsitze beständig veränderten, von einem Ort zum andern zogen, und ihr Leben auf Wägen zu brachten; so wählten einige Celtische Nationen einen beständigen Aufenthalt; sie baueten sich in verschiedenen Gegenden

genden an: und diese nennte man nicht mehr Scythen, das ist, Nomaden, oder in Horden herumziehende Völker, sondern Ligurer, das ist, solche Völker, die einen beständigen Wohnplatz hatten. Man leitet diese Benennung von dem deutschen Wort, liegen, Lieger, ab, weil sie mit ihren Habseligkeiten stille lagen.

Einige Schrifftsteller sehen indessen die Ligurer, als ein von den Celten ganz verschiedenes Volk an. Zum Exempel Stephan von Byzanz (de urb. p. 15.) sagt, daß Agde eine Stadt der Ligurer oder Celten wäre; allein man sieht ohne Mühe ein, daß er nichts anders sagen wollte, als: einige Erdbeschreiber setzen diese Stadt in Ligurien, andere in Celtica, das ist, in das Narbonnensische Gallien. Eine Stelle aus dem Strabo aber macht mehrere Schwierigkeit. „Die „Ligurer sagt er, sind zwar eine von den Galliern ganz verschiedene Nation; aber sie haben doch mit derselben einerley Lebensart.“ (L. II. p. 128.) Strabo hat Recht, wenn man seine Worte so erklärt, daß Gallier und Ligurer zwey von einander getrennte, und von einander unabhängige Völker sind, die aber doch einerley Lebensart führen; so wie man zum Exempel sagt, daß die Celtiberier, Gallier und Deutsche verschiedene Nationen sind. Aber er irrt offenbar, wenn dieses seine Meinung ist, daß die Ligurer nicht ursprünglich das nemliche Volk wären. Wir wollen es beweisen.

Erstlich ist es ausgemacht, daß der Name Ligurer vielen Völkern gegeben wurde, die ohne allen Zweifel Gallier waren. Hieher rechnet man die Vocontier, die in der Provinz Dauphine um Die herum wohnten; die Salyer, oder Saluvier, die in der Gegend von Marseille und an der

Rhone wohnten; die Euganäer, deren Benennung vielen Völkern gemein war, unter welchen die Stoner, die in der Gegend von Trident wohnten, die vornehmsten waren; ferner die Vagienner und Taurinier, und noch einige andere unbeträchtliche Nationen, die an dem Ursprung des Po, und längs dem Fluß Ticino hinunter wohnten. [Plin. L. III. c. 17. Itiner. Antonini p. 22. Strabo L. IV. p. 203. Flor. L. II. c. 3. Herod. L. V. c. 9.] Zweytens, rühmten sich die eigentlichen Ligurer, das ist, diejenigen, die in dem heutigen Genuesischen Gebiete wohnten, daß sie von den Ambronen, einem Celtischen Volk, welche von dem Marius bey Aix in der Provence, waren geschlagen worden, abstammten. [Plut. in Mario T. I. p. 416.] Endlich wurden die Ligurer überhaupt für Celten gehalten, theils wegen ihrer Haare, theils wegen ihres Kriegsgeschreyes, theils wegen ihrer Art zu leben, theils auch wegen der Sprache, die sie redeten; die Namen ihrer Städte, Provinzen und Könige, waren blos Celtisch. [Plin. L. III. c. 4. Dio Cass. L. LIV. p. 538.]

Die andern Völker die von den Alpen bis an das Adriatische Meer und die Appenninischen Berge wohnten, waren alle mit einander Celten. Unter die vornehmsten rechnet man die Boier und Insubrier. Die ersten wohnten in der Gegend von Parma und Bologna; sie mussten einen grossen Strich Landes innen haben, weil sie sich in hundert und zwölf Stämme vertheilt hatten. [Polyb. L. II. p. 109. Plin. H. N. L. III. c. 15.] Was die Insubrier anbelangt, da ihre Hauptstadt, wenn man es anders eine Stadt nennen konnte, mitten in dem Land, das sie innen hatten, lag, so gaben sie ihr den Namen, Meyland, d. i. eine Stadt, die mitten im

Lande liegt. Sie hielten in dieser Stadt ihre Land- oder Reichstäge. Strabo bemerkt, daß Meyland damals nichts anders als ein Dorf gewesen, das ist, eine Menge Häusser, die von einander entfernet waren; und setzt hinzu, alle Gallier wohnen auf eben diese Weise zerstreut. [Strab. L. V. p. 213.] Polyb sagt eben dieses, wenn er von den Boiern und Insubriern redet: „sie „ wohnten in Flecken, die mit keinen Mauern umgeben waren. „ [Polyb. L. II. p. 106.] Erst lange hernach lernten sie entweder von den Marsiliern, oder vielleicht gar erst von den Römern die Kunst Städte zu bauen und zu bevestigen, die ihre Vorfahren für ihre Freyheit so gefährlich hielten.

Es ist noch nicht genug, daß wir bewiesen haben, daß Celten in Italien gewesen sind, sondern weil die Völker, von welchen wir eben geredet haben, aus Deutschland und Gallien gekommen waren, so verfällt man ganz natürlich auf die Frage: wer waren denn die alten Einwohner von Italien, die von den Galliern vertrieben wurden? Die Geschichtschreiber sagen, daß vor diesem Einfall der vorbenannten Völker, Italien von Umbrern und Tuscern bewohnt gewesen. Die ersten sahen sich als das älteste Volk des Landes an; ja man behauptete sogar, daß sie Indigetes gewesen wären, das ist solche Völker, die in dem Land, das sie bewohnten, gebohren worden; indem keine Geschichte Meldung thue, daß sie anders woher gekommen wären. Man kann nicht zweifeln, daß sie in den ältesten Zeiten einen grossen Strich Landes innen gehabt haben. Die Geschichtschreiber setzen die Umbrier nicht allein in die Provinz, die noch lang hernach den Namen Umbrien behalten hat; sondern auch in die Gegend von Ligurien, längs dem Po hinunter in das Venetianische Gebiet,

und

und in Toscana, woraus sie von den Pelasgern vertrieben wurden.

Die Römischen Schrifftsteller die die Umbrier genauer kennen musten, sagen ausdrücklich, daß sie von den Galliern abstammten. Was wir von den Einwohnern der Stadt Rom sagen werden, das wird noch einen deutlichern und einleuchtendern Beweiß von dieser Sache geben. Mehrere Dunkelheit aber herrscht in der Geschichte der Tuscier, die auch sonsten Etrurier und Tyrrhenier genennt werden. Die alten Schrifftsteller lassen sie gröβten theils aus Lydien, oder Griechenland kommen. Indessen glaubt doch Dionys von Halicarnaß, der den Ursprung dieser Völker mit vieler Genauigkeit untersucht hat, daß die Tuscier, Indigeten, oder Eingebohrne gewesen wären. Wenn man die Sache genau überlegt, so wird man kein Bedenken finden, ihm Recht zu geben. Alles stimmt darinnen zusammen, daß die Tuscier von den Umbriern und Galliern blos dem Namen nach unterschieden gewesen.

Erstlich bemerkt Livius und Justin, daß nachdem die Tuscier von den Galliern aus ihren Wohnungen mit Gewalt herausgejagt worden, sich ein Theil dieser Nation gegen die Alpen zu gezogen, und allda den Namen Rhätier, zu Ehren ihres Heerführers, Rhetus, angenommen habe. Livius setzt noch hinzu, daß, da diese Tuscier von dem Umgang mit gesitteten Völkern so weit entfernt gewesen, sie in eine Barbarey gefallen, und ganz wild worden wären, dermaßen daß sie zwar die alte Sprache der Tuscier in ihren Hauptzügen beybehalten, solche aber doch verändert und verdorben hätten. Plinius redet auch von dieser Auswanderung, ohne sie gewiß und zuversichtlich zu behaupten. Ist die

Sache

Sache richtig, so ist es auch ausgemacht, daß die Tuscier Celten waren. Die Rhetier waren eine Celtische Nation; dieses ist niemals widersprochen worden; vielleicht war der Name der Rhetier, der uralte National-Name. Wenigstens behauptet Dionys von Halicarnaß ausdrücklich, daß sie einen Namen angenommen hätten, der von Rasena, einem ihrer alten Heerführer, abstammte, da die andern Völker ihnen die Namen, Tuscier, Etrurier und Thyrrenier gegeben hätten. [Justin. L. XX. c. 5. Liv. L. V. c. 33. Plin. L. III. c. 20. Dionys. Hal. L. I. p. 24.]

Zweytens ist es gewiß, daß zwischen der Religion der Tuscier und Gallier eine beynahe gänzlich vollkommene Aenlichkeit war. Von den Tusciern bekamen die Römer ihre so genannten Auguria, das ist, Wahrsagungen aus dem Blitz, dem Donner, dem Flug der Vögel, den Eingeweiden der Opferthiere, und andere aberglaubische Gebräuche, die man bey allen Celtischen Völkern antrifft. Man kan daher mit der grösten Zuverläßigkeit behaupten, daß die Tuscier Celten oder Gallier waren.

Von dem obern und mitternächtigen Theil von Italien, welchen die Römer Gallia Togata nennten, kommen wir nun zu denjenigen Völkern, welche von dem Appenninischen Gebürg bis an die Meerenge von Sicilien wohnten. Die alte Geschichte dieses Volks ist mit vielen Dunkelheiten durchwebt. Um diese Verwirrung einigermassen in Ordnung zu bringen, müssen wir gleich anfänglich einen flüchtigen Blick auf die glaubwürdigsten Schrifftsteller werfen, und sehen, was sie von dem Ursprung der Römer und anderer Nationen, die den untern Theil von Italien bewohnten, für Nachrichten aufgezeichnet haben. Dionys von Halicarnaß soll unser Wegweiser

weiser seyn. Er wandte eine Zeit von zwey und zwanzig Jahren an, um alles, was die Griechen und Lateiner über diese Materie angemerkt hatten, zusammen zu sammeln und in Ordnung zu bringen. Wir wollen die verschiedenen Zeitläufte dieser ältesten Geschichte auseinander setzen, so wie sie der gemeinen Sage nach erzählt werden, und alsdenn unsere Anmerkungen darüber machen.

Die ältesten Einwohner dieser Gegenden waren ein barbarisches Volk, welches den Namen Siculer führte. Sie waren Indigeten, oder Eingebohrne; wenigstens kan niemand mit Gewißheit sagen, ob das Land, welches sie innen hatten, vorher, ehe sie es in Besitz genommen hatten, andere Einwohner gehabt habe, oder ob es völlig wüste und unbewohnt gewesen.

Nach den Siculern, welche einen grossen Theil von Italien eingenommen hatten, kamen Völker, die den allgemeinen Namen, Aborigines führten. Ohne Zweifel gehörten die Völker, welche man hernach Aurunker und Opiker nennte, unter die Aborigines. Diese verjagten die Siculer und Umbrier wieder aus denen Gegenden, welche zwischen der Tiber, und der Liris lagen, und setzten sich allda feste. Ueber den Ursprung dieses zweiten Volks ist man nicht einig. Einige Geschichtschreiber behaupten, daß die Aborigines Indigeten gewesen; andere aber behaupten, daß dieses Volk anfänglich nichts anders als ein zusammengelaufener Haufe von Flüchtlingen und Räubern gewesen, die sich aus den nächsten Gegenden zusammen gezogen hätten. Einige behaupten ferner, daß die Aborigines Ligurer gewesen wären, die aus der Nachbarschaft von Gallien bis an das Herz von Italien getrungen wären; andere aber sagen, daß

es

es Umbrier gewesen wären. Noch andere endlich lassen sie aus Griechenland herüber kommen. [Dionys. Hal. L. I. p. 7. L. II. p. 77. Thucyd. L. VI. c. 2. Solin. c. 8.] Allein wir wollen uns hier blos mit demjenigen beschäftigen, was wir mit Gewißheit sagen können. Die Aborigines waren also wie die Celten, vor Alters Hirten, die zum Theil von der Viehzucht lebten, zum theil auch Strassenrauberey trieben. Sie liessen sich hier und dar nieder, zerstreueten sich durch die Felder, Wälder und Berge, baueten nur schlechte Hütten und Dörfer, und entschlossen sich erst sehr spat, sich in Städte einzuschliessen.

Darauf kamen die Pelasger, und löseten die Aborigines ab. Sie kamen aus Griechenland zu verschiedenen Zeiten, und an verschiedenen Orten nach Italien. Die ersten, welche siebenzehen Generationen, das ist, wenn man dreyßig Jahre auf eine Generation rechnet, ohngefähr 500. Jahr, vor der Belagerung von Troja nach Italien giengen, kamen aus Arcadien. Sie thaten diesen Zug unter der Anführung eines Fürsten, mit Namen Italus, und von ihm benennten sie das Land, das sie einnahmen, Italien. Es folgten ihnen andere Pelasger nach, die aus Thessalien kamen. Die Arcadier schickten sechzig Jahre vor dem Trojanischen Krieg noch eine andere Colonie nach Italien. Ihr Anführer war Evander, und diese erbaueten die Stadt Palantium. Einige Jahre hernach kam Hercules mit noch einer Colonie in das Land, und setzte sich gleichfalls fest. Sie bestund theils aus Peloponesiern, die er aus seiner Armee gezogen hatte, theils aus Kriegsgefangenen, die vor Troja waren gemacht worden. Alle diese Pelasger nahmen die Aborigines zu Bundsgenossen an, und halfen ihnen die Siculer, Umbrer, und Ligurer, die in diesen Gegenden wohnten, vertreiben. [Thucyd.

cyd. L. VI. c. 2. Herod. L. I. c. 67. Dionys. Hal. L. I. p. 16. sqq.]

Bald darauf kamen die Tuscier. Herodot, und andere, die nach ihm geschrieben haben, behaupten, daß es Lydier gewesen wären; sie sagen, diese wären durch eine Hungersnoth gezwungen worden, aus ihrem Vaterland zu gehen; sie hätten in Italien eine Zuflucht und sichern Wohnplatz gesucht, und sich nach dem Namen ihres Heerführers genennt: dieses wäre Thyrrhenus, ein Sohn des Atis, Königs in Lydien, gewesen. Andere geben vor, die Tuscier wären Griechen gewesen und hätten auf der Insel Lemnos und den benachbarten Ländern Seeräuberey getrieben. Sie setzen noch hinzu, da diese Seeräuber gewohnt gewesen wären, das ganze mittelländische Meer zu durchkreutzen, so hätten sie Gelegenheit gehabt, auf den Küsten von Toscana Colonien zu errichten. Diese Tuscier breiteten sich darauf durch ganz Italien auf allen Seiten aus; sie bemächtigten sich eines Theils desjenigen Landes, welches heut zu Tage das Florentinische ausmacht, und welches die Umbrier dazumal innen hatten; sie verjagten auch die Pelasger aus denen Ländern, welche diese den Umbriern abgenommen hatten. [Herod. L. I. c. 94. Vellej. Paterc. L. I. c. 1. Virg. Æneid. L. VIII. v. 478. Justin. L. XX. c. 1. Thucyd. L. IV. c. 109. Schol. ad Apollon. Argon. p. 58. Plutarch in Camil. Tom. I. p. 136. Dionys. Hal. L. I. p. 21.]

Endlich kamen auch Trojaner unter der Anführung des Aeneas nach Italien. Diese und die Aborigines verbanden sich mit einander, indem ihnen die letztern einen Theil ihres Landes unter der Bedingung abtraten, daß sie ihnen gegen die Rutuler beystehen sollten. Eben zu der Zeit, als Aeneas mit seinen Leuten an dem Ufer der Tiber anländete, kamen andere Trojaner,

oder vielmehr Heneter, ein Paphlagonisches Volk, welches während der Belagerung von Troja gegen die Griechen gedient hatte, und setzten sich an der Mündung des Po fest; hier wurden sie anstatt Heneter, Veneter genennt. [Liv. L. I. c. 1. Justin. L. XX. c. 1. Plin. L. III. c. 19. Strabo L. I. p. 61. L. V. p. 212. L. XIII. p. 543. Virg. Æneid. L. I. v. 246.]

Dieses ist ein kurzer Abriß der ältesten Geschichte derjenigen Völker, die in dem untern Theil von Italien wohnten. Wir wollen nunmehr unsere Anmerkungen über die einzelnen Stücke derselben machen. Die ganze Erzählung, die wir hier angeführt haben, scheinet sehr ungewiß, und zum Theil fabelhaft zu seyn. Die Italiänischen Völker folgten lange Zeit der übeln Gewohnheit der andern Celten. Sie kannten nicht nur den Gebrauch der Buchstaben nicht, sondern widersetzten sich auch der Einführung derselben mit aller Macht. Ihre natürliche Rauhigkeit verführte sie zu den Gedanken, daß diese Beschäftigung einem kriegerischen Volk, das nur für die Waffen gebohren wäre, unanständig sey. Ja sie hielten sogar diese gänzliche Unwissenheit für ein Kennzeichen des Adels, und sie wollten weder lesen noch schreiben lernen. Aus dieser Ursache haben wir auch kein glaubwürdiges Denkmal von der ältesten Geschichte dieser Völker übrig. Alles was über den Zeitpunkt der Erbauung der Stadt Rom, ja so gar über die Einführung der Consuln hinausgeht, ist voller Ungewißheit und Schwierigkeiten.

So viel man indessen mit Wahrscheinlichkeit urtheilen kan, so waren die Siculer ein Scythisches oder Celtisches Volk, welche in den ältesten Zeiten das Königreich Neapel und einen Theil des Kirchen-Staates eingenommen hatten. Eben dies-

ses gilt von denen Völkern, die man Aborigines nennt. Diese Völker waren allem Anschein nach eine Celtische Nation, die durch mitternächtliche Völker gedrängt wurden, und über das Appenninische Gebürg giengen; die hernach die Siculer wieder vertrieben, und sie nöthigten nach Sicilien zu gehen, wie wir in dem folgenden Capitel sehen werden.

Was die Pelasger anbelangt, von deren Einfällen in Italien wir oben geredet haben, so hatten sie wirklich ihren Ursprung von den Griechen. Aus ihrem Vaterland kamen sie in das Königreich Neapel, und gaben ihm den Namen Gros Griechenland. Dionys von Halicarnaß sagt zwar, daß man die Zeit, wenn diese Pelasger nach Italien gekommen wären, nicht genau bestimmen könne; allein seine Anmerkung ist nicht deutlich genug. So viel ist gewiß, daß die Pelasger nicht die ältesten Einwohner von Griechenland waren, wie wir in dem vorhergehenden Capitel gezeigt haben; sondern sie waren ein neueres Volk, welches jene aus seinen Besitzungen vertrieben hatte. Die Griechen, die sich in Italien festsetzten, brachten eine Religion, Gebräuche und Gewohnheiten mit, die sie von morgenländischen Völkern angenommen hatten, zum Exempel, Tempel, Bildnisse der Götter, den Dienst des Jupiters, der Juno, des Apollo, Neptuns, Minerva, Ceres, Pan, den Gebrauch der Buchstaben, und noch andere Sachen, die den Pelasgern und Celten unbekannt waren. Ihre Sprache war die Griechische, und nicht die Sprache der alten Pelasger. Wir wollen einen einzigen Umstand anführen, der es deutlich beweißt. Einige Römer, oder Tuscier giengen einstens vor einer Pelasgischen Stadt vorbey, und fragten nach dem Namen der Stadt. Derjenige, den sie fragten, verstund sie nicht,

und antworteten ihnen auf griechisch, χαιρε, chäre (dies ist die gewöhnliche Formel, wie sich die Griechen einander grüsseten.) Die Pelasger glaubten ganz treuherzig, daß dies der Name der Stadt wäre; und von der Zeit an bekam diese Stadt den Namen Chäre, oder Cäre, anstatt daß sie sonsten Agylla hieß. Diese vorgegebene Pelasger waren also wirkliche Griechen, aber sie kamen viel später nach Italien, als es der gemeine Haufe der Schrifftsteller setzet.

Von den Tusciern haben wir schon oben einmal geredet, da wir von den Völkern, die vor Alters die Lombardie innen hatten, handelten. Wahrscheinlicher Weise waren sie ein Celtisches Volk, welches ehemals an dem Fluß Po wohnte. Nachdem aber die Gallier in Italien einfielen, so zog sich ein Theil der Tuscier nach Rhätien, und der andere setzte sich im Florentinischen fest, nachdem sie die Griechen und andere Völker, welche damals Meister vom Lande waren, verjagt hatten. Dionys von Halicarnaß, welcher die Tuscier für Eingebohrne von Italien hält, setzt verschiedene Umstände hinzu, welche diese Muthmasung bestättigen. Er sagt nemlich, „daß die Griechen „vor Alters allen Italiänischen Völkern, und „insonderheit den Lateinern, den Ausoniern und „Umbriern den Namen Tyrrhenier gegeben hätten.“ Eben dieser Schriftsteller redet von einer mündlich fortgepflanzten Nachricht, daß die Tuscier zuerst angefangen hätten, Thürme zu bauen, um den Einfällen der benachbarten Völker zu widerstehen, wovon sie endlich den Namen Thyrrhener bekommen hätten; ein Ausdruck, der in der Celtischen Sprache so viel bedeuten soll, als Leute, die auf Thürmen wohnten, Thürmwohner, so wie diejenigen die in den Burgen oder Flecken wohn-

wohnten, **Burgwohner**, **Burgundionen**, genennt wurden. Vielleicht kommt selbsten der Name der Tuscier, dem man sonst eine griechische Abstammung zuschreibt, von dem Celtischen Wort **Tis**, **Tuisto**, **Tuisko**, her, weil die Celten von diesem Gott den Ursprung des menschlichen Geschlechts, oder wenigstens ihrer Nation, herleiteten. Uebrigens ist es eine ausgemachte Sache, daß die Celten ihren Kriegsleuten den Namen **Lydi**, oder **Lati** gaben. Die Griechen hörten, daß die Tuscier von sich sagten, sie wären **Lydi**, sollten sie nicht natürlicher Weise die Lydier aus Klein-Asien damit verwechselt haben? Dieser Irrthum ist ohne allem Zweifel die Hauptquelle von der Fabel, daß die Tuscier aus Lydien hergekommen wären, obgleich der vornehmste Geschichtschreiber der Lydier, nicht das mindeste von dieser Auswanderung seiner Landsleute sagt. [Xant. Lyd. ap. Dionys. L. I. p. 22.

Der Zug der Trojaner nach Italien ist gleichfalls eine blosse Fabel. Anstatt daß die alten Schrifftsteller das Ungereimte in derselben hätten zeigen sollen, so haben sie sie vielmehr aus allen Kräfften bestättigt; aber sie thaten es aus Schmeicheley gegen die Römer, und besonders gegen die Kayser, als welche für diese vorgegebene Abstammung ausserordentlich eifersüchtig waren. Indessen kan doch Dionys von Halicarnaß, nachdem er die gewöhnliche Meynung vorgetragen, nicht umhin, seine wahre Meinung über diese Sache auf eine verdeckte Art merken zu lassen. Er sagt einmal über das andere, daß er es dem Urtheil des Lesers überlasse, von dieser Sache zu denken, was er wollte. [Dion. Hal. L. I. pag. 38.

Eben dieses Urtheil muß man von den Heneter fällen, die man aus Paphlagonien in das Venetianische Gebiet hat kommen lassen. Der

ähnliche Laut des Namens Heneter und Veneter, ist ohne Zweifel die Ursache dieses Irrthums gewesen. Zur Zeit des Herodots waren die Veneter Illyrier, die sich rühmten, daß sie von den Medern abstammten. In der Folge der Zeit nahmen sie mit Vergnügen eine Ueberlieferung an, die sie zu Landsleuten von den Römern machte. Allein Strabo glaubt mit Recht, daß die Italiänischen Veneter von denjenigen abstammten, die in Gallien in der Gegend von Vannes in Bretagne wohnten. Seine Muthmassung hat um so vielmehr Wahrscheinlichkeit, weil die Italiänischen Veneter, obgleich ihre Sprache von der Sprache der Gallier sehr verschieden war, dennoch einerley Gewohnheiten und Lebensart mit ihnen hatten. Julian der Abtrünnige stimmt gleichfalls der Meynung des Strabo bey. Er sagt, daß die Römer das ganze Land, welches die Heneter, Ligurer, und noch viele andere Gallier innen gehabt hätten, unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hätten. Dieser Ausdruck giebt deutlich genug zu erkennen, daß er die Ligurer und Heneter für Gallische Völker gehalten habe. [Strabo L. IV. p. 195. Polyb. L. II. p. 105. Julian. Orat. II. p. 72.

Man kan noch eine andere Ursache angeben, woraus die gemeine Meynung, daß die Lateiner, Veneter und Tuscier aus dem Trojanischen Gebiet, Paphlagonien und Lydien hergekommen wären, entstanden zu seyn scheint. Die Einwohner der letzt genannten Länder, waren aus Thracien nach Klein-Asien gekommen. Die Sprachen und Gewohnheiten dieser Völker verrathen eine überaus grosse Aenlichkeit mit den alten Einwohnern von Italien, und man wird also kein Bedenken tragen, ein Volk von dem andern abstammen zu lassen. Allein die Schrifftsteller bedachten nicht, daß diese Uebereinstimmung einzig und allein da-

her komme, weil ganz Europa ehemals nur von einem und eben demselben Volk, nemlich den Scythen oder Celten bevölkert gewesen war.

Italien war also im Anfang von lauter Celtischen Völkern bewohnt. In der folgenden Zeit kamen mehrere griechische Völker hin, die sich mit den natürlichen Einwohnern des Landes anfänglich verbanden, und darauf vermischten, daß beide nach und nach unvermerkt in ein Volk zusammen schmolzen. Dieses wollten sie unter andern durch die Fabel anzeigen, daß Hercules eine Hyperboräerin heurathete. Hercules ist ein Anführer der Griechen, und die Hyperboräische Prinzeßin ein Celtisches Frauenzimmer; sie wurde einem griechischen Prinzen gegeben, um das Bündnis, welches diese beiden Völker errichtet haben, desto stärker zu befestigen. [Justin. L. XX. c. 1. Solin. c. 8. Dionys. Hal. L. I. p. 34. L. II. p. 78.]

Diese ausführliche Beobachtungen dienen uns dazu, den Ursprung der Römer zu entdecken. Es ist der Mühe werth, daß wir uns bey einem so wichtigen Gegenstand noch etwas aufhalten. Jedermann weiß, daß die ersten Einwohner von Rom ein zusammengelaufener Haufe allerhand Menschen waren, die Romulus aus allen Gegenden zusammen brachte. Der untere Theil von Italien war damals von Griechen und Celten bewohnt. Unter die Zahl der letztern gehörten die Umbrier, Tuscier, Sabiner, die von den Umbriern abstammten, und noch andere mehr. Diese neue Colonie bestund also aus Griechen und Celten; jedes von diesen Völkern hatte seine besondere Sprache, seine besondere Gewohnheiten, die es mitbrachte. Diese Mannigfaltigkeit erhielt sich noch eine Zeitlang unter ihnen, bis aus der Vermischung

beyder

beyder Völker ein neues entstund, welches weder der Celten noch Griechen war, von einem jeden aber etwas an sich hatte. Dionys von Halicarnaß giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß Romulus, welcher von den Griechen erzogen war, sich viele Mühe gegeben habe, ihre Lebensart in seinem kleinen Staat einzuführen. Im Gegentheil war Numa Pompilius, ein gebohrner Sabiner, den Gewohnheiten und der Religion der Celten geneigter. Zur Zeit der Tarquinier bekam die Sache ein ganz anderes Ansehen. Diese waren Corinthier von guter Familie, und unter der Regierung dieses Fürsten bekamen die Sitten und Gewohnheiten der Griechen dermassen die Oberhand in Rom, daß man die Römer nicht anders ansahe, als wenn sie ganz von den Griechen, ohne einige Vermischung anderer Völker, abstammten. Doch blieben noch viele Jahrhunderte hernach unter den Römern immer einige Züge von den ersten Einwohnern des Landes so wohl in Ansehung der Sprache, als der Sitten und Gebräuche, übrig. [Dionys. L. I. p. 71. L. II. 112. sqq.] Wir wollen noch einige Anmerkungen darüber machen.

Die meisten Stamm- und Wurzelwörter der lateinischen Sprache sind ohne Zweifel aus der griechischen genommen. Unterdessen hat sie doch auch viele Worte beybehalten, die in der Celtischen Sprache eigentlich zu Hausse sind. Wir wollen einige zur Probe hersetzen. Ager, Acker, Angor, Angst, Cella, Keller, Corona, Krone, Fax, Fackel, Flamma, Flamme, Fructus, Frucht, Gramen, Graß; Herus, Herr, Hora, Uhr, Linum, Leinen; Mare, Meer, Mola, Mühle; Nebula, Nebel, Pellis, Fell, Pelz; Piscis, Fisch; Rota, Rad, Vallum, Wall; Copula, Koppel, Pannus, Panuen, Ambages, Umweg; Auris, Ohr, Barba, Bart

Bart, Caseus, Käse, Catena, Kette, Corbis, Korb, Verus, wahr, Longus, lang, Castus, keusch, Angustus, eng, Gusto, kosten, Rapio, rauben, Scindo, schneiden, Abscindo, abschneiden ꝛc. Die lateinische Sprache hat ferner verschiedene synonymische Ausdrücke, davon der eine griechisch, der andere Celtisch ist. Zum Exempel Bracchium, der Arm stammt von dem Griechischen Wort βραχιων ab, Armus, die Schulter, im Gegentheil, von dem Celtischen Wort, Arm. (Hachenberg Germ. media. diss. VII. §. 3. Lipf. Epist. Centur. III. Ep. 44. Fest. P. Diac. inter Auctores linguæ latinæ p. 255.) Doch wollen wir hieraus allein noch keinen Beweiß führen, weil vielleicht mancher noch etwas dagegen zu erinnern haben möchte. Wir verbinden aber mit der Sprache die Gewohnheiten und Gebräuche, und beydes zusammen genommen, liefert einen starken Grund unserer Meinung.

Was also die Gebräuche, die bey den Römern eingeführt waren, anbelangt, so bemerkt Cato in seinem Werk, Origines genannt, daß vor Alters bey jeder Gasterey, ein jeder Gast Hymnen oder Lieder zum Lob der Helden nach dem Ton der Instrumente gesungen habe. Diese Gewohnheit war von den Celten auf sie gekommen, so wie auch die Feyerlichkeit der Salier. Dieses Fest wurde von jungen Leuten gefeyert, und es bestunde eigentlich darinnen, daß sie zu einer gewissen Jahreszeit mit einem Schwerdt, Schild und Spieß bewaffnet, durch die Stadt liefen, und Loblieder zu Ehren der Kriegsgötter absungen. Es geschah dieses gewöhnlich im Monath März, wo die Celten ihre allgemeine Versammlungen zu halten pflegten, nach welchen sie in das Feld giengen. Der Schild, den die Salier hierbey brauchten, glich dem Thracischen,

welcher,

welcher mehr lang als breit war; und so waren alle Celtische Schilder geformt. Bey dieser Ceremonie tanzten und sprungen die Salier mit vieler Artigkeit nach dem Tact. Die Mensur, nach welcher die Sprünge gethan wurden, wurde entweder mit der Sing-Stimme, oder durch den Ton der Flöten, und über dieses durch das Klappern, da sie mit ihren Schwerdtern oder Spiessen wieder den Schild schlugen, gegeben. Wir werden dieses in den folgenden Büchern, wenn wir von den andern Gewohnheiten, die die Römer von den Celten angenommen haben, reden werden.

Was die Religion anbelangt, so sagt Dionys von Halicarnaß, daß Romulus den Gebrauch der Tempel, Altäre und Bildnisse der Götter eingeführt habe; aber zu gleicher Zeit merkt er auch an, daß dieser Regent des entstehenden Roms alle eitle und lächerliche Fabeln der griechischen Mythologie verworfen habe. Vielleicht irrt sich dieser Schrifftsteller in dem ersten Punct, wenigstens behauptet Plutarch und Varro, daß die alten Römer die Gottheit weder unter Sinnbildern, noch unter Bildsäulen vorgestellt hätten. [Augustin. de civit. Dei L. IV. c. 31. Clemens Alex. Strom. L. I. c. 15.]

Dem sey wie ihm wolle, so ist bekannt, daß Numa Pompilius keine Mühe sparte, die Religion der Celten unter seinen Unterthanen zu erhalten. Er verbot deswegen ausdrücklich, die Gottheit unter einer menschlichen, oder thierischen Gestalt vorzustellen. Clemens von Alexandrien behauptet, daß er hierinnen der Vorstellungsart des Pythagoras gefolgt sey. Aber er begeht einen offenbarer Fehler in der Zeitrechnung; denn Numa Pompilius fieng in der sech-

zehenden Olympiade an zu regieren; und Pythagoras kam erst nach der funfzigsten Olympiade, oder vielleicht auch noch später nach Italien. Ausserdem ist es weit wahrscheinlicher, daß Pythagoras diese Ideen von den Celten angenommen habe, wenigstens hatte er Gelegenheit, so wohl in Italien, als in Thracien, wo er sich die letzte Zeit seines Lebens aufhielte, mit ihnen umzugehen. [Cic. Quæst. Tusc. L. I. p. 3438. Cyrill. adv. Julian. L. I. p. 13. Chronic. Paschale. p. 143. Justin. L. XLIII. c. 2. Clem. Alex. coh. ad gent. p. 41.]

Ehe die Römer Bildnisse der Götter hatten, so beteten sie nach dem Zeugnisse einiger Geschichtschreiber, Streitaxten, oder Helebarden an. Auch diesen Gebrauch finden wir bey den Scythen und Celten. Wenn sie in Krieg giengen, und ihr Heer nunmehr ein Lager bezogen hatten, so steckten sie an einem schicklichen Ort ein Schwerdt, oder eine Streitart in die Erde. Dieses war das Kennzeichen des Mallus, [vielleicht Mahlstadt] oder desjenigen Orts, wo Kriegsrath, und gottesdienstliche, bürgerliche und gerichtliche Versammlungen gehalten worden, so lang das Lager an dem Ort blieb. Plinius und Solinus reden auch von einem Fest, welches jährlich auf dem Berg Soracte zur Ehre des Apollo, das ist, der Sonne, gehalten wurde. Während dieser Feyerlichkeit tanzten die Priester, die aus der Familie der Hirpier waren, barfuß auf glüenden Kohlen, ohne einigen Schmerzen zu empfinden. Von dieser Gewohnheit stammt ohne Zweifel die sogenannte Feuerprobe ab, einer von den ältesten abergläubischen Gebräuchen der Scythen und Celten. [Plin. H. N. L. VII. c. 2. Solin. c. 8. Strabo L. V. p. 226.]

Endlich brachten auch die Celten ihren Göttern Menschen-Opfer, die sie auf mancherley Weise opferten. Hercules soll nach dem Zeugnisse des Dionys von Halycarnaß und einiger anderer Geschichtschreiber, diese Gewohnheit in Italien abgeschafft haben. In den folgenden Zeiten begnügten sich die Römer damit, daß sie zu der Zeit, wenn man sonsten dieses barbarische Opfer zu bringen pflegte, Männer von Stroh in die Tiber warfen. Auch die Griechen fanden ein Mittel dieß barbarische Menschenopfer abzuschaffen. Sie machten eine Comödie daraus, und diese vergnügte nicht nur die Griechen, sondern war auch den Celten nach Geschmack, indem sie das Andenken ihrer alten Gewohnheiten erhielte. Wenn sich ein Unglück im Staat ereignete, so ermangelten diejenigen, die noch an diesem Aberglauben hiengen, nicht, solches der Verachtung der alten Ceremonien zu zu schreiben, und verlangten, daß man sie wieder einführen möchte; sie hatten auch bey verschiedenen Gelegenheiten, das Unglück, ihre Absicht zu erreichen. [Dionys. Hal. L. I. c. 30.]

Eilftes Hauptstück.

Von den Celten in Sicilien.

Damit man sich eine richtige Vorstellung von den alten Einwohnern Siciliens machen kan, so wollen wir zu Anfang dasjenige anführen, was Thucydides von ihnen aufgezeichnet hat, und hernach einige Bemerkungen hinzu fügen, die die Erzählung dieses Geschichtschreibers erläutern werden. Man behauptet, sagt er: „daß

„ daß die ältesten Einwohner von Sicilien die „ Cyclopen und Lestrigonen gewesen wären, die „ aber nur einen Theil von dieser Insel innen „ hatten. *) Ich kan nicht sagen, von was „ vor einem Volk sie waren, wo sie hergekom„ men sind, oder wo sie sich in der folgenden „ Zeit hingewendet haben. Ich verweise meine „ Leser auf die Erzählungen der Dichter, und „ lasse ihnen die Freyheit, so viel davon zu „ glauben, als sie wollen. Es ist wahrschein„ lich, daß die Sicanier das erste Volk waren, „ das sich in Sicilien niedergelassen hat. Wenn „ man ihren Erzählungen glauben darf, so wa„ ren sie schon auf dieser Insel, ehe die Cy„ clopen und Lestrigonen hinkamen, indem sie „ sich Indigeten, oder Eingebohrne des Landes „ nennten. So viel ist gewiß, daß die Sicanier „ Iberier waren, die sich ehemals in Spanien „ um den Fluß Sicanus niedergelassen hatten, „ aber von den Ligurern daraus vertrieben „ worden waren. Von ihnen bekam die Insel „ den Namen Sicania, da sie vorher Trinacria „ genennt worden ist. Die Sicanier hatten sich „ in dem östlichen Theil der Insel niedergelas„ sen, wo sie noch bis auf den heutigen Tag „ sind. Nach der Zerstörung der Stadt Troja „ kamen einige Trojaner, die den Griechen ent„ gan„

*) Es ist wahrscheinlich, daß die Cyclopen und Lestrigonen die alten Scythen waren. Nach einer Nachricht beym Appian, sollen die Celten und Gallier von den Cyclopen herkommen. Homer macht Riesen daraus. Strabo glaubt, daß es Barbaren gewesen, die vor Alters Sicilien besessen hatten. [App. Illyr. p. 1194. Hom. Odyss. IX. 106. Strabo L. I. p. 20.

„ gangen waren, und landeten auf Sicilien. „ Sie liessen sich in eben den Gegenden nieder, „ wo die Sicanier waren, und beide Völker „ vermischten sich mit einander, und wurden „ nunmehr mit einem Namen, nemlich Elymier, „ benennt. Zu diesen stiessen noch einige Pho„ censer, die auch von Troja gekommen waren. „ Sie waren durch einen Sturm nach Africa „ verschlagen worden, und von da kamen sie „ nach Sicilien. In der folgenden Zeit kamen „ die Siculer, die in Italien wohnten, und von „ den Ophicinern waren vertrieben worden, „ auch nach Sicilien. — Es giebt noch Sicu„ ler in Italien, welches Land von einem ge„ wissen Italus, König der Arcadier, den Na„ men bekommen hat. *) Nachdem die Siculer „ in grosser Anzahl in diese Insel gekommen wa„ ren, so überwanden sie die Sicanier, die sich „ nunmehr in die südlichen und westlichen Ge„ genden der Insel zogen. Sie verlohr nun„ mehr den Namen Sicanien, und wurde dafür „ Sicilien genennt. **) Die Siculer behielten „ die besten Gegenden des Landes für sich, „ und

*) Servius hat diese Stelle unrecht gelesen, denn er läst den Thucydides etwas sagen, woran er niemals gedacht hat, nemlich daß der König Italus aus Sicilien gekommen wäre, und Italien gestifftet hätte. [Serv. ad Virg. Aeneid. L. VIII. v. 328.

**) Diodor aus Sicilien sagt, daß die Sicanier die östlichen Theile der Insel wegen der beständigen Verwüstungen des Bergs Aetna freywillig verlassen hätten, und darauf hätten die Siculer das verlassene Land besetzt. Diod. Sic. L. V. p. 201.

„ und blieben bey nahe dreyhundert Jahr im „ Besitz davon, als die Griechen nach Sicilien „ kamen. Noch bis auf den heutigen Tag ha„ ben sie die besten Gegenden auf der nördlichen „ Seite der Insel innen. „ Thucydides setzt noch ferner hinzu, daß auf die Siculer die Phönicier wegen der bequemen Lage dieser Insel zur Handlung, gefolgt wären; diese hätten sich einiger Vorgebürge und kleiner Inseln in der Nähe von Sicilien bemeistert; und auf diese Art wäre die Insel endlich durch eine grosse Menge griechischer Colonien, welche nach und nach hingekommen wären, bevölkert worden.

Wenn es wahr ist, daß die Sicanier ursprünglich aus Spanien, und die Siculer aus Italien gekommen sind; so müssen diese beiden Völker nothwendig Celten gewesen seyn. Allein die Erzählung des Thucydides hat noch einige Erläuterung nöthig. Er behauptet, daß die Sicanier Iberier gewesen wären, die aus Spanien gekommen wären. Servius, Silius, und noch ein ganzes Heer Schrifftsteller haben diese Meinung ebenfalls angenommen. Um die Nachricht des Thucydides zu bestättigen, sagen sie, daß die Sicanier aus Spanien nach Italien, und von da aus nach Sicilien gekommen wären; sie behaupten, daß der Fluß, dem Thucydides den Namen Sicanus gegeben hatte, der Sicoris sey, wovon Lucanus redet. Wir wollen einige Anmerkungen darüber machen. [Lucan. L. IV. v. 14. 130. 141.

Erstlich geben uns verschiedene scheinbare Gründe die Vermuthung, daß sich Thucydides hier irre. Ehemals war der Name Iberier den Spaniern nicht besonders eigen; sondern er bezeichnete überhaupt, wie wir oben bemerkt haben, ein Volk, das sich an einem Berg, oder Fluß,

oder

oder Meer, niedergelassen hat. So wurden die Einwohner von Spanien von den Galliern Iberier genennt, weil sie über den Pyrenäischen Gebürgen wohnten, und aus eben der Ursache gaben auch die Spanier den Galliern diesen Namen. Die Gallier in Italien wurden Iberier genennt, weil sie über den Alpengebürgen wohnten. Die Sicanier wurden also Iberier genennt, weil sie über die See nach Sicilien gekommen waren. Thucydides setzt hinzu, daß sie von den Ligurern aus dem Land, das sie eingenommen hatten, wären verjagt worden. Es ist also deutlich bewiesen, daß sie nicht in Spanien, sondern in Italien gewohnt hatten. Und dieses bestättigen mehrere Schrifftsteller, deren Zeugnis weit glaubwürdiger ist, als was Thucydides sagt.

Zweytens giebt dieser Schrifftsteller vor, die Sicanier und Siculer wären zwey verschiedene Völker gewesen; allein Servius behauptet gerade das Gegentheil. Er sagt: „die Insel wäre „ Sicanien genennt worden, von dem Namen „ des Volks, welches sich auf derselben nieder„ gelassen hätte, Sicilien aber von dem Namen „ des Anführers der Sicaner.“ Dies ist auch die Meinung des Virgils, welcher die Völker, die aus Italien nach Sicilien gekommen waren, beständig Sicaner nennt. [Virg. Æneid. L. VII. v. 795. L. VIII. v. 328.] So viel man durch Muthmasungen herausbringen kan, so waren die Benennungen Sicaner und Siculer blosse Zunahmen, welche sich mehrere kriegerische Völker in Italien in Ansehung der vielen Siege, die sie erhalten hatten, beylegten. *)

Drit-

*) Vielleicht kommem beide Benennungen von dem Celtischen Wort Sieg her, daraus sie

Drittens sagt Thucydides, daß sich die Sicaner mit den Flüchtlingen, die von Troja gekommen wären, vermischt hätten, aus welcher Vermischung ein drittes Volk entstanden wäre, dem man den Namen Elymier gegeben hätte. Allein, wir haben schon bemerkt, daß es höchst unwahrscheinlich sey, daß die Trojaner aus ihrem Vaterland entweder nach Italien, oder Sicilien gekommen wären. Wir werden von dieser Sache weiter unten handeln, wenn wir auf die Stifftung und dem Untergang des Trojanischen Reichs kommen werden. Alsdenn werden wir zeigen, daß die Trojaner Scythen gewesen, die aus Thracien gekommen waren. Homer sagt zwar, daß Troja von den Griechen eingenommen worden sey; indessen giebt er nicht undeutlich zu verstehen, daß das Reich ganz und gar nicht zerstört worden, sondern daß Aeneas nach dem Tode des Priamus die Königliche Würde auf seine Nachkommenschaft gebracht habe. *) [Bocharti diss. num Æneas vnquam in Italia fuerit, in Geogr. sacra.] Ausserdem siehet man aus einer Stelle des Hellanicus von Lesbos, welche Bochart am angezogenen Orte anführt, daß der Name der Elymier viel älter sey, als ihn Thucydides macht, weil ihn das Volk, von dem er redet, bereits mit nach Italien gebracht habe.

Vierd-

Sieghausen, Siegheel, Siegmann formirten. Man hat in Gallien folgende Innschrifft gefunden: Marti Secomoni, dem siegreichen Mars.

*) Seine Worte sind diese: Der tapfere Aeneas wird König der Trojaner seyn, er, seine Kinder, und Kinds-Kinder. Iliad. Lib. XX. v. 307.

Vierdtens tadeln die Kunstrichter an dem Thucydides noch zwey andere Artickel. Sie sagen, er habe darinnen ganz und gar unrecht, daß er behauptete, es wären noch zu seiner Zeit Siculer in Italien gewesen. Diese vorgegebenen Siculer aber, die noch in Italien übrig gewesen seyn sollen, kommen in der ganzen Geschichte nicht mehr zum Vorschein. Ueberdies behauptet Diodor von Sicilien und Dionys von Halicarnaß ausdrücklich, daß die Siculer mit Weib und Kinder, und allen Habseligkeiten Italien verlassen hätten. [Diod. Sic. I. V. p. 199. Dionys. L. I. p. 18.]

Endlich fünftens setzt Thucydides den Uebergang der Siculer nach Sicilien viel zu spät. Nach seiner Rechnung schickten die Griechen ihre erste Colonie 148. Jahre nach dem Trojanischen Krieg nach Sicilien; und andere Schrifftsteller versichern, daß die Siculer bey nahe 100. Jahre vor dem Trojanischen Krieg auf der Insel gewesen wären. Ein ziemlicher Unterschied von etlichen Jahrhunderten. Ohne diese chronologische Streitigkeit auszumachen, so bemerken wir nur, daß die Auswanderungen der Celtischen Völker grösstentheils später geschahen, als sie die Geschichtschreiber gemeiniglich setzen. [Cluv. Sicil. antiq. p. 9. 17. 19.]

Wir wollen nun auch die andern Schrifftsteller anhören, die von dieser Materie geschrieben haben. Die Erzählung des Hellanicus von Lesbos lautet also: „ Es giengen zwey Flotten aus „ Italien nach Sicilien. Auf der ersten waren „ die Elymier, die von den Oenotriern aus ihrem Lande waren vertrieben worden. Dieses „ geschahe drey Geschlechtsalter vor der Zerstörung von Troja. Die andere Flotte kam fünf „ Jahre später nach Sicilien. Auf derselben kamen die Ausonier, die durch die Japygen wa-

Bayerische Staatsbibliothek München

„ ren verjagt worden dahin. Der Anführer der
„ Ausonier hies Siculus. Dieser benennte nicht
„ nur das Volk, das er beherrschte, sondern auch
„ das Land, wo er sich niederlies, nach seinem
„ Namen. Philist von Syracus bemerkt eben-
„ falls, daß diese Völker achzig Jahre vor dem
„ Trojanischen Krieg nach Sicilien gekommen
„ wären. Nach seiner Aussage waren es weder
„ Siculer, noch Ausonier, noch Elymier, sondern
„ Ligurer, die vom Siculus, dem Sohn des Ita-
„ lus, angeführet wurden. Da sie von den Om-
„ briern und Pelasgern aus ihrem Lande vertrie-
„ ben waren, so musten sie jenseits des Meeres
„ eine neue Wohnung suchen. *) Antiochus von
„ Syracus thut von der Zeit, wann diese Völ-
„ ker nach Sicilien gekommen sind, gar keine
„ Meldung.“ Diese Nachrichten sind uns von dem Dionys von Halicarnaß aufbehalten worden. [L. I. p. 18.] Plato bemerkt in dem achten Brief an die Verwandten des Dions, daß zu seiner Zeit dreyerley Völker in Sicilien gewesen wären, Griechen, Phönicier und Opicier. Endlich, ob-

*) Diodor von Sicilien erklärt die Meinung dieses Geschichtschreibers ganz anders. Seine Worte lauten also: „ Philist von Syracus
„ sagt, daß sie aus Iberien gekommen wären,
„ und daß sie den Namen Sicanier von ei-
„ nem Fluß dieses Namen in Iberien bekom-
„ men hätten.“ Timäus, der die Unwissenheit dieses Geschichtschreibers tadelt, beweiset deutlich, daß sie Eingebohrne gewesen sind. Vielleicht unterscheidet Philist die Sicanier, die aus Spanien gekommen waren, von den Siculern, die aus Italien herüber gekommen waren.

obgleich Silius die Sicaner aus Spanien kommen läst, so erkennt er doch die Siculer für Ligurer, die aus Italien herüber gekommen wären. [Sil. Ital. L. XIV. v. 581.] Auch Pompejus Festus redet von einer Colonie Samniter, die nach Sicilien übergegangen waren. [in Mamertinis p. 8.]

Es mögen nun die alten Einwohner von Sicilien aus Spanien oder Italien hergekommen seyn; sie mögen Iberer, Ligurer, Elymier, Opicier oder Ausonier gewesen seyn; alles dieses ist uns in Absicht auf unser gegenwärtiges Vorhaben sehr gleichgültig. Es bleibt allemal ausgemacht, daß Spanien und Italien von Celtischen Nationen bewohnt gewesen, ehe noch die Phönicier und Griechen ihre Colonien dahin geschickt haben. Indessen kan man doch mit grosser Wahrscheinlichkeit muthmasen, daß die Siculer Scythische oder Celtische Völker aus Italien gewesen sind. Sie wurden von Völkern die weiter gegen Norden wohnten, gedrückt, zogen sich nach und nach von den Appenninischen Gebürgen zurück, wo sie sich anfänglich niedergelassen hatten, und kamen erstlich nach Neapel, und darauf nach Sicilien. [Solin. c. 8. Plin. H. N. L. III. c. 13.

Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß die Galeoten, wovon so viele Schrifftsteller reden, die Priester dieser Siculer gewesen sind. Man sagt, daß sie sich der Kunst, zukünftige Dinge vorher zu sagen, gerühmt und dem Tyrannen Dionys auch Proben ihrer Geschicklichkeit gegeben hätten. Die Sache verhielt sich auf diese Art: Es hatte sich ein Schwarm Bienen auf seine Hand gesetzt, und die Galeoten legten dieses als eine Vorbedeutung aus, daß er König werden würde. [Cic. de divin. L. I. Ælian. Var. Hist. L. XII. c. 46. Steph. de urb. p. 259.] Diese Galeoten gaben vor, daß sie

von dem Galeus, einem Sohn des Apollo und der Themista, einer Tochter des Zabus, Königs der Hyperboräer, abstammten. Diese Fabel zeigt deutlich genug, daß sie ursprünglich Gallier, oder Hyperboräer waren.

Von der Insel Sardinien und Corsica, weiß man nichts gewisses zu sagen, ob ihre Einwohner Celten waren, oder nicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Inseln, ehe die Carthaginenser und Griechen sich auf denselben niedergelassen hatten, von den Völkern aus den benachbarten Ländern bewohnt gewesen sind. So urtheilt Solinus [c. 9. 10.] daß die Insel Corsica anfänglich von Ligurern, und Sardinien von Spaniern, die von Tartessus hergekommen wären, bewohnt gewesen sey. So viel von den Wohnsitzen der Celten.

Zwölftes Hauptstück.

Von dem Clima derjenigen Länder, wo die Celten wohnten, besonders in Gallien Deutschland und Thracien.

In den vorhergehenden Capiteln haben wir gesehen, daß die Celten die ältesten Einwohner von Europa gewesen sind. Die Länder, die sie bewohnten, werden uns von den alten Schrifftstellern, meistentheils sehr schlecht abgeschildert. Das Clima war rauh und kalt; der Boden spröde und unfruchtbar, so daß er ausser dem Korn gar keine Früchte hervorbrachte. Zu den Zeiten der ersten Römischen Kayser erndete man in Gallien weder Wein, noch Oel, noch andere Früch-

re. Die strenge Kälte die daselbst herrschte, uud das raue Clima war einzig und allein die Ursache davon. Man fand zwar in Deutschland und Pannonien einige bebaute Länder, aber man traf keinen einzigen fruchtbaren Baum an, weil sie der strengen Kälte, die man in diesen Gegenden fühlte, nicht widerstehen konnten. [Varro de re rustica L. I. p. 321. Diod. Sic. L. V. p. 211. Strabo L. IV. p. 178. Tacit. Germ. c. 2. 4. 5. Dio Cassius L. XLIX. p. 413.]

Die Beschreibung, welche Virgil in seinen Büchern vom Ackerbau, von dem Clima in Thracien macht, paßt heut zu Tage kaum auf Lappland und Grönland. Er sagt, daß daselbst der Schnee bis auf sieben Ellen hoch falle, daß der Wein in den Fässern gefriere, und daß die Gräben bis auf den Grund ausfrören. Diese Ausdrücke sind ohne Zweifel übertrieben. Indessen merken doch auch andere Schrifftsteller an, daß in Thracien fast gar keine Früchte zur Reife kämen, und daß die Einwohner im Winter alle Fruchtbäume, die sie erhalten wollten, mit Mist bedecken müsten. Ovid, der auf dem Platz war, bestättigt eben dieses, und setzt noch hinzu, daß das ganze Land jenseits der Donau, wegen der ausserordentlich starken Kälte, weder bewohnt, noch bewohnbar sey. Von den Ländern, die an dem Borysthenes, und den Cimmerischen Bosphorus liegen, macht Herodot und Strabo eine ähnliche Beschreibung. [Virg. Georg. L. III. v. 355. Plin. H. N. L. XXV. c. 18. L. XVIII. c. 7. Ovid. Trist. L. III. el 4. v. 51. el 10. v. 20. el 12. v. 15. Pomp. Mela L. II. c. 2. Herod. L. IV. c. 28.]

Man kan nicht leugnen, daß das Clima in Gallien, Deutschland, und Thracien, in Vergleichung mit Italien und Griechenland, wirklich

kalt war; allein, daß der Boden spröde und gänzlich unfruchtbar gewesen seyn soll, daran war nicht die Kälte, sondern die Nachläßigkeit, Unwissenheit und Faulheit der Einwohner schuld. Sie hielten es für weit grösser und edler, vom Raub, als von ihrer Hände Arbeit zu leben; sie bekümmerten sich im geringsten nicht darum, ihre Felder zu bauen, oder wenigstens zu untersuchen, welche Art von Früchten darauf gezogen werden könnten. So bald aber die Celten diese Vorurtheile ablegten, und anfiengen sich auf den Ackerbau zu legen, so erndeten sie reichliche Früchte von ihrem Fleiß und Arbeit ein. Das Land bekam eine ganz andere Gestalt; es wurde immer angenehmer und fruchbarer, je mehr die Einwohner ihre bisherige Wildheit und Faulheit ablegten, die sie gehindert hatte, das Gute ihres Landes zu geniessen.

Zwey Stücke verdienen aber doch eine besondere Aufmerksamkeit. Erstlich, die Thracischen Wälder waren ehemals mit weisen Bären und wilden Schweinen angefüllt, die man heut zu Tag nirgends, als weit gegen Norden antrifft. Zweytens, die Flüsse in Gallien froren ordentlicher Weise alle Jahre zu, und machten, wie sich Diodor von Sicilien ausdrückt, eine natürliche Brücke, über welche ganze Kriegsheere mit ihren Wägen und Gepäcke gehen konten. Die Barbaren, die über dem Rhein und der Donau wohnten, machten sich daher gar oft des Winters zu nutz, und giengen über die mit Eiß belegten Ströme, um Einfälle in die Römischen Provinzen zu thun. [Diod. Sic. L. V. p. 210. Herodian. L. V. p. 496. Ovid. Trist. L. III. el 10. v. 8. Flor. IV. 12. Plin. Panegyr. c. 12. Xiphil. L. LXVIII. LXXI. Ammian. Marcell. L. XIX. c. 2.] Im Gegentheil ist es heut

zu

zu Tag, ein halbes Wunder, wenn man in Gallien zu gefrorne Flüsse sieht. Ja es ist so gar etwas ausserordentliches, daß jetzo der Rhein, die Donau, und andere Flüsse, die noch weiter gegen Norden sind, zum Exempel, die Elbe, die Weser, die Oder, dermassen zufrieren sollten, daß eine Armee ohne Gefahr darüber gehen könnte. Kaum alle zehen Jahre geschieht es einmal, daß sie ganz mit Eiß belegt sind.

Es muß sich also das Clima von Gallien, Deutschland, und Thracien merklich gemildert haben. Wir wollen es den Naturkündigern überlassen, die wahre Ursachen davon aufzusuchen. Vielleicht steigen aus den nunmehr bebauten Ländern Dünste auf, die die Luft nicht mehr so rau und schneidend machen, als ehedem. Es giebt jetzo nicht mehr so viel stehende Seen und Lachen, aus welchen sich schädliche Dünste erheben. Die ungehäuern Wälder, womit ehemals das ganze Land der Celten angefüllt war, hinderten damals die Sonnenstrahlen, daß sie nicht auf das Land fallen, und durch ihr Zurückprallen die Luft erwärmen konnten. Diese sind nunmehr ausgehauen, und die Sonne kann ihre Strahlen gerade auf den Boden schiessen lassen. Die natürliche Folge davon ist, daß sie leichter in die Erde dringen, in grössereri Anzahl und mit mehr Stärke zurückprallen, und dadurch einen höhern Grad der Wärme verursachen können. Diese Muthmasungen sind nicht auf leere Einbildungen gegründet, sondern werden durch die Vernunft bestättigt. Wenn wir uns Mühe geben wollten, so würden wir noch mehrere Gründe ausfündig machen können, allein wir würden uns nur zu weit von unserm Hauptgegenstand entfernen.

Dreyzehentes Hauptstück.

Von dem Ursprung der Celten.

Man mag entweder die alten oder neuern Schrifftsteller durchlesen, so findet man, daß der Ursprung der Celten unter ausserordentlich vielen Fabeln und ungegründeten Muthmasungen versteckt ist. Will man ihre Geschichte vernünftig kennen lernen, so muß man alle diese Kindereyen beyseite setzen. Man wird es uns also im geringsten nicht verdenken, wenn wir es nicht der Mühe werth achten, einen Bodin und Becan, und noch viele andere, die ähnliche Mährgen erzählt haben, zu wiederlegen. Um die Ehre ihrer eigenen Nation zu erheben, lassen diese und ihnen ähnliche Schrifftsteller alle andere Nationen von der ihrigen abstammen, ohne davon einen andern Beweiß, als ihre ausschweifende Einbildungen, die ihnen die Fieberhitze eingegeben hat, oder offenbar untergeschobene Werke, anzuführen. Das beste ist, wenn man die Celten selbsten reden läst, und sieht, ob man nicht von ihren alten Ueberlieferungen einen Gebrauch machen kann.

Was hatten die Celten für Gedanken, von dem Ursprung des menschlichen Geschlechts? aus welchem Lande glaubten sie selbsten hergekommen zu seyn? Auf diese zwey Fragen beziehet sich alles, was man über den Ursprung dieser Völker wichtiges sagen kann. Die erste Frage betrifft ihre Religion und Theologie, und davon werden wir in einem besondern Buch dieses Werks ausführlich handeln. Hier werden wir nur so viel davon sagen, als es nöthig ist, zu bewei-

beweisen, daß die verschiedenen Völker, von welchen wir in den vorhergehenden Capiteln geredet haben, über diesen Punkt einerley Ueberlieferung und mündliche Nachricht gehabt haben.

Die Celten sollen nach der Aussage des Julius Cäsars, (bell. Gall. L. VI. c. 18.) von sich behauptet haben, daß sie von dem Gott Dis abstammten, und daß sie diese Nachricht von ihren Druiden bekommen hätten. Cäsar verwechselt offenbar den Tis der Gallier, mit dem Pluto, den die Römer unter dem Namen Dis verehrten. Der ähnliche Laut, mit welchem beide Namen ausgesprochen würden, hat ihn verführt; denn die Alten versichern beynahe alle mit einander einstimmig, daß der Tis der Celten, eben derjenige Gott sey, den die Griechen und Römer Mercur nennten. Asinius Pollio hat von den Commentarien des Cäsars überhaupt geurtheilt, daß sie weder richtig, noch treu wären; (Suet. in vita Jul. Cæs. c. 56.) und dieses Urtheil ist besonders in denjenigen Stücken gegründet, wo er von der Religion der Gallier und Deutschen redet. Cäsar gieng schon damals mit dem grossen Vorhaben schwanger, welches er hernach ausführte, sich zum Herrn vom Römischen Staat zu machen. Um seine Absiche desto besser zu erreichen, verlangte er die Statthalterschaft von Gallien. Dadurch bekam er die Freyheit, nicht nur eine gute und starke Armee unter seinen Befehlen zu haben, sondern auch Schätze und Reichthümer zusammen zu bringen, deren er sich hernach mit grossem Vortheil bediente, um einen Theil des Römischen Adels in sein Interesse zu ziehen. Wird man sich nun wohl wundern, daß ein Mann, der so grosse Entwürfe in seinem Kopf hatte, sich um die Religion der Gallier nicht viel bekümm-

merte? Cäsar redet hier von dieser Sache als General, nicht aber als Forscher des Alterthums, noch als Philosoph. Es ist höchst zu vermuthen, daß die Nachrichten, die er von dieser Materie in seine Commentarien gebracht hat, etwa von einem Römer, der sich unter den Galliern eine Zeitlang aufgehalten hatte, entworfen worden sind. Nun aber war es ja den Galliern scharf verboten, etwas von ihrer Religion an Fremde zu verrathen, oder den Unterricht, den sie von ihren Druiden bekommen hatten, bekannt zu machen. Wie wenig kann man sich also auf diese Nachrichten des Cäsars in dieser Sache verlassen? (Dio Cass. L. XXVIII. p. 79. Plutarch. in Pomp. Tom. I. p. 646. in Cæs. T. I. p. 721. Cæs. de bello Gall. L. VI. c. 14.)

Der Tis der Gallier ist also kein anderer, als der Tuiston der Deutschen. „Sie verehrten, nach der Erzählung des Tacitus, in alten Gesängen ihren Gott Tuiston, einen Sohn der Erde, und seinen Sohn Mannus; und diese beiden sahen sie als die Stiffter ihres Volks an.“ (Tac. Germ. c. 2.) Ein Gott, und zugleich ein Sohn der Erde zu seyn, scheint in der Theologie der Deutschen und der andern Celten, wiedersinnisch und schwer zu erklären zu seyn. (Tac. Germ. c. 8.) Sie beteten geistige Götter an, und spotteten über die Feste der Griechen und Römer, die sie wegen der Geburt ihrer Götter feyerten. Tacitus redet in einer andern Stelle (cap. 38.) von einem heiligen Wald, gegen den die Semnonen von langen Jahren her eine ausserordentlich grosse Ehrfurcht hatten. Auguriis patrum, & prisca formidine sacram sind seine Worte, die er vielleicht vom Virgil entlehnt hatte. „In demselben war ein „dickes Gebüsch, das man als ein besonderes

„Hei-

„ Heiligthum ansahe, worein niemand anders,
„ als gebunden, kommen durfte, um durch die-
„ se demüthige Stellung seine Ehrfurcht gegen
„ die göttliche Majestät anzuzeigen. Geschah
„ es, daß derjenige, der hinein gehen wollte,
„ von ohngefähr auf die Erde fiel, so durfte
„ er nicht wieder aufstehen, auch sich nicht ein-
„ mal auf die Knie setzen, sondern er muste
„ auf dem Bauch wieder heraus kriegen. Die-
„ se aberglaubischen Gebräuche zielten darauf ab,
„ um ihnen zu Gemüthe zu führen, daß hier
„ der Ursprung der Sueven, und die Wohnung
„ Gottes, ihres Beherrschers sey. „ Diese Aus-
drücke zeigen deutlich, was sie sich für eine Vor-
stellung von Gott, machten, sie erklärten ihn für
das höchste Wesen, der die Menschen aus der
Erde hervorgebracht habe. Hier ist der Ort
noch nicht, von dieser Materie umständlich zu
reden, es wird sich unten eine schicklichere Ge-
legenheit zeigen. Wir bemerken nur noch fer-
ner dieses, daß nach der Aussage der Deutschen,
Mannus, das ist der Mensch, (Mann) von dem
Gott Tis, oder Tuiston, entsprungen sey. Die
Thracier hatten eben diesen Glauben. Herodot
sagt: (L. V. c. 7.) „ die Könige und Völker
„ von Thracien verehren besonders den Mercur.
„ Sie schwören nicht anders als bey seinem
„ Namen, ja sie glauben, daß sie so gar von
„ ihm abstammten.“ Der vorgebliche Mercur
der Celten ist gewiß eben der Gott, den sie Tis
nennten. Die meisten Thracischen Könige führ-
ten deswegen, wie wir bereits oben bemerkt
haben, den Namen Cotis, oder Cotison, das
ist, ein Sohn des Gottes Tis, weil sie ihr
Geschlecht von ihm herleiteten. Eben diese Sa-
ge herrschte noch zur Zeit des Herodots unter
den Lydiern, die von den Thraciern abstammten.

Sie sagten, daß Masnes, ihr erster König, ein Sohn des Jupiters und der Erde gewesen sey. „Masnes hatte einen Sohn, mit Namen Co„tis; dieser hatte wieder zwey Söhne, den „Atis, und Adies; von dem ersten bekam Asien „seinen Namen; der andere zeugte zwey Söh„ne, den Lydus, und den Tyrrhenus, oder „nach andern, den Lydus und Torybus. „Von diesen beiden Fürsten bekam die Nati„on, die man vorher Mäonier nennte, den „Namen der Lydier und Toriber. (Strabo L. VII. p. 295. Herodot. I. 94. IV. 45. VII. 74. Dionys. Hal. L. I. p. 21.)

Die verschiedenen Namen dieses Volks kann man auf folgende Art erklären. Wenn jemand die Thracier die nach Asien gekommen waren, fragte, wer sie wären, oder woher sie kämen? so antworteten sie, daß sie Mäonier, das ist Manner, (Männer) oder Lydier, Lyti, das ist Kriegsleute; oder Toryber, Dorüber, Iberier, das ist, solche Leute, wären, die über das Meer gekommen wären. Und daraus erdichtete man hernach einen König Lydus, und Torybus. (Xant. ap. Dionys. L. I. p. 21.)

Herodot bemerkt gleichfalls, daß die Scythen die Erde, als die Frau des Jupiters, angesehen hätten. Bey so übereinstimmigen Nachrichten, sollte man beynahe mit Gewißheit behaupten können, daß alle die verschiedenen Völker, bey welchen sie angetroffen wurden, aus einem und eben demselben Staminvolk entsprungen seyen. So ist es auch sehr wahrscheinlich, daß die Genealogieder Riesen, die man zu Söhnen des Himmels und der Erde machte, noch ein Ueberbleibsel von dieser alten Sage war. Die Griechen bekamen sie von den Pelasgern, aber sie verunstalteten sie durch ihre Zusätze dermassen, daß

man

man sie nicht mehr erkennen konnte. Und so viel von der ersten Frage.

Die zweyte Frage ist mehrern Schwierigkeiten unterworfen. Es läst sich sehr schwer bestimmen, aus welchem Lande die Celten ursprünglich möchten gekommen seyn. Die Geschichte und alte Traditionen der Celten liefern uns nichts gewisses und befriedigendes, über die Herkunft der Celten. Sie waren zu einer Zeit nach Europa gekommen, wohin keine Geschichte reicht. Indessen haben sich doch die Schrifftsteller unsägliche Mühe über diese Materie gegeben: allein die meisten sind blos ihrer Einbildung, ihren eigenen Interesse, oder gewissen eingesogenen Vorurtheilen, wovon sie sich nicht los machen konnten, gefolgt. Wenn Tacitus von dem Ursprung der Teutschen redet; so ist er sehr geneigt, sie für Indigeten, oder Eingebohrne desjenigen Landes zu halten, welches sie zu seiner Zeit bewohnten. [German. c. 2.] Der Gruud, worauf er seine Meinung baut, ist, weil man nicht angeben könnte, wo sie sonst hergekommen seyn möchten. „ Ehemals, sagt er, „ geschahen die Auswanderungen nicht zu Land, „ sondern zu Wasser. Nun ist es ja so gar heut „ zu Tage ausserordentlich rar, daß Schiffe aus „ unserm Reich in das unbegränzte und gefährli„ che Weltmeer, (welches über den Säulen des „ Hercules hinaus ist,) segeln sollten. Ohne von „ den Gefährlichkeiten, denen man auf einer stür„ mischen und unbekannten See ausgesetzt ist, zu „ reden; so frage ich nur, wer würde wohl Asien, „ Africa, oder Italien verlassen haben, um in ein „ Land zu gehen, dessen Clima rau, der Boden „ unfruchtbar ist, und wo selbsten die Natur zu „ trauren scheint? wer wird ein solches Land lie„ ben, und gegen andere vertauschen wollen, als

„ nur

„ nur derjenige, dessen angebohrnes Vaterland
„ es ist? “

So scheinbar diese Gründe des Tacitus sind, so sind sie doch nichts weniger, als überzeugend. Diejenigen Völker, die man ehemals, Indigetes, Aborigines, Autochthones nennte, sind ein leeres Hirngespinst. Wuchsen vielleicht die Menschen wie Schwämme aus der Erde? Wenn auch die Celten nicht zu Wasser in ihr Land gekommen sind; konnten sie denn nicht zu Land dahin gekommen seyn? Selbsten die Scythen gestehen gewissermassen ein, daß ihre Voreltern aus einem andern Land nach Scythien gekommen wären. „ Targitaus,
„ sagen sie, war der erste Mensch, der sich in ih-
„ rem Lande, das er wüst und leer angetroffen hät-
„ te, anbauete. Sie setzen hinzu, daß von dieser
„ Zeit an tausend Jahre verflossen wären, bis Da-
„ rius Hystaspis über die Donau gegangen wäre,
„ um sie zu bekriegen. “ [Herodot L. IV. c. 5. 6.]
Nach dieser Rechnung muß die Geschichte des Targitaus ohngefähr in die Zeiten Moses fallen. Ohne daß wir auf diesen Beweiß viel bauen wollen, so ist es genug, wenn wir die Wanderungen der Celten in Erwegung ziehen, um auf diesen Weg endlich in das Land zu kommen, aus welchen sie ursprünglich ausgezogen sind. Man wird finden, daß sie sich nach und nach unvermerkt von Morgen gegen Abend und Mittag gezogen haben. Ohne Zweifel sind sie durch das mildere Clima dieser Länder angelockt worden; vielleicht sind sie auch durch andere Völker, die ihnen nachgefolgt sind, immer weiter getrieben worden. Die Italiänischen Gallier, zum Exempel, waren über die Alpen hergekommen; die Belger fielen aus Deutschland in Gallien ein. Die Helvetier wohnten, ehe sie sich in der Schweitz niederliessen, zwischen dem Rhein, dem Mayn, und dem Hercynischen Wald.

Die

Die Vandalen und Longobarden hatten ihre Wohnungen jenseits der Elbe. Die Gothen erstreckten sich, bis an den Palus Mäotis. Einige Jahrhunderte hernach erschienen alle diese Völker an dem Ufer der Donau, und setzten sich in dem Herz von Gallien, Italien und Spanien fest. Es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß die Celten aus Asien durch Moskau und Pohlen gekommen sind. Unsere heiligen Bücher bestättigen eben diese Meynung. Sie versichern uns, daß die Menschen, die der allgemeinen Sündfluth entgangen wären, sich zuerst in Asien niedergelassen hätten. Allein, wir müssen hier blos bey diesen allgemeinen Nachrichten stehen bleiben, und dürfen uns in keine ungewisse Untersuchungen einlassen.

Viele neuern Schrifftsteller behaupten, daß die Celten vom Gomer, dem Sohn des Japhets, hergekommen wären. Sie nahmen als eine ausgemachte Wahrheit an, daß sich die drey Söhne des Gomers, Askenas, Riphath, und Togarma, in Celtica niedergelassen hätten. Indessen thut doch die heilige Schrifft, deren Geschichte allein bis zu den Zeiten der Patriarchen hinauf geht, von dieser Sache nicht die geringste Meldung. Sie sagt blos 1 Buch Mos. X, 5. daß sich die Nachkommenschaft des Japhets in den Inseln der Heiden, das ist, in den nächsten Inseln bey Asien ausgebreitet habe. Ja sie widerspricht sogar der vorhin angeführten Meinung. Sie setzt die Zerstreuung der Völker nicht eher, als nach der misslungenen Unternehmung des Babylonischen Thurmbaues. Und in der That scheint es gar nicht wahrscheinlich, daß sich die Enkel des Noah oder des Japhets so frühzeitig aus diesem fruchtbaren Lande sollten weggezogen haben, zumahl da es groß genug war, sie mit ihrer ganzen Nachkommenschafft, so groß sie auch damals immer mag

gewe-

gewesen seyn, zu fassen. [Cluv. Germ. antiq. L. I. c. 4. p. 32. Limnœi ius publ. L. I. c. 6. Cellarii diss. de initiis cultioris Germaniæ] Josephus, und diejenige, die nach ihm geschrieben haben, behaupten, daß Gomer die Colonie der Gomorer, welche die Griechen zu seiner Zeit Galater nennten, gestiftet habe. [Antiq. Jud. L. I. c. 6.] Allein dieser Schrifftsteller ist viel zu jung, als daß man in dieser alten Sache seinen Zeugnissen einiges Gewicht sollte beylegen können. Seine Muthmasung beruhet auf einem sehr seichten und ungewissen Grund. Es ist dieses die entfernte Aenlichkeit zwischen dem Namen Gomer und Germanier. Es ist wahr, einige Celtische Völker, die sich in Gallien, oder Deutschland niedergelassen hatten, führten zwar diesen Namen; aber sie nahmen ihn erst ohngefähr hundert Jahre vor Christi Geburt an.

Der berühmte Bochart, und noch einige andere Schrifftsteller, glauben die Sache besser zu treffen, wenn sie die Celten aus Aegypten kommen liessen. „ Der Aegyptische Hercules, sagt „ man, führte eine Colonie nach Deutschland, „ wo man vor Alters Spuren von der Aegypti„ schen Religion fand. “ Wenn Tacitus von einigen Sueven redet, so sagt er ausdrücklich, „ daß „ sie der Göttin Isis opferten. Der Gott Tui„ ston, und sein Sohn Mannus, waren unter „ den Deutschen berühmt. Der erste ist der Mer„ cur der Aegyptier, den sie Thot nennten; und „ der andere ist Mena, ihr erster König. Die „ Deutschen selbsten gestehen ein, daß Hercules, „ der gröste und tapferste aller Krieger, bey ih„ nen gewesen sey. “ Diese zweyte Muthmasung ist eben so wenig gegründet, als die erste. Eine Colonie aus Aegypten, mitten in dem Herzen von Deutschland, ist der gröste Widersinn der sich denken läst. [Bochart. Geograph. sacr. Part. II.

L. I. c. 23. & 42.] Tacitus bemerkt zwar, daß die Deutschen selbsten sagten, daß Hercules bey ihnen gewesen sey, oder, daß auch unter ihnen ein Hercules gewesen; und daß dieses der vornehmste ihrer Helden sey, dem sie, ehe sie in die Schlacht giengen, verehrten; [Germ. c. 1.] allein, alles, was man vom Hercules und seinen Reisen erzählt, ist nichts, als eine blose Fabel. Man kan den Irrthum gar leicht entdecken, der die Griechen und Römer bey dieser Gelegenheit verführt hat. Sie reden vom Hercules, als von einem Helden, dessen Namen und Thaten auch den Galliern und Deutschen nicht unbekannt sey. Sie hatten die Gewohnheit, überall Spuren ihrer Religion und Mythologie aufzusuchen. Wenn sie sahen, daß eine barbarische Nation einen Gott, oder Helden, verehrte, dessen Name, Geschichte, Verehrung, Eigenschaften, mit einem der ihrigen etwas gemein hatte, den Augenblick liessen sie sich durch die Eigenliebe, Interesse, Leichtglaubigkeit, verführen, und thaten ohne weitere Untersuchung den Ausspruch, der fremde Gott, oder Held, sey der ihrige. [de la Bletterie remarques sur la Germ. p. 95.] Die Celten gaben den Namen Carl, oder Kerl, allen ihren tapfern uud kühnen Kriegsmännern. Wenn sie im Begriff waren ein Treffen zu liefern, so ermunterten sie sich unter einander dadurch, daß sie das Lob ihrer alten Helden, oder Karlen, die sich unter einer jeden Nation hervorgethan hatten, besungen. Aber wahrhaftig diese Helden waren weder Griechen noch Aegyptier. Völker, die sich einbildeten, daß die wahre Tapferkeit nirgends als unter ihnen angetroffen würde, waren gewiß nicht freygebig mit ihren Lob an Fremde. Diese vorgegebene Hercules waren ihre eigene Carle, ihre tapfern Vorelten ihre alten Krieger, die sich durch ihre Reisen und

Thaten berühmt gemacht haten; sie waren von dem Sohn der Alcmene eben so sehr unterschieden, als von den andern Herculn, die bey andern Nationen verehrt wurden. Eine Stelle aus den Jornandes bestättigt diese Meinung [de Getis. c. 4. & 5.] Tacitus getraut sich auch nicht, so gerade zu zu behaupten, daß Hercules in Deutschland gewesen sey; sondern hilft sich mit dem gewöhnlichen man sagt: Seine Worte sind: „ man sagt, daß „ in dem deutschen Meer noch andere Säulen des „ Hercules anzutreffen wären, es mag nun seyn, „ daß dieser Held wirklich diese Gegenden besucht „ hat, oder, daß der Ruhm, den er sich erworben, die Gewohnheit eingeführet hat, ihm alles „ Wunderbare in der Welt zuzuschreiben. [c. 34.]

Wir wenden uns nunmehr zum Dienst der Isis. Nach dem Zeugnisse des Tacitus, war ihre Verehrung unter den Sueven eingeführt. Wenn man aber die Worte dieses Schrifftstellers in ihrem ganzen Zusammenhang liest, so wird man leicht einsehen, was man von der ganzen Sache zu halten habe. „ Ein Theil der Sueven, sagt „ er, betet auch die Göttin Isis, unter der Gestalt eines Liburnischen Schiffes an. Es ist „ dieses ein deulicher Beweiß, daß dieser Dienst „ über das Meer zu ihnen muß gekommen seyn, „ aber ich kan nicht ergründen, auf was für Art „ er bey ihnen hat eingeführet werden können. “ [cap. 9.] Wir wollen einige Anmerkungen zur Erläuterung dieser Stelle beyfügen. Die sogenannten Liburnischen Schiffe waren leichte Fahrzeuge, worinnen etwa dreyßig bis vierzig Menschen Platz hatten. Die Liburner, ein Celtisches Volk, welches an dem Adriatischen Meer wohnte, waren die Erfinder davon. Nach ihrem Beyspiel baueten auch die Römer solche Schiffe; überhaupt waren alle Schiffe der Celten nach die-

ser Form gebaut. Wenn nun Tacitus in der angeführten Stelle sagt, die Sueven, als eine deutsche Nation, hätten die Isis unter der Gestalt eines Schiffes verehrt; so widerspricht er sich damit an einem andern Ort, wo er ausdrücklich sagt, daß die Deutschen weder Bilder, noch Sinnbilder und Hieroglyphen von ihren Göttern gehabt hätten. Die wahre Beschaffenheit der Sache war vielmehr diese. Das kleine Schiff, von welchem Tacitus redet, war ein Theil der Beute, welche die Sueven von einem ihrer Feinde eingebracht hatten. Sie brachten es nach ihrer Gewohnheit in einen von ihren heiligen Wäldern, und stellten es daselbst in ihrem Heiligthum als ein Denkmal ihres Sieges auf.

Was die obengemeldte Aenlichkeit zwischen dem Tuiston und Mannus der Deutschen, mit dem Thot und Mercur der Aegyptier anlangt, so bestehet sie weiter in nichts, als in einiger Uebereinstimmung des Namens. Der Thot der Aegyptier ist ein Mensch, den man für den Erfinder der Buchstaben, Wissenschaften und Gesetze ausgegeben, und aus dieser Ursache nach seinem Tode unter die Götter versetzt hat. Tuiston im Gegentheil, war die oberste Gottheit der Deutschen, welche von einer Verehrung der Verstorbenen, oder von einer Vergötterung nach dem Tode gar nichts wusten. Mena, war einer der ältesten Könige in Aegypten; Mannus, im Gegentheil der erste Mensch, von welchem die andern abstammten.

Es würde eine Thorheit seyn, wenn wir die Zeit mit einer weitläufigen Untersuchung verderben wollten, was in denen Zeiten, wovon wir gar keine zuverläßige Denkmäler haben, geschehen sey. Wir wollen also dieses Capitel noch mit zwey wichtigen Anmerkungen beschliessen.

Erstlich die Perser, die morgenländischen Iberier, die Albanier, und Bactricaner, scheinen eben das Volk zu seyn, welches wir Celten nennen. Dieses setzen wir hier einsweilen voraus, werden es aber in dem Fortgang dieses Werks beweisen. Wir schliessen daraus, daß die Celten ganz im Anfang in eben den Gegenden gewohnet haben, wo sich diese Völker niedergelassen hatten, und daß sie von da aus, in diejenigen Provinzen gezogen sind, welche zwischen dem Caspischen und schwarzen Meere lagen.

Zweytens alle Alten, welche von dem Ursprung der Scythen und Celten reden, kommen darinnen mit einander überein, daß sie sie von einem Mann, der drey Söhne hatte, abstammen lassen. Die Scythen sagten nach der Erzählung des Herodots, daß Targitaus, den sie als den Stiffter und Stammvater ihrer Nation ansahen, drey Söhne gehabt habe, nemlich, den Leipoxais, Arpoxais und Kolaxais. Diese Endigung Xais, scheint das deutsche Wort Sohn zu seyn, welches die Niederdeutschen und Engländer noch heutiges Tages an viele Worte hinten anhängen, zum Exempel, Andersohn, Johnsohn, Paulson ꝛc. [Herodot. L. IV. c. 6. & 10.] Die Griechen die sich in Pontus niedergelassen hatten, liessen die Scythen vom Hercules und einer Sirene herkommen, die ihnen drey Söhne gebohren hatte, den Agathyrsus, Gelonus und Scytha. Eine andere alte Ueberlieferung, die unter den Römern sehr bekannt war, sagte, daß Polyphem, der Cyclope, von seiner Galatee drey Söhne gehabt hätte, die das Land der Celten bevölkert hätten, den Celtus, Illyrius und Galus. [Appian. Illyr. p. 1194.] Die Deutschen sagten gleichfalls, daß Mannus drey Söhne gehabt hätte, von welchen die drey vornehmsten Völker der Deutschen, die Ingävonen, die Herminonen,

nen, und Istävonen, abgestammt wären. [Tac. Germ. c. 2.] Cluver behauptet, daß dieses die drey Söhne des Noah, Sem, Ham und Japhet, oder wenigstens, die Söhne des Gomers, Askenas, Riphath, und Togarma, wären. Diese Erklärung scheint etwas kühn zu seyn; allein haben es denn die Griechen besser gemacht, welche dem Saturn drey Söhne gegeben haben, oder aus der Verheyrathung des Himmels und der Erde, drey Söhne von einer ausserordentlichen Grösse, den Coltus, Briareus und Gyges, haben lassen gebohren werden? Beides scheint auf eins hinaus zu kommen.

Vierzehentes Hauptstück.

Von den verschiedenen Benennungen der Celten.

Es möchte vielleicht manchem wunderbar vorkommen, daß wir uns in eine Untersuchung der verschiedenen Namen, welche den Celten ehemals beygelegt worden sind, einlassen; allein, man wird aufhören sich zu verwundern, wenn man bedenkt, daß diese Untersuchung, so drocken und unbeträchtlich sie auch an sich betrachtet zu seyn scheint, dennoch in der Entdeckung einiger Gewohnheiten der Celtischen Völker einigen Nutzen haben kann. Wir werden uns zwar, die Wahrheit zu gestehen, oft in etymologische Grillen einlassen müssen; aber wir werden uns nicht länger dabey aufhalten, als es nöthig, um das Seichte und Lächerliche der meisten Etymologien zu zeigen, welche Alte und Neue mit der

grösten Dreustigkeit und einer treuherzigen Mine vorgetragen haben.

Wir wollen einige Wahrheiten, als Grundsätze unserer Anmerkungen vorausschicken. Erstlich ist es gewiß, daß daß die meisten Celtischen Völker im Anfang Nomaden waren, das ist, solche Leute, die keinen beständigen Wohnsitz hatten. Sie baueten weder Häusser, noch Hütten, sondern sie wohnten auf Wägen, und blieben nicht länger in einer Gegend, als Futter für ihr Vieh vorhanden war.

Zweytens, da die Celtischen Völker anfiengen, sich in beständige Wohnsitze nieder zu lassen; so fanden sie es doch nicht für dienlich, Städte zu bauen, und sich in dieselbe einzuschliessen; sondern jeder Hausvater lies sich mit seiner Familie entweder in einem Wald, oder an dem Fuß eines Hügels, oder auf einem Berg, oder an einem Fluß, oder mitten im freyen Felde, nieder, nachdem er sich entweder der Jagd, der Fischerey, oder des Ackerbaues befleißigte.

Drittens, die Celtischen Völker, welche einen beständigen Wohnplatz hatten, waren ordentlicher Weise in Gawen, Völker und Nationen vertheilet. Eine Gaw, oder Canton, war eine Gegend, die von einer gewissen Anzahl Familien bewohnt war, die ihren besondern Richter, und Gerichtsplatz hatte, (Mallus,) wo alle öffentliche Geschäffte, die den Canton angiengen, abgethan wurden. Ein Volk, oder eine Republic, war ein unabhängiger, souverainer Staat, zu den sich mehrere Cantons vereinigt hatten. Zum Exempel der Staat der Helvetier, bestund aus vier solcher Cantons, oder Gawen.

Diese

Diese verschiedene Völker, hielten alle Frühjahr ihre allgemeine Versammlung ; ein jeder freyer Mann, der im Stand war die Waffen zu tragen, muste sich dabey einfinden; man entschied auf derselben nach der Mehrheit der Stimmen, alle Geschäffte, die das allgemeine Beste des Staats angiengen. Es gab dieser Republiken, oder unabhängigen Staaten eine ungeheuer grosse Anzahl in dem Umfang der Celtischen Länder, so wie Deutschland auch heut zu Tag in viele kleinere Staaten, die von einander unabhängig sind, zertheilt ist. Zur Zeit des Julius Cäsars rechnete man in Gallien drey bis vierhundert solcher verschiedener Staaten, die nach aller Wahrscheinlichkeit gröstentheils sehr unbeträchlich seyn musten.

Diejenigen Staaten, oder besondere Republiken endlich, die eine gemeinschaftliche Verbindung unter einander unterhielten, und sich zur Zeit des Kriegs mit einander vereinigten, um dem gemeinschaftlichen Feind desto tapferern Widerstand zu thun, machten eine Nation aus. In diesem Verstand nimmt es Cäsar, wenn er sagt, daß zu seiner Zeit ganz Gallien, in drey solcher Nationen, oder Theile getheilt gewesen wäre, davon die Belgier, den ersten, die Aquitanier, den zweyten, und die Celten, den dritten, innen gehabt hätten. Die Schrifftsteller binden sich zwar nicht allemal so genau an diesen Unterschied zwischen Staat und Nation ; aber jederman wird doch eingestehen, daß er in der That gegründet sey. Jederman weiß zum Exempel, daß die Belgier, Aquitanier und Celten, in viele besondere Staaten vertheilt gewesen, deren Namen beym Cäsar und Plinius häufig vorkommen. Es ist beynahe unmöglich, den Ursprung der Namen zu entdecken, womit die Cel-

tischen Cantons, oder kleinere Districte ehemals benennt worden sind. Diese Namen sind meistentheils von einem Wald, der aber schon lange niedergehauen ist, oder von einem Fluß, von dem die neuere Erdbeschreiber keine Nachricht geben, und der seit dieser Zeit seinen Namen, vielleicht auch seinen Lauf geändert hat, oder endlich von einer unbedeutenden Kleinigkeit, hergenommen worden. Zeit und Mühe würde verlohren seyn, wenn man zum Exempel untersuchen wollte, warum ein Canton oder District der Helvetier, Tigurinus, (Zürch) ein anderer Verbigenus, wäre genennt worden. Kann man wohl etwas gewisses, ja nur Wahrscheinliches davon sagen?

Was den Namen der Celtischen Republiken, oder überhaupt der Celtischen Nationen betrifft, so ist es schon leichter, den Ursptung davon aufzusuchen. Diese Benennungen sind meistentheils entweder von der Lage des Landes, oder von einer eingeführten Gewohnheit, oder von einem Vorzug, wodurch sich ein Volk von dem andern unterschied, hergeleitet worden. Wir wollen einige derselben untersuchen.

Die Armoriker bekamen ihren Namen daher, weil sie an der Küste des Meers wohnten. Armor-rich, heist, ein Reich am Meer. Die Aquatiker, oder Aquitiker, hatten diesen Namen bekommen, weil sie an einem Flusse wohnten. Es waren in Gallien zwey Völker, die diesen Namen führten, eines am Rhein, das andere bey dem Ausfluß der Rhone. An heist so viel als bey, Water, ist das heutige Wort, Wasser. (Pompon. Mela L. II. c. 5. Cæs. de bello Gall. L. II. c. 29.) Noricien, oder Noricum, Nord-Rych, ein Reich gegen Norden; so wurde

von

von den Italiänischen Celten, das heutige Bayern genennt. Marcomannen, Marcmänner sind Völker, die an den Marken, oder Gränzen eines Landes wohnten. Aestionen, Estwohner, bedeuten diejenigen Völker, die Deutschland gegen Osten, das ist, in Preussen wohnten. Britten sind Völker, die ihren Leib mit allerhand Farben bemahlten, die von den Lateinern aus eben dieser Ursache Picten genennt wurden. Pannonier waren Völker, welche Kleider trugen, die aus langen zerschnittenen Streifen von Tuch, (Pannen,) zusammengenäher waren. Das Wort Ligurer, kommt von liegen her, und bedeutet ein Volk, welches an einem beständigen Wohnplatz stille lieget, oder wohnet; Vandalen im Gegentheil solche Völker, die von einem Lande zum andern herumziehen oder wandeln, Wandeler. Unter dem Namen der Mäonier, (Männer, der Lydier (Liti,) werden solche Völker verstanden, die aus dem Krieg ein ordentliches Handwerk machten, Kriegsmänner, oder Männer schlechtweg. Der Name Tyrrhenier, Turmwohner, wurde denjenigen gegeben, die in Thürmen, oder Vestungen wohnten. Burgundionen, Burgwohner sind solche, die in eingeschlossenen Städten wohnten. Buri, oder Bauern, nennte man diejenigen Völker, die sich auf den Ackerbau legten. Die Benennungen Longobardi, Langobarten, Langeburten, ist denjenigen Völkern eigen, welche entweder lange Bärte, oder lange Hellebarden, Streitärte, (Barten) hatten. Durch die Sicamer, Sieghansen, versteht man siegreiche Völker. Franken und Frisen, Fryen, sind freye Völker, die sich rühmten, daß sie niemals von Römern oder andern Völkern bezwungen worden, oder ihnen Tribut bezahlen musten.

Diese Beyspiele mögen genng seyn, den Ursprung der Benennungen, die die alten Celten führten, zu zeigen. Es sind blos allgemeine Benennungen, die hernach zu besondern eigenen Namen geworden sind; und wie wir oben erinnert haben, entweder von dem Lande, wo sie wohnten, oder von gewissen Eigenschaften, die an ihnen merklich waren, hergeleitet worden sind. Es giebt auch einige, welche wirklich Spitz- oder Schimpfnahmen sind, zum Exempel, der Belger, von dem Wort, balgen, zank- und streitsüchtige Völker.

Von dergleichen besondern Erklärungen wissen die alten Schrifftsteller nichts, sondern behaupten beynahe durchgängig, daß die Namen dieser Völker alle mit einander ursprünglich von einem berühmten Fürsten derselben, der den Ruhm seiner Nation erhoben, und sich sehr um dieselbe verdient gemacht habe, herkämen, wodurch man seinen Namen unsterblich zu machen gesucht habe. So sollen die Scythen ihren Namen vom König, Scythus, die Celten vom Celtus, die Belger, vom Belgus, bekommen haben. Alle dergleichen Etymologien aber haben keinen Grund. Die Ursache davon ist diese. Die Könige der Celten waren nichts anders als Häupter der Partheyen, die in einem Staat entstunden, wo oft so viele Könige waren, als sich Partheyen formirten. Das Volk war gegen die monarchische und unumschränkte Regierung ausserordentlich eifersüchtig; es setzte Könige auf den Thron, und stürzte sie wieder herunter, nach eigenen Wohlgefallen. Sie hatten niemals so viele Achtung gegen einen Fürsten, daß sie sich nach seinem Namen nennten; ja selten wurde er von allen Gliedern des Volks für einen König erkannt.

Man

Man findet nur ein einziges Beyspiel, daß ein Volk den Namen seines Fürsten angenommen hat. Es sind dieses die Caturiger, ein Celtisches Volk, das in der Gegend von Embrun wohnte. Diese bekamen diesen Namen, von ihren Königen, die den Namen Cottius führten. Dieser kleine Staat wurde im Lateinischen Cottii regnum, im Celtischen Catt-Rych, oder Catt-Rich genennt, daraus endlich, Caturiger, formirt wurde.

Man behauptet auch, daß der Name Bituriger, Bitt-Rich, so viel heissen soll, als das Reich des Bitus, oder des Bituitus, welches ein unter den Galliern sehr gewöhnlicher Name war. Wenigstens ist diese Herleitung viel wahrscheinlicher, als eine andere, da man den Namen der Bituriger von zwey deutschen Worten abstammen läst, von Beut-Rich, reich an Beute. Eine einzige Schwierigkeit aber steht der ersten Erklärung entgegen. Man muß einen Fürsten annehmen, der in der Geschichte gänzlich unbekannt ist, indem man nicht beweisen kan, daß die Bituriger jemals einen König, mit Namen Bitus, gehabt haben. Jedoch ein oder zwey Fälle machen noch keine allgemeine Regel, noch viel weniger können sie gegen eine grosse Menge gegenseitiger Beyspiele angeführt werden, welche alle mit einander ganz deutlich beweisen, daß die Namen der Celtischen Völker einen ganz andern Ursprung haben, als die alten Schrifftsteller ordentlicher Weise angeben.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen kommen wir auf das Besondere, und wollen nun von den bekantesten Benennungen, unter welchen die Celtischen Völker ehemals allgemein bekannt gewesen sind, reden. Wir haben gleich im Anfang dieses Werks angemerkt, daß der

älteste Name, den diese Völker gehabt haben, der Name Scythen gewesen sey; er ist zugleich der allgemeinste, indem man ihn allen denjenigen Völkern gegeben hat, welche an dem schwarzen Meere, der Donau, und dem Adriatischen Meere wohnten. Einige leiten ihn von einem alten König, mit Namen Scythus, her; aber diese Abstammung ist gewißlich falsch. Herodot. L. IV. c. 14. Steph. de urb. p. 675.)

Andere haben geglaubt, daß dieser Name einen griechischen Ursprung habe Diese Barbaren, sagt man, waren von Natur sehr wild und jähzornig; daher nennte man sie Scythen, von dem griechischen Wort σκυζομαι, ich zürne, welches Wort auch von den gewaltsamen Bewegungen der Wüthenden gebraucht wird. (Steph. l. c. p. 675.) Allein diese Erklärung ist ausser andern Gründen, auch deswegen sehr lächerlich, weil sich die Scythen diesen Namen selbsten geben. (Herodot. L. IV. p. 128.) Leibnitz, und die meisten neuern behaupten, daß die Scythen diesen Namen davon bekommen hätten, weil sie gute Schützen gewesen wären; von dem deutschen Wort, skiatan, schiessen.

Man könnte diese Muthmasung annehmen, wenn es nur ausgemacht wäre, daß die Scythen, welche in der folgenden Zeit den Namen Celten angenommen haben, sich wirklich der Bogen und Pfeile bedient hätten. Allein diese Waffen waren blos denjenigen Scythen eigen, die man hernach Sarmaten genennt hat. Es ist viel wahrscheinlicher, daß der Name der Scythen, von dem Wort ziehen, herumreisen, herkommt, und daß er sich auf die andere Benennung, die ihnen die Griechen gegeben haben, da sie sie Nomaden, Lelege, das ist, herumschweifende, herumziehende

Völ-

Völker nennten, beziehe. Sie nahmen diesen Namen an, um dadurch auzuzeigen, daß sie kein eigentliches Vaterland, oder beständige Wohnung hätten, sondern von einem Ort zum andern herum zögen. Diese Meinung behauptet das chronicon paschale: denn da heist es, „ daß der Name der Scythen eben die Bedeu„ tung habe, als der Name der Parthen; " nun aber erklärt Justin die letzte Benennung durch einen herumreisenden Exulanten, das ist, der sich ausser seinem Vaterlande aufhält. (Dionys. Hal. L. I. p. 8. 9. Chronic. paschale p. 47. Justin. L. XLI. c. 1.)

Die Benennung Celten kann man als den eigentlichen Unterscheidungs = Namen derjenigen Völker, von welchen wir hier reden, ansehen, indem sie den Namen der Scythen nicht allein mit den Sarmaten, sondern auch mit vielen andern barbarischen Völkern, die das nördliche Asien bewohnten, gemein hatten. Wir haben bereits in den vorhergehenden Hauptstücken gesehen, daß der Name der Celten sehr alt sey. Zu den Zeiten Herodots war er schon bekannt, und den meisten Europäischen Völkern gemein. Sie selbsten gaben sich diesen Namen, und wurden auch von andern Völkern so benennt. Es ist also nichts übrig: als daß wir nur von dem Ursprung dieses Namens reden.

Einige machen einen Chaldäischen oder Arabischen Namen daraus. (Strahlenberg, in dem Nord = und Oestlichen Theil von Europa und Asia. S. 132.) Aber das ist eine leere Einbildung. Wie sollten wohl die Chaldäer aus ihrer Sprache einem Volk einen Namen gegeben haben, das sie gar nicht kennten? oder wie sollten sich die Celtischen Völker einen Arabischen Namen haben beylegen können? Andere

dere leiten ihn von einem König Celtus her. (Ammian. Marcell. L. XV. c. 9.) Aber wir haben schon in dem Anfang dieses Hauptstücks gezeigt, daß diese Herleitung eben so wenig taucht, als die andern.

Wir wollen nun hören, was Leibnitz von dieser Sache sagt. „Celtæ, Keltæ, Galatæ, „ sagt er, ist ein und eben dasselbige Wort; „ denn die Alten sprachen das C eben so wie „ das K aus. Strabo bemerkt, daß sie ehren„ halber so wären genennt worden. Gelt, von „ dem deutschen Wort gelten, vermögen, heist „ so viel als Tapferkeit, und Celten, heissen „ also so viel, als tapfere Völker.“ (Leibnitz collectan. Tom. II. p. 104.) Allein wie kann man sich überreden, daß die Namen Celten und Galater ein und eben dasselbige abgeleitete Wort, von gelten sind, da sie so verschieden ausgesprochen werden? Der Name Galater ist nichts anders als die griechische Veränderung des Worts Gallier.

Was die Stelle des Strabo anbelangt, so finden wir dasjenige nicht darinnen, was andere Erdbeschreiber darinnen zu finden glauben. Er redet nicht von dem Ursprung des Namens der Celten, sondern sagt nur, daß dieser Name ehemals den Einwohnern von Gallia Narbonnensi wäre gegeben worden, und daß hernach die Griechen den Namen dieses Volks, das ihnen am besten bekannt, und am meisten berühmt gewesen wäre, allen andern Galliern überhaupt gegeben hätten. Es ist zu verwundern, daß das Wort Gelt, welches in der That überhaupt einen gewissen Werth, aber auch insonderheit, baar Geld anzeigt, Leibnitzen nicht noch auf andere Gedanken gebracht hat. Die Celten gaben ihre Kriegsvölker für Geld an alle diejenigen, die sie verlangten,

aber

aber sie liessen sich zum voraus dafür bezahlen. Sollte man nicht sagen können, daß man sie deswegen Celten genennt habe, weil das Geld das erste war, was sie verlangten, und gleichsam das erste Wort, das man von ihnen hörte.

Allein, weil doch noch ein Unterschied ist, zwischen den Wörtern Gelt und Celte oder Kelte, so thut man am besten, wenn man diese Muthmasungen ganz und gar fahren läst, die ausserdem unsern Vorfahren eben zu keiner grossen Ehre gereicht; es ist besser, daß man gerade heraus sagt, daß man den Ursprung dieses Worts nicht wisse; es müste denn seyn, daß man es von dem deutschen Wort Zelt herleiten wolte: wenigstens ist so viel gewiß, daß die alten Celten sonst keine Wohnungen, als Zelte, Hütten, oder offene Wägen, gehabt haben.

Wir kommen nunmehr auf die andere allgemeine Benennung der Celten, da sie Iberier genennt werden, wovon wir schon vorher bemerkt haben, daß man darunter überhaupt ein Volk verversteht, welches über einem Merr, oder Fluß, oder Berg wohnte. Daher kommt es, daß man überall, wo Celten sind, auch Iberier findet; in Spanien, in Gallien, in Italien und Lydien. Es scheint, daß Irrland in eben der Bedeutung von den Britten und Galliern, Ibernia, das ist, ein Land das über dem Meer liegt, genennt worden ist. Aus eben dem Grund ist zu vermuthen, daß die Ubier, ein deutsches Volk diesen Namen bekommen haben, weil sie über den Rhein, Cölln gegen über, wohnten. Uebrigens gab es auch Iberier in Asien, zwischen dem Caspischen und schwarzen Meere. Einige behaupten, daß sie ursprünglich aus Spanien dorthin gekommen wären. Diese Meinung hegte Abydenus, der in einem seiner Werke, welche Eusebius anführt, sagt: „ daß

„ nach-

„ nachdem Nebucadnezar Africa und Spanien un-
„ ter seine Bothmäßigkeit gebracht hätte, er die
„ Iberier aus Spanien an die Küsten des schwar-
„ zen Meers versetzt hätte.“ Andere im Gegen-
theil glauben, daß die Asiatischen Iberier, Colo-
nien nach Spanien geschickt hätten. Aber dieses
sind lauter angenommene Meinungen, die man
nicht beweisen kan, wie auch Appian schon ange-
merkt hat. Die Iberier in Spanien bekamen viel-
mehr diesen Namen, weil sie über den Pyrrhe-
näischen Gebürgen wohnten, und die Asiatischen,
weil sie sich über den Berg Caucasus niederge-
niedergelassen hatten. [Cæs. de bello Gall. L. I.
c. 54. L. IV. c. 3. 16. L. VI. c. 9. p. 29. Tac.
Germ. c. 28. Dionys. Perieg. v. 606. Euseb. præp.
Evang. L. IX. c. 41. Strabo L. I. p. 61. L. X.
p.. 187.]

Sollte Appian nicht zu viel behauptet haben,
da er sagt, die Iberier in Asien, und diejenigen
in Spanien, hätten von ohngefähr einerley Na-
men bekommen? sollten nicht auch ihre Sprache
und Gewohnheiten mit in Betracht gezogen wer-
den? Man würde das Gegentheil leicht beweisen
können. Theophylactus Simocattus hat ohne
Zweifel Rücksicht auf die Sprache der Celten, wenn
er sagt: „ Es kam eine Gesandtschaft aus dem
„ Celtischen Iberien an, und dieses waren Fran-
„ ken, die von dem König Theoderich geschickt
„ wurden. [Script. hist. Byzantinæ L. VI. c. 3.]
Wenn man den Theophylactus keiner Unwissenheit
beschuldigen will, so kan Iberien hier unmöglich
Spanien seyn, welches sonsten die Griechen Ibe-
rien zu nennen pflegten; sondern es muß ein Land
über der Donau seyn. Vielleicht giebt Nonnus
in eben dieser Bedeutung den Rhein den Namen
Iber.

Es scheint, daß der Name Iberer gerade eben die Bedeutung hat, welche in der Bibel das Wort Ebräer hat, welches die siebenzig Dollmetscher allemal durch einen Mann übersetzen, der über den Fluß, (nemlich Euphrat) gekommen ist. 1 Buch Mos. XIV, 13.) Ist die Aenlichkeit dieser beiden Worte blos zufällig, oder kommt sie vielleicht aus einer ältern Originalsprache her? Die Sache ist zu unbedeutend, als daß wir uns länger dabey aufhalten sollten.

Von dem Namen, Gallier, den die Celten führen, sagt Pausanias, daß er viel neuer sey, als der Name der Celten. Er giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er diesen Namen für fremd halte. Er sagt: die Gewohnheit, daß man diese Völker Gallier nennt, ist sehr spät aufgekommen; vor Alters nennte man sie Celten; diesen Namen haben sie sich selbsten gegeben, und auch Fremde nennen sie so. [Pausan. Attic. c. 3. p. 10.] Julius Cäsar sagt im Anfang seiner Commentarien etwas ähnliches. „Der dritte Theil von Gallien ist von den Celten bewohnt, so nennen sie sich in ihrer Sprache, wir aber nennen sie Gallier.„

Auf einer Seite haben diese Schrifftsteller recht. Der Name Gallier, war im Anfang nur einigen Celtischen Völkern eigen, die über die Alpen und die Donau gekommen waren, wovon sich jene in Italien, diese aber in Pannonien niedergelassen hatten. Die Griechen, besonders aber die Römer, hatten sich darnach unvermerkt gewöhnt, allen Celtischen Völkern den Namen derjenigen zu geben, die ihnen am nächsten wohnten; und daher kam es, daß der Name Gallier endlich ein allgemeiner Name dieses Volks wurde.

Allein Julius Cäsar und Pausanias wollen doch nicht entscheiden, ob dieser Name an sich, griechisch, lateinisch, oder Celtisch sey, ob es gleich

wahrscheinlich ist, daß er aus dem Celtischen seinen Ursprung habe. Das deutsche Wort Wallen, herumreisen, ist bekannt; davon kommt Waller, Galler, ein Fremdling, ein Reisender. Die Verwandelung des Buchstaben W in G darf niemand befremden; man trifft sie in unzählig vielen Worten an, da die Gallischen Celten ordentlicher Weise ein G setzten, wo die andern ein W hatten; zum Exempel, Vascones, Gasconier, Wodan, Godan, Gott, Wehr, guerre, Wald, Gal, Wilhelm, Guillaume ꝛc. [Leibnitz collectanea Tom. I. p. 182. Paul. Phoc. c. 17.]

Allem Anschein nach haben diejenigen Celten, die sich von dem Hauptsitz der Nation wegmachten, und sich zum Theil über die Alpen nach Italien, zum Theil über die Donau nach Pannonien, zogen, zuerst den Namen Waller, oder Galler angenommen; sie zeigten durch diesen Ausdruck an, daß sie aus ihren alten Wohnungen entweder vertrieben worden, oder solche freywillig verlassen hätten. Die Römer behielten diesen Namen ohne Aenderung bey; aber die Griechen gaben ihm eine Endigung, die dem Genie ihrer Sprache angemessen war, und verwandelten ihn in Galater. Weil aber Gala in der Griechischen Sprache, auch Milch heist, so haben einige Wortforscher in der folgenden Zeit Gelegenheit davon genommen, und haben den Namen Galater für rein Griechisch erklärt, und behauptet, daß er einigen Celtischen Völkern, entweder wegen ihrer milchweisen Farbe, oder weil sie hauptsächlich Milchspeisen genossen, beygelegt worden wäre. In der letzten Absicht nennte man die Nomaden überhaupt auch Galactophagen, weil sie von der Milch ihrer Heerden lebten. [Duchesne rer. Franc. Tom. I. p. 17. Schedius de Diis German. p. 17. 267.]

Dieses sind die vornehmsten Meinungen, welche die wichtigsten Schriftsteller über den Ursprung des Namens der Gallier, gehabt haben. Der Leser kan sich aus denselben eine wählen, die ihm am wahrscheinlichsten vorkommt, ob es gleich im Grund betrachtet, von gar keiner Erheblichkeit ist, wenn man auch nicht weiß, ob dies Wort griechisch, oder Celtisch ist. Andere leiten es gar von geinem Ebräischen Wort her; andere vom Gallus, dem Sohn des Cyclopen Polyphems; noch andere von dem Galates, einem Sohn des Hercules und einer Celtischen Prinzeßin; noch andere von dem Wort, Wald, welches chemals Gal, oder Gault, ausgesprochen wurde; allein alle diese Abstammungen verdienen nicht, daß man einige Aufmerksamkeit auf sie wendet. Die lächerlichste unter allen aber ist diejenige, welche Bodin auf die Bahn gebracht hat. Er behauptet nemlich, die Leute, die nicht gewust hätten, wo sie hingeführt würden, hätten von ohngefähr gerufen: ou allons nous? wo gehen wir hin? und davon wäre ihnen der Name Waller, Galler, anfänglich zum Spott beygelegt worden, der hernach im Ernst der Name der ganzen Nation geworden wäre. [Diod Sic L. V. p. 210. Sil. Ital. L. III. p. 136. Cluver Germ. antiq. p. 27.]

Von den Namen Germanier, Sueven nnd Allemannier werden wir alsdann reden, wann wir in dem Fortgang dieser Geschichte anf diejenigen Zeiten kommen werden, da diese Benennungen aufgekommen sind. Hier müssen wir nur noch von den Teutonen reden, welcher Name ohne allen Zweifel sehr alt ist. Die Celten glaubten, wie wir schon etliche mal bemerkt haben, daß sie von Gott, den sie ihrer Sprache, Tis, Tuiston, Tuiscon, Teut, Teutates, nennten, abstammten. Sie

nahmen deswegen den Nahmen, Teutonen, Titanen, oder einen andern, der diesem ähnlich lautete, an, um den Adel ihres Geschlechts dadurch anzuzeigen.

Diese Namen verlohren sich nach und nach mit der Tradition, auf welche sie sich gründeten. Nur allein bey den Deutschen blieben sie, die sich anstatt Teutonen, Deutsche nennten. Wenn man in die ältesten Zeiten hinaufgeht, so findet man, daß dieser Name von einer weit grössern Ausdehnung, als in den spätern Zeiten, und daß er allen Celtischen Völkern gemein gewesen ist; daß sie ihn aber so verschieden aussprachen, daran waren die verschiedenen Dialecte Schuld, in welche sich ihre Sprache veränderte. Servius zum Exempel bemerkt, daß die Stadt Pisa den Namen von einem Könige der Celten, Pisus, bekommen habe. Er erzählt bey dieser Gelegenheit ferner, auf die Aussage Catons, daß die Teutonen in dieser Gegend gewohnt hätten, ehe sich die Etrurier derselben bemeistert hätten; und damals habe man diese Stadt Teuta, ihre Einwohner aber Teutas genennt. (Serv. ad Virg. L. X. Cluv. Ital. antiq. cap. 7. p. 37.)

Es wohnte vor Zeiten ein Volk in Gallien, welches den Namen Volcä Tectosages, führte, durch welche Benennung sie anzeigten, daß sie ein Volk wären, das von dem Teut abstammte. Julius Cäsar versichert, daß auch Tectosager in Deutschland, in der Gegend des Hercynischen Waldes, gewohnt hätten. Ohne zu untersuchen, ob die deutschen Tectosager, von den Gallischen abstammten, welcher Meinung Cäsar günstig zu seyn scheint; so siehet man doch, daß diese Völker, welche damals noch nicht unter

dem

dem Namen der Germanier bekannt waren, keinen andern Namen geführt haben, als, Söhne des Teut (Cæs. Bell. Gall. L. VI. c. 24. Strabo L. XII. p. 166.)

Ausser diesen gab es auch **Teutonen**, und **Teutonarier**, an dem Baltischen Meer, wo sie sehr grosse Gegenden innen hatten. (Plin. L. IV. c. 14. Pomp. Mela L. III. c. 3. Ptolem. L. II. c. 2.) Ganz Scandinavien war von Teutonen bewohnt. (Mela L. III. c. 6.) In einem der vorhergehenden Hauptstücken haben wir gesehen, daß unter den Gallo-Grăcis zwey Stämme gewesen, davon der eine den Namen, Tectosager, und der andere, Teutobodiaker, geführt hat. Endlich ist oben hinlänglich bewiesen worden, daß man die Titanen in alle die Länder gesetzt hat, die die Pelasgen in den ältesten Zeiten innen hatten.

Hieraus läst sich nun begreifen, warum die meisten Celtischen Völker an denen Namen ein so besonders grosses Vergnügen gefunden haben, die ihre Beziehung auf den Gott hatten, von welchem sie nicht nur ihr, sondern auch das ganze menschliche Geschlecht herleiteten. In dem ganzen Umfang der Celtischen Länder, ist nicht eine einzige Gegend anzutreffen, in welcher man nicht eine ungeheure Menge von eigenen Namen der Völker, Städte, Wälder und Fürsten antreffen sollte, die ganz offenbar aus dem Stammwort Teut formirt sind. Wir wollen zum Beschluß dieses Hauptstücks einige anführen. Namen der Völker: **Taurisker**, von **Teut-rich** Reich des Teut; Taulantier von **Tau-** oder **Teutland**; (Ptolem. L. III. c. 13. Thucyd. L. I. c. 24.) Namen der Städte: Teutoburgum, Teudurum, Teuderium. (Ptolem. L. II. c. 2. Antonini Ihner. p. 15. 23.) Namen der Wäl-

der: der Teutoburgische Wald, worinnen Varus geschlagen wurde. (Tacit. Annal. L. I. c. 60.) Namen der Fürsten: Teutamus, Teutamides, Teutagones, Teuthras, Teuta, Teutematus, Teutonal, Teutobochus, ꝛc. (Dionys. Hal. I. 22. Diod. Sic. IV. p. 167. Val. Flacc. Argon. L. VI. v. 96. Polyb. II. 93. Flor. II. 5. Cæs. B. G. VII. 31. Oros. L. V. c. 13.)

Funfzehentes Hauptstück.

Von der alten Sprache der Celten überhaupt, und besonders der Deutschen.

Wir beschliessen dieses Hauptstück mit einigen Anmerkungen über die Sprache, welche die Celtischen Völker vor Alters geredet haben. Diese Sprache soll noch heut zu Tage in der Französischen Provinz, Bretagne, in der Provinz Wallis in England, und in Biscaya in Spanien vorhanden seyn. So viel ist gewiß, daß in Nieder-Bretagne und Wallis, in der gemeinen Landessprache viele Wörter vorkommen, die aus der alten Celtischen Sprache abstammen. (Bruz. de la Martin. Diction. Geogr. Tom. II. part. II. p. 449.)

Alle Celtische Völker, von denen wir in dem gegenwärtigen Buch geredet haben, hatten ursprünglich eine und eben dieselbige Sprache, aber in der folgenden Zeit vertheilte sie sich in verschiedene Mundarten, oder Dialecte. Ein Ueberbleibsel von dieser alten Celtischen Sprache ist die Deutsche. Wir werden es beweisen, woraus zugleich erhellen wird, daß Europa ehemals

mals von einem und eben demselben Volk bewohnt gewesen sey. Um diese Wahrheit in ihr gehöriges Licht zu setzen, müssen wir uns in eine genauere Untersuchung der einzelen Stücke einlassen.

Wir setzen hier als eine Grundwahrheit voraus, daß alle Celtische Völker ehemals ein und eben dieselbe Sprache verstanden haben. Es wird dieses durch das einstimmige Zeugnis mehrerer Schrifftsteller bewiesen. Wir haben bereits oben gezeigt, daß die Sprache der Einwohner von Gros-Brittannien von der Gallischen Sprache wenig unterschieden gewesen sey. Wenn Tacitus von den Estionen redet, so bemerkt er, daß sie eben die Gewohnheiten gehabt hätten, als die übrigen Sueven, aber ihre Sprache hätte mehr Aenlichkeit mit der Gros-Brittanischen gehabt. Eben dieser Schrifftsteller sagt von den Gothinern, die nach seiner Beschreibung an den Gränzen von Pohlen und Pannonien wohnten, daß die Gallische Sprache unter ihnen eingeführt gewesen. (Tac. Germ. 43. & 45. vita Agric. c. 2.) So treffen wir dann Völker an den äussersten Gränzen von Deutschland an, die mit den Galliern und den Einwohnern von Gros-Brittannien einerley Sprache redeten. Der wichtigste Umstand hiebey ist, daß die Estionen und Gothiner zu den Zeiten des Tacitus den Römern sehr bekannt waren, wodurch das Zeugnis dieses Schrifftstellers um so viel wichtiger wird. Es wird hier nicht unnützlich seyn, wenn wir anführen, bey was für einer Gelegenheit und unter welchen Umständen die Römer diese Gegenden und ihre Einwohner haben kennen gelernt. Nach der Regierung des Augusts und des Tibers, haben die Römer ihre Besitzungen, die sie über dem Rhein

und der Donau hatten, wieder verlassen; es mag nun seyn, daß sie entweder keine weitern Eroberungen hier machen wollten, oder, daß sie zu viel Schwierigkeiten funden, die Deutschen unter das Joch zu bringen. Genug, sie zogen sich über diese beiden Flüsse wieder zurück, legten aber an demselben verschiedene Schanzen an, die zu Gränzvestungen des Römischen Reichs von dieser Seite dienen sollten. Da sie nun das Vorhaben Deutschland zu erobern gänzlich aufgegeben hatten; so bekümmerten sie sich weiter nicht, weder um die Deutschen, noch um ihr Land. (Tac. Germ. c. 41.)

Unter der Regierung des Kayfers Nero aber hatten die Römer eine besondere Gelegenheit die Estionen und Gothiner kennen zu lernen. Der Bernstein war um selbige Zeit ausserordentlich rar, wurde aber auch mit vieler Begierde gesucht. Ein Günstling des Kayfers, mit Namen Julian, erhielt die Erlaubnis von ihm, eine Gesandschaft an diejenige Orte zu schicken, wo man den Bernstein sammelte. Diese Gesandschaft, an deren Spitze ein Römischer Ritter war, reiste von Carnuntum, einer Vestung an der Donau, auf der Seite von Wien, ab, und muste, wenn sie nach Preussen kommen wollte, den Weg durch das Land der Gothiner nehmen. Der Gesandte wurde von den Estionen sehr wohl aufgenommen, und brachte 1300. Pfund Bernstein mit zurück, welche ein König der Deutschen dem Kayser zum Geschenk schickte. Man merkt hiebey als etwas besonders an, daß ein Stück Bernstein von einem unschätzbaren Werth mitgeschickt wurde; es solt nach dem Zeugnis des Plinius dreyzehen Pfund gewogen haben, wenn es wahr ist. (Plin. H. N. L. XXXVII, c. 3. Solin. c. 33.)

Die-

Dieser Gesandte und sein Gefolg verstunden aller Wahrscheinlichkeit nach die Gallische und Gros-Brittannische Sprache, welche Länder damals Römische Provinzen waren. Und hier hatten sie Gelegenheit, sich aus eigner Erfahrung zu überzeugen, daß die Gallische Sprache von der Gothinischen und Estionischen nicht unterschieden sey. Die Römer würden ohne Zweifel die nemliche Beobachtung bey andern deutschen Völkern gemacht haben, wenn sie sich die Mühe hätten geben wollen, ihre Sprache zu untersuchen, und mit der Sprache derjenigen Celten, die sie unter ihre Gewalt gebracht hatten, zu vergleichen.

Wir verbinden damit noch einen andern Beweiß, woraus ganz unwiderleglich folgt, daß alle Celten nur eine und eben dieselbige Sprache gehabt haben. Da wir oben von den Völkern, die an der Donau wohnten, redeten, so haben wir angemerkt, daß gegen das Jahr 474. nach Erbauung der Stadt Rom, eine starke Armee von Galliern aus Pannonien ausgezogen sey, welche Macedonien und Griechenland verheert, und sich darauf in Klein-Asien niedergelassen haben. Die Anstiffter und Häupter von dieser Unternehmung sollen die Scordisker gewesen seyn. Die Nachkommenschaft von diesen Galliern war noch zu den Zeiten des Apostels Paulus vorhanden, welcher ein Sendschreiben an sie, unter dem Namen der Galater schrieb. Der heilige Hieronymus versichert, in der Vorrede des zweyten Buchs seiner Erklärung über diesen Brief, daß, einige kleine Verschiedenheiten weggerechnet, die Sprache der Galater eben die gewesen wäre, welche in der Gegend von Trier gesprochen würde. Man sieht leicht, warum der heilige Hieronymus diese Aenlichkeit

nicht weiter ausdehnt, als bis auf die Gegend von Trier. Er hatte sich einige Zeit lang in dieser Stadt, welche zu seiner Zeit die Hauptstadt von Gallien war, aufgehalten, und hier hatte er die beste Gelegenheit die Landessprache kennen zu lernen, da er die Sprache der andern Völker nicht so genau kennte. (Hieronymi Ep. ad Florent. Op. Tom. I. p. 34. Cluv. Germ. antiq. p. 32.)

Man wird nicht dagegen einwenden können, daß es gar kein Wunder sey, wenn die Gallo-Græci mit einem Gallischen Volk einerley Sprache gehabt hätten, indem sie ursprünglich von demselben abstammten. Wenn man aber auch annimmt, daß die Scordisker und andere Celtische Völker in Pannonien aus dem eigentlichen Gallien gekommen wären; so behält unser Beweis dennoch seine Stärke. Man wird uns hierinnen um so viel mehr Beyfall geben, wenn man bedenkt, daß die Trevirer ursprünglich Deutsche waren, und daß ihre Sprache von der Sprache eines Volks, das aus Gallien gekommen war, beynahe gar nicht unterschieden war. Hieraus folgt also ganz natürlich, daß die Sprache der Gallier und Deutschen einerley gewesen sey. Auch die Scordisker und Bastarner hatten einerley Sprache, und diese war eben die, welche alle andere deutsche Völker redeten. Die Peuciner, sagt Tacitus, welche auch einige Bastarner nennen, reden die Sprache der Deutschen. Es war also in Absicht auf die Sprache unter den Einwohnern von Gros-Brittannien, Gallien, Deutschland, Pannonien und den Bastarnern, kein Unterschied. [Tac. Germ. c. 28. & 46. Liv. L. XI. c. 57.]

Auf die nemliche Art zu schliessen, kan man auch finden, daß dieses auch die Sprache der alten Einwohner von Thracien war. Strabo sagt, daß sie

von

von der Sprache der Geten nicht unterschieden gewesen sey. Es kommt hier nur darauf an, daß wir bestimmen, welches denn die Sprache der Geten gewesen sey? Wir haben bereits oben durch einige Beyspiele bewiesen, daß es keine andere Sprache, als diejenige der Celten, oder das alte Deutsche, seyn konnte. Wenn es wahr ist, daß die Geten eben dasjenige Volk sind, welches man in der folgenden Zeit Gothen genennt hat, so ist die Sache gegen allen Widerspruch gesichert. Diese redeten deutsch; kein Schriftsteller leugnet es, und wenn auch noch einiger Zweifel übrig bliebe, so wird er den Augenblick verschwinden, wenn man nur die Gothische Uebersetzung der vier Evangelisten, welche Ulfilas, der Bischof der Gothen im vierdten Jahrhundert nach Christi Geburt zu ihrem Gebrauch gemacht hat, mit gehöriger Aufmerksamkeit lieset.

Endlich findet man in allen Celtischen Ländern, einerley eigene Namen, (nomina propria) und einerley Endungen. Kan man wohl einen stärkern Beweiß verlangen, daß alle Celten ehemals einerley Sprache geredet haben? Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir oben von dem Namen der Ligurer, und so vieler andern Völkern gesagt haben, die offenbar von dem Wort Teut abgeleitet sind. Wir wollen nicht widerholen, was schon von andern über diese Materie gesagt worden ist, oder noch gesagt werden kan; es würde zu weitläufig, und für unsere Leser zu ermüdend seyn. [Leibnitz de origine gentium, in Misc. Berol. Tom. I. pag. 10. Wachteri Glossarium.] Wir begnügen uns blos damit, fünf oder sechs der gewöhnlichsten Endigungen, die man in allen Celtischen Ländern antrifft, anzuführen, und einige Städte und Gegenden nahmhafft zu machen, bey welchen man sie findet. Diese Endigun-

digungen sind 1) mag, davon stammt ab in Gallien, Noviomagus Biturigum, Neomagus Tricastinorum, Neomagus Lexubiorum, Rotomagus Subancetum, Juliomagus Andicavorum, Argantomagus, Vindomagus, Cäsaromagus, Augustomagus, Latomagus, Sostomagus, Hebromagus ꝛc. in Deutschland, Neomagus Nemetum, zwischen Strasburg und Maynz, Noviomagus, zwischen Cölln und Trier, Borbetomagus, Brocomagus und Brotomagus, zwischen Strasburg und Maynz, Drusomagus, Rhetiä, Durnomagus bey Cölln, Gabromagus, Marcomagus; in Italien Bodincomagus, Rigomagus, Dromagus ꝛc. 2) Brieg, Bria, Briva, davon hat man in Spanien Arabriga, Talabriga, Deobriga, Nemetobriga, Lancobriga, ꝛc. in Gallien, Bebryces, Samarobriva, Litanobriga, Amagetobria, Allooryges, oder Allobroges; in Deutschland, Baudobrica, Artobriga; in Italien, Arebrigium, Latobrigi; in Thracien, Bryges, welche hernach, da sie nach Asien gezogen sind, Phryges genennt wurden, Menebria, Mesembria, Selibria, Salamembria. 3) Dur, davon kommt in Spanien, Octodurum; in Gallien, Valatudurum, Ernodurum, Divodurum, Solodurum, Jbliodurum, Braviodurum; in Deutschland, Ebodurum, Ectodurum, Bajodurum, Marcodurum, Hermunduri, ꝛc. 4) Dun, davon kommt vor in Gallien, Segodunum, Eburodunum, Verodunum, (Verdun) Ebrodunum, (Iverdun) Augustodunum, (Autun) Lugdunum; in England, Camelodunum; in Deutschland Campodunum, Gesodunum, Jdunum ꝛc. in Thracien, Arendon, Singidon, Capedunum, Noviodunum ꝛc. 5) Au und Gau, davon stammt ab in Italien, Ingauni, Genavum Albingaunorum; in Gallien, Alaunium, Gergovia, Genabum; in Deutschland, Setidava, Rausiava, Chamavi, Nemavia, Ausava;

in

in Pannonien, Petovia, Thermidava, Carsidava, Sandava, Utidava, Marcodava; einige rechnen auch hieher Moscau, Kiow, Lithau, Plerau, und behaupten, daß auch diese Gegenden ehemals von Celten bewohnt gewesen wären. 6) Rich, davon ist herzuleiten in Gallien, Dariorigum, Antricum, Ariorica, Avaricum; in Deutschland, Budorigum. 7) Land, davon hat man in Gallien, Mediolanum Aulercorum, Xantonum; in Deutschland Mediolanum; in Italien, Mediolanum ꝛc. Wer mehrere verlangt, kan sie in dem Ptolemäus, Strabo, den verschiedenen itinerariis, Stephanus von Byzanz, Tacitus, Cäsar, Florus, und andern zur Genüge finden. Genug, es war kein Land in dem ganzen Umfang von Celtica, wo man nicht diese Endigungen, die, wie wir jetzo gleich zeigen werden, auch ihre besondere Bedeutungen gehabt haben, nicht allein finden sollte, sondern wo sie auch nicht sehr gewöhnlich gewesen seyn sollten.

Wir kommen nun auf den andern Punct, den wir in diesem Hauptstück erörtern wollen, nemlich, daß die deutsche Sprache ein Ueberbleibsel, von der Sprache der alten Celten sey. Wir werden diesen Satz nur durch zwey Beweise, die aber stark und überzeugend genug sind, zu bestättigen suchen: Unser erster Beweiß ist von eben den Endigungen hergenommen, von welchen wir allererst geredet haben. Diese sind nicht nur in der deutschen Sprache noch heut zu Tage vorhanden, sondern sie haben auch alle ihre besondere Bedeutung.

1. Die Endsylbe mag bedeutet eine Wohnung, oder Stadt. So ist Rigomagus, so viel als Rich-mag, eine reiche mächtige Stadt; Bodincomagus, eine Stadt am Ufer des Po, welchen die Einwohner Bodincus nennten; Vindomagus, so viel als Vin-mag, eine Stadt, bey welchen die

Ein-

Einwohner des Landes eine Schlacht gewonnen haben, so wie man die Ebene, wo Varus geschlagen worden war, das Winfeld nennte; Salomacus, Salz-mag, eine Stadt, wo Salz gemacht wurde; Marcomagus, Mark-mag, eine Gränzstadt. [Cluv. Germ. antiq. p. 51. Lipf. ad Tacit. Annal. I. 60.]

2. Die Sylbe Brig, die nach verschiedenen Mundarten auch Briga, Bria, Briva, ausgesprochen wurde, bedeutet in der altdeutschen Sprache, eine Brücke, oder Uebergang über einen Fluß. Wenn Strabo und Nicolaus Damascenus von den Thracischen Städten reden, die sich in Bria endigen, so sagen sie, daß Bria eine Stadt bedeute, zum Exempel, Poltyobria, eine Stadt, die vom Poltys erbauet; Menebria, die Stadt des Menes; Melsenbria, die Stadt des Melsus. Stephan von Byzanz macht eben diese Anmerkung, wenn er von einer Spanischen Stadt, die Brutobria genennt wurde, redet. [Strabo L. VII. p. 319. Ecx. ex Nicol. ap. Valef. L. V. p. 494. Steph. de urb. 245. 552.]

Gewissermassen haben diese angeführten Schriftsteller recht. Die Endigung Bria bedeutet wirklich eine Stadt; aber, wenn sie die Sache genau hätten ausdrucken wollen, so hätten sie dazu setzen sollen, eine solche Stadt, die an einem Fluß, oder solchen Ort liegt, wo eine Brücke, oder eine Ueberfuhrt, oder eine Zolleinnahme ist. So ist Samarobriva, so viel, als eine Brücke über die Sambre; Longebriga, Longe-brig, eine Stadt, an einer langen Brücke; Talabriga, Th'-alebrieg, die Stadt an der alten Brücke, oder der alten Ueberfurth über den Fluß; Briva Isara, Brücke über die Iser. Aus eben dieser Ursache gab man den Namen Briges, oder Bebriges, solchen Völkern, in deren Land man gewöhnlich über

einen

einen Fluß, oder einen Arm des Meers zu gehen pflegte. So waren die Briges in Macedonien, und die Bebryges in dem Narbonnenſiſchen Gallien, diejenigen Völker, die an ſolchen Orten wohnten, wo in dem einem der Paß nach Spanien, in dem andern nach Aſien war. Die Allobryges, oder Allobroges, waren dasjenige Volk, welches alle Uebergänge über die Rhone und den Genfer-See in ſeiner Gewalt hatte.

3. Dur, heiſt im deutſchen, eine Thür, Eingang, Oeffnung, oder auch dasjenige, was man heutiges Tages den Schlüſſel zu einer Provinz nennt. So iſt Divodorum, Dividur, die Stadt, wo die Moſel und Seille zuſammen flieſſen; Bojodurum, die Stadt, die die Boier gebaut, oder beſetzt hatten, um ſich in Noricien halten zu können; Marcodurum, der Schlüſſel zu den Gränzen, Batavodurum, der Schlüſſel zur Inſel der Bataver.

4. Dun, bedeutet im Deutſchen einen Hügel. Die Holländer und Engländer nennen noch jetzo Dünen diejenigen Sandhügel an dem Ufer des Meeres, welche das Meer abhalten, daß es das nächſtgelegene Land nicht überſtröme. So iſt Segodunum, ſo viel als Sieg-dun, Siegeshügel; Campodunum, Camp-dun, eine Anhöhe, bey welcher ein Treffen vorgefallen iſt; Carrodunum, Carre-dun, Wagenhügel, ein Ort, wo eine Armee im Lager geſtanden iſt, und eine Wagenburg um ſich gehabt hat; Rugendunum, Rugendun, Gerichtshügel, ein Ort, wo man die Gerechtigkeit verwaltet, das iſt, gerüget hat. Lugdunum, ſoll nach der Erklärung des Plutarchs, ſo viel ſeyn, als Rabenhügel. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, Chorier, lacht über dieſe Erklärung, und behauptet Lugdunum, ſey ſoviel als Volkshügel, Lüt oder

Leut-

Leut-dun. Vielleicht ist Lugdunum so viel als Lock-dun. Locken wird bekanntlich von den Vogelstellern gebraucht, und zeigt der Name dieser Stadt so viel: an, als einen Hügel, wo man die Vögel zur Wahrsagerey gelockt habe. Sollte es nicht auch von lugen, d. i. sehen, können hergeleitet werden? So würde dieser Name einen Hügel anzeigen, wo man sich weit umsehen konnte. So verschieden diese Erklärungen sind, so stimmen sie doch in dem Hauptwort dun, worauf es uns hier ankommt, mit einander überein.

5. Gau bedeutet im Deutschen, einen District, Strich Landes, oder Canton; Au, und Aue, eine Wiese, oft auch einen ebenen Strich Landes. Ingauum, In-gau, ist der Strich Landes, den die Ligurer in einem Thal zwischen den Alpen innen hatten; Albigaunum, Alben- oder Alpen-gau, im Gegentheil, ein District, den sie oben auf den Alpen bewohnten. Gergovia, Ger-gau, Wehr-gau, der Canton der Kriegsleute, Kriegs-au; so wird diejenige Gegend genennt, die die Kriegsvölker der Boier, in dem Land der Aeduer, den ihnen diese eingeräumt hatten, bewohnten. Sigidava, Sieg-au, so viel Siegs-wiese; Siegfeld.

6. Rich, oder reich ist in der deutschen Sprache bald ein Hauptwort, bald ein Nebenwort. In der ersten Eigenschaft bedeutet es ein Land, eine Provinz, ein Königreich. Ostrich, Austrasien, ein Reich gegen Morgen; Westrich, Neustrien, ein Reich gegen Westen. Nordrich, Noricien, ein Reich gegen Norden. Wird es aber als ein Nebenwort gebraucht, reich, wohlhabend; so entstehen daraus, Avaricum, Aurich, eine Stadt, die viele Wiesen im Besitz hat; Vetorigum, Beut-reich, eine Stadt, die viele

Beute

Beute gemacht hat; so auch Chilperic, Help-rich, so viel als hülfreich, Friedrich, friedenreich, Ehrrich, ehren-reich.

7. Was endlich das Wort Land anbelangt, so braucht es keiner Erklärung. Mey-land, Mediolanum, eine Stadt die mitten in einem Lande liegt, welche Benennung ehemals viele Städte hatten.

Es wird nicht undienlich seyn, einige allgemeine Anmerkungen über diese Endigungen zu machen. Wenn man die alten Erdbeschreiber von Gros Deutschland (Germania magna) welches niemals unter die Herrschaft der Römer gekommen ist, liest, so wird man wenig Namen finden, die sich auf Mag, oder Brieg, endigen, im Gegentheil sehr viele, die mit dun, au, und gau, zusammengesetzt sind. Was mag wohl die Ursache davon seyn? Sie fällt leicht in die Augen. Die beyden vorhin gemeldten Endigungen zeigen Städte an; nun aber weiß man, daß die alten Deutschen keine gehabt haben. Die beiden andern im Gegentheil zeigen entweder einen Strich Landes, oder eine Wiese, ein Feld, einen Hügel an, wovon das ganze Land, nicht aber eine Stadt, den Namen bekommen hat, wie sich Ptolemäus fälschlich eingebildet hat. Er setzt eine Menge Städte in das Herz von Deutschland, ob es gleich gewiß ist, daß sie vor dem neunten und zehenden Jahrhundert, hier nicht angefangen haben, Städte zu bauen.

Ein anderer Beweiß, daß die deutsche Sprache von der Celtischen abstammt, ist dieser, weil die meisten Worte, die uns die alten Schrifftsteller, als Celtische Worte aufbehalten haben, noch jezo in der deutschen Sprache üblich sind, oder doch wenigstens daraus erklärt werden können. Wir wollen es an einigen Beyspielen zeigen.

Wir machen den Anfang mit Spanien. Ein alter Erdbeschreiber macht die Anmerkung, daß diejenige Insel, der die Phönicier den Namen Gadir, heutzutag Cadix, gegeben hätten, ehemals von den Einwohnern des Landes, Cotinusa wäre genennt worden. Gott-tis-hus, ist so viel, als das Hauß, die Wohnung des Gottes Tis. Die Hauptstadt der Cunäer, hieß Conistorsis. Conigs-tor-sitz, ist so viel, als die Residenz des Königs Torus. Das Wort Olbe, oder Albe, woraus man das Wort Alpen formirt hat, hieß bey den Celten ein hoher Berg. Thucydides nennt noch zu seiner Zeit ein Schloß, das in dem Land der Argiver auf einem hohen Berg gelegen war, Olpe. Diesen Namen gaben auch die Spanier einer von den Säulen des Hercules. Sie nennten sie Alyba, und die Völker die um diesen Berg herum wohnten, hießen Olbisier. Das Wort Lanze, ist noch in der heutigen Spanischen Sprache anzutreffen, und bedeutet so wie bey den andern Celten, einen Spieß, oder Gewehr, womit man einem andern zu Leibe geht. Nach dem Bericht des Varro sollen auch die Lateiner das Wort lancea von ihnen angenommen haben. [Dionys. perieg. v. 450. Strabo L. III. p. 141. Thucyd. L. III. c. 105. Servius ad Virg. Aen. X. 1. Georg. L. III. v. 474. Cluver. Germ. antiq. p. 57. Isidor. Orig. L. XIV. c. 8. Steph. de urb. p. 610. Gell. Noct. Att. L. XIV. c. 30.

Wir wollen auch einige Wörter aus der alten Gallischen Sprache anführen, die sich ebenfals aus der Deutschen erklären lassen. Wenn Sueton von dem Antonius Primus, einem von den Generalen des Kaysers Vespasians, redet, so sagt er, daß er zu Toulouse wäre gebohren worden, und in seiner Jugend den Namen Beccus gehabt hätte, welches Wort einen Hünerschnabel bedeutete. Im Holländischen hat dieses Wort noch diese Bedeu-

tung

tung. In der deutschen Sprache ist zwar dieses Wort verlohren gegangen, es ist aber in einem abgeleiteten Zeitwort noch übrig, nemlich im Wort, bicken. Bey den Galliern nennte man die Clienten oder Vasallen, die die vornehmen Gallischen Herren in ihrem Gefolg hatten, um die Hoheit und den Glanz ihres Adels damit zu zeigen, Ambactos [Cæs. Bell. Gall. L. VI. c. 15.] Und diese machten auch zugleich die Größe und Stärke des Gallischen Adels aus. Ambacht, ist ein altes deutsches Wort, und bedeuret einen Bedienten. [Cluv. Germ. antiq. L. I. c. 8. Sueton. in vita Vitellii p. 18.] Die Gallier hatten eine Art Wurfspiese, die bey ihnen Matarä, oder Mataris hießen. [Cæs. B. G. L. I. c. 26. Liv. L. VII. c. 24.] Das deutsche Wort Meter, oder Messer, erklärt das Gallische. Wenn Arrian von der Jagd der Gallier redet, so sagt er, daß sie eine Art geschwinder Jagdhunde hätten, die sie Vetragi, oder Vertragi, uennten. Vestrager, stammt von dem deutschen Wort fest ab, und bedeutet dauerhaft, unermüdet. [Arrian. de venat. p. 194.] In den alten Burgundischen Gesetzen werden sie Veltrai, (vielleicht Fell trager, weil sie sehr lange Haare hatten) genennt. [Lindenborg. cod. leg. ant. p. 304.] Petorritum, ist ein gallisches Wort, und bedeutet einen vierräderigen Wagen. Das deutsche Wort Rad, welches die Gallier Rit, und die Lateiner Rota aussprachen, ist das Stammwort davon. Die Deutschen haben das Zahlwort, vier; die Gallier aber und Oscier, das ist, die alten Einwohner von Italien sagten dafür Petor, fast auf eben die Art, wie von den Griechen einige sagten, tessares, andere tetares, andere petores, andere tetores [Fest. p. 183.] Die drey Wörter Isarnadon, Vernemetis, und Liebrosum, die der Verfasser des Buchs: La religion des Gaulois [Tom. I. p.

I. p. 452.] anführt, als solche, die aus der celtischen Sprache übrig wären, finden gleichfals in der deutschen Sprache ihre Erklärung. Isarnador, Eisernthor; Vernemetis, Vernehmeth-hys, vornehmes Haus; Liebrosum, Lieb-rose, versteht sich von selbsten.

Um auch von der alten Sprache der Gallier in Italien etwas zu sagen, so finden wir auf den Alpen zwey Posten, davon der eine Bergintrum, der andere, Bergusium heist. [Antonini itiner. p. 22.] Die Erklärung aus der deutschen Sprache fällt deutlich in die Augen. Berg-in heist im Deutschen so viel als der Eingang in ein Gebürg, und Bergus, der Ausgang aus demselben. Wenn Plinius von den Bergomaten redet, so merkt er an, daß selbsten ihr Name anzeige, daß sie auf Bergen wohnten. Berg-mag heist bekantlich eben so viel, eine Berg-Stadt. [Plin. H. N. L. III. c. 7.] Die Gallier in Italien nennten den Po, Bodincus, welches nach der Erklärung des Plinius so viel heisen soll, als Bodenlos, offenbar von dem deutschen Wort Boden, der Grund eines Flußes, eines Schiffes ꝛc. Pinne oder Penne, nennten sie die höchste Spitze auf dem St. Bernhards-Berg. Das nemliche Wort hat im Deutschen die allgemeine Bedeutung von der Spitze eines Bergs, oder den Zinnen, Absätzen, auf einer Mauer. [Liv. L. XXI. c. 38.] Die Gallier hatten eine besondere Art von Lanzen, die sie Sparus nennten; wer verkennt hier das deutsche Wort Speer? [Fest. p. 79.] Einen steilen Berg nennten sie Ocra; die deutschen Worte Hocker, höckerigt, sind bekant. [Fest. p. 29.] Brennus, ein Name eines gallischen Heerführers, der in der römischen Geschichte bekannt genug ist, hat seinen Namen von Brennen, der Brenner; [Liv. L. V. c. 48.] Arioxist, ein Name der gleichfals den Römern bekannt geworden ist, bedeu-

bedeutet einen Mann, der viel auf Ehre hält, Ehrenvest. [Flor. II. 4] So auch die vorgeblichen Riesen Albion und Bergion, welche Hercules nach der alten Tradition in der Gegend von Marseille soll umgebracht haben, sind offenbar nichts anders als überhaupt Bergleute, Einwohner auf den Alpen, so viel als Albwohner, Bergwohner, welche von den Griechen, die von Marseille ausfielen, überwunden worden sind. [Pomp. Mela. L. II. c. 5.]

Von der alten Gros-Brittanischen Sprache sind uns wenig Worte übrig geblieben. Hieher gehört aber doch das Wort Glastum, wodurch sie sowohl das Glas, als auch ein gewisses Kraut, dessen Asche sie zur Verfertigung ihres Glasses brauchten, und womit sie sich allerhand Figuren von Thieren auf den Leib mahlten, anzeigten. Das deutsche Wort Glas, ist noch davon vorhanden, und die Estionen gaben dem Bernstein eben diesen Namen, weil er mit dem Glas einige Aenlichkeit hat. [Plin. H. N. L. XXXVII. c. 3. Solin. c. 3. Fac. Germ. c. 43.]

Uebrigens müssen wir auch noch einige Worte aus der alten Sprache der Pannonier, Illyrier und Thracier anführen. Die Gallier, die sich in Pannonien niedergelassen hatten, hatten ein besonderes Corps Reuterey, worinnen jeder Reuter hinter seiner Schwadron zwey Handpferde und zwey Knechte hatte, die entweder seine Stelle einnahmen, wenn er im Treffen blieb, oder ihn, wenn er verwundet wurde, aus dem Treffen tragen musten. Diese Reuterey nennten sie Trimarcisia. [Paul. Phoc. c. 19.] Dieses Wort ist aus dem Wort Tri, oder drey, und March, Mare, ein Pferd, besonders ein solches, dessen man sich im Treffen bedient, zusammen gesetzt, und wird dieses Corps

so genennt, weil ein jeder Reuter drey Pferde hatte. Von eben diesem Wort komt auch noch Marschalk, Mare-thale, Stallmeister, Bereiter; ingleichen March-Fall, ein Reuter, der vom Pferd gestürzt ist, oder sein Pferd im Treffen verlohren hat, her. [Lindenbrog. l. c. p. 427. Leg. Aleman. p. 384. Leg. Bajuvar. p. 410.]

Unter den Illyriern findet man einen König, der **Langorus** heist. [Arrian. exped. Alex. p. 12.] Das ist, ein Fürst mit langen Haaren, Langhaar. Ein anderer hatte den Namen **Gentius**, das ist, Gänzgen. [Liv. L. XLIII. c. 9. Plin. Hist. N. L. X. c. 22.] Thucydides redet von einem König in Thracien, mit Namen **Sithalces**. Scuthale, ist im Deutschen so viel, als ein Diener des Seuthes, ein sehr bekanter Name unter den Thraciern. [Plin. H. N. L. XVIII. c. 30. Dio Cas. L. LI. p. 461.] **Sire** nennten die Thracier diejenigen Behältnisse, die sie unter der Erde hatten, worinnen sie ihr Korn aufbewahrten. Das deutsche Wort **Scheuer**, ist noch davon übrig. Eben diese gaben einer von ihren Königinnen aus Spott den Namen, **Sanape**, weil sie dem Weintrinken so sehr ergeben war. [Scholion ad Apollon. Argon. L. II. v. 230.] Sau-nap, Sauff-nap, sind noch heut zu Tage Schimpfnahmen eines Trunkenbolds. Endlich nennten die Carier, die von den Thraciern abstammten, **Hyllvallan**, denjenigen Ort, wo Hyllus gefallen war. Hyll-fall ist nach eben der Analogie gebildet, wie das oben angeführte Wort March-fall. [Steph. de Urb. p. 726.] Servius [ad Virg. Eclog. VI. 72.] sagt, daß in Mösien ein dem Apollo geheiligter Wald gewesen sey, worinnen der Boden beständig grün und mit angenehmen Blumen bewachsen gewesen wäre, und diesen Wald nennt er **Gryna**. Sieht man hier

nicht das deutsche Wort Grün-au, durchschimmern.

Wenn jemand das alte Deutsche von Grund aus studirte (wozu er in den verschiedenen Uebersetzungen der Bibel die zum Gebrauch der Gothen und Sachsen verfertigt worden sind, beträchtliche Beyträge und Denkmäler finden kan,) so würde er gewiß die Erklärung unzählig vieler Celtischen Worte finden. Wir haben sie aber hier übergangen, weil man von vielen ihre Abstammung nicht mehr genau weiß. Indessen haben wir uns doch so weit in eine umständliche Untersuchung eingelassen, als hinreichend ist zu zeigen, nicht nur daß die Celten ursprünglich eine allgemeine Sprache unter sich hatten, die sich in der Folge der Zeit in mehrere Dialecte, oder Mundarten, zergliedert hat; sondern auch, daß die deutsche Sprache von jener abstammt, urd noch viele Wurzelwörter aus jener in sich enthält.

Man kan verschiedene Einwendungen gegen diese Meinung machen; und sie sind auch wirklich dagegen gemacht. **Matorell** in seinen Anmerkungen zu Hofmanni Franco-Gallia hat verschiedenes dagegen geschrieben; allein er verstunde die Sache, worüber er geschrieben hat, im geringsten nicht. Nach seiner Meinung war die alte Sprache der Gallier beynahe eben diejenige, welche man heutzutage in Frankreich spricht, und hatte mit der Deutschen ganz und gar keine Aenlichkeit. Allein die Worte, die er zum Beweiß anführt, sind größtentheils auch deutsch, und wenn man die Gründe die er anführt, gehörig überlegt, so werden die Einwendungen von selbsten verschwinden. Wir wollen die vornehmsten derselben nahmhaft machen.

Man wendet erstlich ein: **Julius Cäsar**, der beynahe zehen Jahre in Gallien zugebracht hatte,

hauptet ausdrücklich, daß die drey Nationen, aus welchen Gallien zu seiner Zeit bestanden hatte, nemlich die Belger, Celten und Aquitanier, eine verschiedene Sprache, verschiedene Gesetze und Gewohnheiten gehabt hätten. [Cæs. B. Gall. I. 1.]

Zweytens versichert Strabo, wenigstens von den Aquitaniern, eben dieses. Er sagt, sie sind nicht allein von andern Gallischen Völkern in Absicht auf die Sprache unterschieden, sondern auch in Ansehung der Gesichtsbildung; sie haben viel mehr Aenlichkeit mit den Iberern, als Galliern. (L. IV. p. 176.) Das Zeugnis des Strabo und Cäsars beweist also, sagt man, hinlänglich, daß die Gallischen Völker nicht einerley Sprache gehabt haben.

Drittens wendet man ein: es ist gewiß, daß die Sprache der Gallier von der Sprache der Deutschen unterschieden gewesen sey; denn Julius Cäsar merkt an, daß Ariovist, ein deutscher Fürst, der sich eine Zeitlang in Gallien aufgehalten hatte, die Landessprache so ziemlich verständlich geredet habe. Diese Anmerkung würde vollkommen lächerlich, und einem so vorzüglichen Schrifftsteller, als Cäsar ist, ganz unverzeiglich seyn, wenn die Sprache der Deutschen und Gallier vollkommen einerley gewesen wäre. (Cæs. B. G. I. 47.)

Vierdtens, das Zeugnis des Cäsars wird auch durch den Sueton und Tacitus bestättigt. Ersterer sagt, daß als Caligula von dem Feldzug, den er gegen die Deutschen unternommen hatte, wieder zurück gekommen wäre, so hätte er sich selbst die Ehre eines Triumphs zuerkannt, der aber eben so eitel und nichtige als seine Eroberungen gewesen wären. Weil er nur eine sehr geringe Zahl deutscher Gefangener und Ueberläufer bey sich hatte, so zog er aus den

Gal=

Galliern diejenigen Leute aus, die von einer riesenmäsigen Grösse waren. Er zwang sie, daß sie ihre Haare musten wachsen lassen und roth färben, daß sie deutsch lernen und fremde und barbarische Namen annehmen musten; alles in der Absicht, damit man sie für Deutsche halten möchte.

Endlich fünftens, wendet man dagegen ein: Tacitus behauptet, daß die Oscer und Gothiner, ob sie gleich in Deutschland wohnten, gleichwohl keine deutsche Völker gewesen wären. Der Beweiß, den dieser Geschichtschreiber hievon anführt, ist dieser, weil die ersten die Gallische, die andern aber die Pannonische Sprache geredet hätten. Er bemerkt ferner, daß man die Marsigner und Burier, welche die nächsten Nachbarn der Oscer und Gothiner waren, sowohl wegen ihrer Sprache, als auch ihrer Kleidertracht, für Sueven gehalten habe. Daraus soll nun folgen, daß nicht alle Völker in Deutschland einerley Sprache gehabt hätten.

Dieses sind die Einwendungen, die man gegen unsre oben angeführte Meinung machen könnte. Es ist nicht zu leugnen, sie haben etwas scheinbares, allein wir werden dennoch zeigen, daß sie unsre Gedanken nicht entkräften. Ehe wir zur Beantwortung derselben schreiten, wollen wir einige vorläufige Anmerkungen machen. Wenn man annimt, daß alle Celtische Völker ursprünglich und Anfang einerley Sprache gehabt haben; so folgt deßwegen doch noch nicht, daß sie einander auch alle in spätern Zeiten verstanden haben. Alle lebendige Sprachen sind einer beständigen Veränderung unterworfen; bald verbessern sie sich, und bald verschlimmern sie sich. So wie sich der Geist, das Genie und die Sitten eines Volks verfeinern; so geht diese nemliche Veränderung auch mit der

Sprache vor. Im Gegentheil wenn Völker, anstatt Künste und Wissenschaften zu bearbeiten, wieder in die alte Barbarey zurück fallen, so arten auch die Sprachen aus.

Die lateinische und griechische Sprache geben uns redende Beweiße von dieser Sache. Wenn man diejenige Ueberbleibsel der lateinischen Sprache, die wir in den Gesetzen der zwölf Tafeln antreffen, mit derjenigen Sprache vergleicht, welche Cicero geredet hat; oder, wenn wir diese Sprache mit derjenigen, die in dem mittlern Zeitalter, üblich war, und die man die sinkende Latinität nennt, vergleicht, und diese verschiedenen Perioden einerley Sprache beurtheilt; so finden wir, daß es wirklich unterschiedene Sprachen sind, da eine jede ein besonderes Studium erfordert, und doch im Grund betrachtet, alle lateinisch sind. Eben diesen Unterschied treffen wir zwischen dem alt- und neugriechischen an. Ferner kan auch die Nachbarschaft und der häufige Umgang mit einer fremden Nationen große Veränderungen in einer Sprache verursachen. Die deutsche Sprache giebt uns einen überzeugenden Beweiß davon. Seit dem vorigen Jahrhundert sind viele wirklich französische Wörter in unsere Sprache gekommen, und die ganze Einrichtung derselben hat sich durch den Umgang mit Franzosen und Engländern stark geändert.

Sollte es denn also so sehr zu verwundern seyn, wenn sich die Celtische Sprache in so vielen Jahrhunderten auch in mehrere Mundarten verändert hat? Sollte es nicht höchst wahrscheinlich seyn, daß sich diese Mundarten mit der Zeit immer weiter und endlich so verändert haben werden, daß sich die Celtische Völker einander nicht mehr verstunden, so wenig sie auch von einander entfernt waren? Allem Anschein nach litte die Sprache

der Iberier durch den Umgang mit den Phöniciern und Carthaginensern eine merkliche Veränderung; so wie im Gegentheil die Sprache der Gallier theils durch den Umgang mit den Griechen und Römern, theils durch den Geschmack, den sie an den schönen Künsten und Wissenschaften bekommen haben, davon Marseille der Hauptsitz war, merklich verfeinert wurde.

Ferner ist es sehr wahrscheinlich, daß auch in der Sprache der Pannonier, durch die Nachbarschaft der Griechen und Sarmaten, einige Aenderungen verursacht worden. Die Deutschen im Gegentheil, und andere nördliche Völker hatten mit fremden Nationen ganz und gar keine Gemeinschaft; sie legten die angestammte Barbarey der Celtischen Völker erst ganz spät ab; und so erhielt sich auch die alte Celtische Sprache am allerlängsten in dieser Gegend.

Nach diesen vorläufigen Erläuterungen wird es sehr leicht seyn, auf die vorhin angeführten Einwendungen selbst zu antworten. Julius Cäsar redet von dieser Sache als ein Kriegsmann. Er sagt, daß die Aquitanier, Belger, Celten und Deutschen verschiedene Sprachen hätten. Wir geben zu, daß sich diese Völker unter einander nicht ohne Dollmetscher verstanden haben; allein Cäser untersuchte die Sache nicht als ein Gelehrter, ob unter diesen vier verschiedenen Sprachen nicht eine gewiße Uebereinstimmung der Aenlichkeit angetroffen würde, woraus man abnehmen könnte, daß sie ursprünglich aus einer allgemeinen Muttersprache abstammten. Die Holländer, Dänen, Schweden und Deutsche verstehen einander nicht; und dennoch ist es gewiß, daß alle diese Sprachen Mundarten der alten deutschen Sprache sind. Eben dieses gielt von der Böhmischen, Pohlnischen,

Mös-

Moscowitischen und Dalmatischen Sprache. Alle diese Völker verstehen einander nicht, obgleich ihre Sprachen alle miteinander Mundarten der ehemaligen Slavischen Sprache sind. So weiß man ferner, daß das heutige Französische, Spanische und Italiänische von der lateinischen Sprache herkommt; unterdessen kan man die lateinische Sprache vollkommen verstehen, und dennoch in jener vollkommen unwissend seyn. Ja, es giebt Deutsche, die nicht einmal die Schweitzer verstehen, obgleich beide Sprachen nur allein in dem Accent und der Aussprache verschieden sind.

Die andere Einwendung war aus dem Strabo genommen; dieser aber ist mehr für unsere Meinung, als dagegen. Es giebt Schriftsteller, sagt er, die das Land der Celten in drey Theile theilen, die von den Aquitaniern, Belgern und Celten bewohnt sind. Die Aquitanier sind von den andern, nicht allein in Ansehung der Sprache, sondern auch der Gesichtsbildung unterschieden; doch kommen sie den Iberiern näher, als den Galliern. Die andern aber sind ganz Gallisch, doch reden sie nicht durchaus einerley Sprache, sondern haben eine etwas verschiedene Mundart. Diese Worte zeigen deutlich genug, daß zur Zeit des Strabo zwischen der Sprache der Belger und Celten eine große Aenlichkeit war, da im Gegentheil die Aquitanier den Dialect der Iberier angenommen hatten, die ihnen näher wären. [Strabo L. IV. p. 176.]

Die Antwort die wir auf die Einwendung aus den zwey Stellen des Cäsars gegeben haben, paßt auch auf diejenige, die aus dem Sueton hergenommen ist. Es ist also nichts mehr übrig, als die Stelle des Tacitus. Hier sind seine eigene Worte: „ Hinter den Quaden und Marcomanen

„ nen

„ nen, wohnen noch einige minder mächtige Völ-
„ ker, die Marsigner, Gothiner, Osier und Bu-
„ rer. Von diesen haben die ersten und letzten al-
„ lein die Sprache und das lange Haar der Sue-
„ ven; die Gothiner aber reden die Gallische Spra-
„ che, und die Osier die Pannonische, und daraus
„ ist offenbar, daß sie keine Deutsche sind. [Germ. c. 43.]

Tacitus versichert also, daß die Gothiner sich der Gallischen Sprache bedienten. Die Sache hat ihre Richtigkeit: allein, daß er daraus schließt, daß die Gothiner keine Deutsche sind, das muß unter einer gewissen Einschränkung behauptet werden. Die Bastarnen hatten eben die Sprache, welche die Scordisker hatten, und diese werden von allen Alten für ein Gallisches Volk erkannt? Kan man nun daraus schließen, daß die Bastarnen keine Deutsche sind? Tacitus selbsten erkennt sie dafür. [l. c. c. 46.] Er giebt ferner zu, daß die Sprache der Estionen mit der Gros-Brittannischen, viele Aenlichkeit habe; und dennoch leugnet er nicht, daß sie ein deutsches Volk wären, welches zur Suevischen Nation gehörte. So verhält sich es auch mit den Gothinern; diese waren Deutsche, obgleich ihre Sprache von der Suevischen unterschieden war.

Um die Sache besser zu verstehen, und zugleich die Stelle des Tacitus zu erläutern, muß man bemerken, daß, gleichwie Gallien in drey Celtische Nationen, nemlich Aquitanier, Belgier, und eigentlich sogenannte Celten, getheilt gewesen, also auch Deutschland von fünf verschiedenen Nationen bewohnt gewesen, nemlich den Vindilern, Ingevonen, Istevonen, Herminonen, und endlich Peucinern, oder Bastarnen. Diese fünf Völker waren zwar alle miteinander Deutsche, hatten aber dennoch verschiedene Gewohnheiten und Mundar-

ten,

ten, nachdem sie mehr oder weniger von ihrer alten Barbarey beybehalten hatten. Uebrigens stimmen die Geschichtschreiber darinnen mit einander überein, daß die Sueven, die einen Theil der Hermionen ausmachten, unter allen die wildesten gewesen sind.

Wenn man in dem alten Deutschland eben eine solche Verschiedenheit des Accents und der Mundarten annimmt, wie in Gallien; so wird man die Worte des Tacitus leicht mit unserer Meinung vereinigen können. Dieser Schriftsteller will sagen, daß die Marsigner und Burer die Mundart und Gewohnheit der Sueven, die auf der Nordseite ihre Nachbarn waren, im Gegentheil die Gothiner die Sprache der Peuciner oder Bastarnen, die auf der östlichen Seite an ihr Land gränzten, gehabt hätten. Die Gothiner wohnten den Marcomannen und Quaden gegen Morgen längs der Donau hin. Wenn Tacitus die deutschen Völker erzählt, so setzt er an diesen Fluß erstlich die Hermundurer, darauf die Marcomannen und Quaden, und endlich die Marsigner, Gothiner, Oscer und Burer. [Tac. Germ. c. 28. 43.] Die Gothiner waren also Nachbarn von den Daciern und Bastarnen, wenn sie nicht vielleicht das nemliche Volk waren. [Pliu. H. N. I. IV. c. 12.] Die Mundart der Bastarnen, welche also nach dieser Anmerkung mit der Mundart der Gothiner einerley war, gränzte sehr nahe an die Sprache einiger Gallischen Völker. Aus diesem Grund glaubte Tacitus recht zu haben, wenn er die Gothiner als ein Gallisches Volk ansahe: und man kan auch nichts dagegen einwenden, indem die Bastarnen, ihre Nachbarn, von den Geschichtschreibern bald Gallier, bald Deutsche, genennt werden.

Was

Was die Oser anbelangt, so zeigt schon ihr Name, daß sie ein deutsches Volk waren. Osen, ist eben so viel, als Hosen, ein bekanntes deutsches Wort, und Oser bedeutet also eben das, was die Braccati im Lateinischen waren. Die Pannonier unterschieden sich durch eine besondere Art Röcke, die sie trugen, und die Oser, durch ihre weiten Hosen. Tacitus nennt sie an einem andern Ort gleichfalls Deutsche. [c. 28.] Anstatt daß sie die Aussprache und Mundart derjenigen Celten, die mit ihnen disseits der Donau wohnten, das ist, der Deutschen hatten, so bedienten sich diese Oser der Mundart derjenigen Celten, die jenseits der Donau wohnten, das ist, der Pannonier. Dies ist das ganze Geheimnis, das in den Worten des Tacitus liegt.

Es war also in ganz Europa ehemals eine allgemeine Sprache, von welcher die Sprachen der Iberier, Gallier, Deutschen, Brittannier, Thracier, und aller anderer Celtischen Völker ursprünglich abstammten. Ja man hat sogar Grund zu glauben, daß auch einige Völker aus Asien diese Sprache redeten. Man findet zum Exempel in der Sprache der Asiatischen Scythen viele Wörter, die eine offenbare Aenlichkeit mit der deutschen Sprache haben. So geben sie vielen von ihren Flüßen, dem Tanais, dem Jaxartes, und andern den Namen Silis. [Plin. Hist. N. L. VI. c. 7. & 22. Eustach. in Dionys. Perieg. v. 17. Solin. c. 62.] In Spanien und Deutschland findet man gleichfals viele Flüße, die den Namen Salia, oder Sala führten. [Pomp. Mela. L. III. c. 1. Strabo L. VII. p. 291.] Es ist wahrscheinlich, daß man diese Flüße deswegen so benennt habe, weil man Salz aus ihnen bekam. Bey den Scythen hatte der Berg Caucasus, den Namen Graucasus. [Plin. H. N. L. VI. c. 17.] welches in ihrer Spra-

che

che einen Berg bedeutete, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war. Grau-cop, Grau-cap, ist so viel als Graukopf. Der Scythische Name Palus Mäotis, war Temerinda, das ist, nach der Erklärung des Plinius, das äusserste Meer, oder der Ursprung des Meers. [Plin. L. VI. c. 7.] Th'-meer-ende, heist im Deutschen ebenfalls so viel als das Ende, die äusserste Gränze des Meers; und dieses ist wahrscheinlich, wie auch schon andere bemerkt haben, die wahre Bedeutung des Worts, Temerinda. [Harduin. ad Plin. L. VI. c. 7.] In Chersonesus Taurica war ein Vorgebürg, welches die Scythen Tamyrace nennten; muthmaslich ist dieses das deutsche Wort, Th'-meer-ecke. [Strabo L. VII. 308.] Die Scythen nennten ihre obrigkeitliche Personen Scolatas, [Herodot. L. VI. c. 6.] so wie die Deutschen ihren Richtern den Namen Scolter gaben, davon die deutschen Worte Schultheis, Schulze, und die neulateinischen Sculteſius, ſcultetus, herkommen. Endlich bedeutet das Wort March, davon wir oben geredet haben, auch bey den Tatarn ein Pferd.

Man darf sich über diese Aenlichkeit der alten scythischen und deutschen Sprache gar nicht wundern. Die celtischen Völker stammten ursprünglich von den Scythen ab. Aus eben dem Grund, darf man sich es nicht befremden lassen, wenn die Türken, die gleichfals aus Scythien hergekommen sind, einige Wörter haben, die man in der deutschen Sprache auch antrifft. Theophylactus Simocatta [L. VII. c. 9.] bemerkt, daß der König von Taugas, Taisan, genennt würde, und dieses hieße so viel, als der Sohn eines Gottes. Taisan ist im Deutschen nichts anders als Tis-son, der Sohn des Gottes Tis. Wir wollen noch einige andere türkische Wörter anführen, die mit

dem

dem Deutschen eine starke Aenlichkeit haben. Scór, im Deutschen, Schaar, bedeutet eine Armee; in der neuern lateinischen Sprache des mittlern Zeitalters, ist dieses das Wort scara. Oxus, im Deutschen, Ochse. Scerp, scharf, schneidend. Kanta, eine Kanne, ein Krug. Geitza, Geiß, Ziege. Gemengein, eine Gemeinde.

Ja sogar in der alten persischen Sprache findet man Worte, die mit deutschen Worten von einerley Bedeutung eine Aenlichkeit haben. Leibnitz behauptet zwar das Gegentheil. Er sagt: „ man findet in der persischen Sprache nicht viele Wörter, die eine Beziehung auf die deutsche Sprache haben. Das einzige Wort, Gott, ausgenommen, sind die andern alle, wo man einige Aenlichkeit zu finden glaubt, auch den Lateinern gemein. “ [Leibnitz de origine gentium in Miscell. Berol. Tom. I. p. 4.] Allein Leibnitz hat nicht die gehörige Achtsamkeit und Genauigkeit in dieser Sache bewiesen. Ich getraue mir im Augenblick eine Menge persischer Worte anzuführen, welche wirklich deutsch sind, ohne mit der lateinischen oder griechischen Sprache die geringste Aenlichkeit zu haben. Sollte es nicht die Aufmerksamkeit eines Gelehrten, der den Ursprung der europäischen Völker und Sprachen untersucht, gereitzt haben? sollte es nicht der Mühe werth gewesen seyn, zu untersuchen, woher es denn komme, daß die Griechen, Lateiner, Deutsche und Perser, ehemals so viele Worte mit einander gemein hatten? Alle diese Völker stammen von den alten Scythen ab; und deswegen muste man nothwendig in ihren Sprachen noch Kennzeichen ihres Ursprungs finden.

Ich will hier ein kurzes Verzeichnis persischer Worte beyfügen, die zugleich griechisch, lateinisch und deutsch sind; alsdenn auch solche, die blos deutsch sind. Von der ersten Gattung sind folgende: Fadar, Vater, Dochtar, Tochter, Beradar, Bruder, Daudant, Zahn, Nam, * Name, Star, Stern, Cal, kahl, Mithri, Mithir, Mether, Meister. [Lipf. Epist. Cent. III. ad Belg. Ep. 44. Hagenberg. Germ. med. p. 166.] Persische Worte von der zweyten Gattung sind folgende: Gaza, Schatz, Chad, Gott, [Cluver. Germ. Ant. p. 184.] Anatozadus, Ohnetodt, unsterblich, war der Name eines Sohnes des Königs Chosroes. [Procop. Goth. L. IV. c. 10.] Gerra, Gewehr, [Pausan. Arcad. c. 50.] Zend-Avesta (der Name eines Buchs des Zoroasters,) von dem Wort Zünden. Avalle, Anfall, [Lipsius und Hagenberg l. c.] Band, Band, auch eine Fahne, ingleichen eine Compagnie Soldaten; davon das neu lateinische Wort Bandum herkommt. Der Name Hystaspes, den die Perser Gusthtalph, und der Name Rodogune, sind die deutschen Namen Gustav und Rodegune. [Prideaux histoire des Juifs Tom. I. p. 327. Exc. ex Ctesiæ hist. ad calcem Herodoti c. 20.]

Die griechischen und lateinischen Schriftsteller behaupten, daß man nur die Celten zu hören brauche, wenn man sich von ihrer Wildheit und Barberey einen Begriff machen wollte. Ihre meisten Worte, und besonders die eigenen Namen ihrer Personen, Städte und Länder, waren so rau, daß man sie kaum in andern Sprachen aussprechen konnte. Sie waren den Römern und Griechen so unbiegsam, daß man sie in einen Vers gar nicht bringen konnte, wenn man sie nicht verstümmeln wollte. Die Aussprache war so hart und grob,

daß

daß sie den Ohren der Fremden unerträglich fiel; ihre Sprache schien nicht sowohl eine vernehmliche Stimme, als ein krächzendes Geschrey der Raben, oder Brüllen wilder Thiere zu seyn. [Plin. Ep. L. VIII. ep. 4. Ovid. Trist. VI. el. 12. v. 55. Diod. Sic. V. 213. Julian. Misopogon. p. 337.] So schildern Griechen und Römer die Sprache der Celten. Allein man darf diese Beschreibung, nicht so genau, nach dem Buchstaben nehmen. Eine unbekannte Sprache scheint jederzeit barbarisch zu seyn.

Die deutsche Sprache hat von der Härte der alten celtischen Sprache noch einige Ueberbleibsel beybehalten. Die Deutschen sprechen einige Buchstaben, zum Exempel, t, z, ch, sch, sehr hart aus; man verbindet drey und noch mehrere Mitlauter mit einem Selbstlauter, und gleichwohl hatten ehemals die meisten Worte aus der celtischen Sprache mehr Selbstlauter als heutzutage. Man darf nur, um sich davon zu überzeugen, die gothische und alt-sächsische Uebersetzung der Evangelisten, ingleichen einige alte deutsche Ueberbleibsel lesen. Dadurch muste wirklich der Ton und die Aussprache nicht so hart gewesen seyn, als sie die Alten beschreiben. Was die Art des Ausdrucks der Celten anbelangt, so sagt Diodor von Sicilien [L. V. p. 213.] von den Galliern, daß sie ihre Gedanken sehr kurz, dunkel, voller Räthsel, und sehr hyperbolisch ausgedruckt hätten; ihre Reden wären sehr schwülstig gewesen, und sie wären gleichsam immer auf Stelzen gegangen. Die Spanier haben hierinnen einen ähnlichen Geschmack.

In dem folgenden Buch werden wir die Ursache anführen, warum die hochtrabende schwülstige Art sich auszudrücken, unter den Galliern, und

überhaupt unter den Celten so sehr gewöhnlich gewesen ist. Ihre Geschichte, ihre Gesetze, ihre Religion, wurde in Versen vorgetragen, die von den Barden verfertigt wurden. Der ganze Unterricht ihrer Jugend war auf den einzigen Punct eingeschränkt, daß sie diese poetische Stücke auswendig lernen musten. Und daher darf man sich gar nicht wundern, wenn alle ihre Ausdrücke, ja so gar ihre verträuliche Unterredungen nach dem poetischen Geschmack, worinnen sie erzogen, und gebohren wurden, eingerichtet waren. Wenn die Griechen ihrer Jugend nichts zu lesen gegeben hätten, als die Werke eines Pindars und Lycophrons, würde wohl ihre Art sich auszudrücken von den Fehlern, die sie den Galliern vorwerfen, frey gewesen seyn?

Ende des ersten Buchs.

Das zweyte Buch.

Von den Nahrungsmitteln der Celten, ihren Wohnungen und Kleidern; ihren Beschäfftigungen; von ihrer Verachtung, die sie gegen den Ackerbau, Künste und Wissenschaften, hatten; von ihren Liedern, darinnen ihre Gesetze, Religion und Geschichte enthalten war; von ihren Tugenden und Lastern.

Erstes Hauptstück.

Welches einige vorläufige Anmerkungen enthält.

In dem vorhergehenden Buch haben wir gesehen, daß die Celten die ältesten Einwohner von Europa gewesen sind; in dem gegenwärtigen wollen wir von ihren Gewohnheiten und ihrer Lebensart handeln. Alles was sich von dem Menschen sagen läst, und was gleichsam seine ganze Geschichte ausmacht, betrifft seine Vorstellungen, Empfindungen, Urtheile, Neigungen, und äussere Handlungen, die das Resultat von allen diesen Grundsätzen sind.

Um die Celten desto besser kennen zu lernen, müssen wir sie in verschiedenen Beziehungen und Verhältnißen ansehen. Wir müssen untersuchen, was sie für Gedanken von der Regierung des Staats, von der Einrichtung einzelner Familien,

von den Künsten und Wissenschaften, die ihnen bekannt waren, und überhaupt von den Eigenschaften, die einen Menschen groß und glücklich machen können, gehabt haben; wir müssen ihre Grundsätze und Vorurtheile, ihre Mängel und Vollkommenheiten, ihre Tugenden und Laster, kennen lernen. Die Kenntnis der alten Völker ist uns nur in so ferne nützlich, als sie uns dazu dient, die Fehler, die jenen vorgeworfen werden, zu vermeiden, und das Gute, das wir bey ihnen entdecken nachzuahmen, oder sie darinnen zu übertreffen.

Es giebt aber ausserdem auch noch viele äussere Umstände, die man ganz und gar nicht ausser Acht lassen darf, ob sie schon nur gleichsam die Schale des Menschen sind. Es ist ohne Zweifel wenig daran gelegen, ob wir wissen, was die Celten gegessen und getrunken haben, wie ihre Kleider beschaffen gewesen, was ihre Schilde, Lanzen, und andre Waffen, die jetzo nicht mehr üblich sind, für eine Gestalt gehabt haben; ich sage, es ist uns im Grunde betrachtet, wenig daran gelegen, ob wir alles dieses wissen, oder nicht: allein alle diese Dinge sind uns doch dazu dienlich, die Celten von andern Völkern, die Europa nach und nach bewohnt haben, zu unterscheiden, und ihren eigenthümlichen Character kennen zu lernen.

Die eigentlichen Gebräuche und Gewohnheiten der Celten müssen also bey denjenigen Völkern aufgesucht werden, die mit fremden Völkern ganz und gar keine Gemeinschaft und vertrauten Umgang hatten, und denen eben dadurch alle Gelegenheit benommen war, einige Ideen und Gewohnheiten von ihnen anzunehmen. Dieses ist die einzige Hauptregel, wodurch man dasjenige, was die ältesten

testen Einwohner von Europa eigenthümliches hatten, von dem, was sie von andern Völkern angenommen haben, unterscheiden kan. Gewohnheiten, die alle Celten miteinander gemein hatten, sind gewißlich ein Ueberrest von der alten Lebensart der Scythen. So bemerkt zum Exempel Julius Cäsar, daß die Begräbniße der Gallier nach ihrer Art prächtig und kostbar gewesen wären. Er sagt: „ man wirft mit dem Verstorbenen alles „ dasjenige in das Feuer, was ihm am liebsten „ war, auch sogar sein Vieh; und noch vor nicht „ gar langer Zeit verbrannte man mit dem Herrn „ auch sogar seine Sclaven und Clienten, die ihm „ vor andern am Herzen gelegen waren. [Cæs. Bell. Gall. L. VI, c. 19.]

Zur Zeit des Cäsars hatten also die Gallier, wenigstens zum Theil, noch die alte Gewohnheit der Scythen, die bey den Leichenbegängnißen ihrer Vornehmen, mit ihnen, ausser seinen Weibern, auch seine Clienten, die ihm zum Leben und Tod verpflichtet waren, und die man sonst Soldurier zu nennen pflegte; ferner seine Bedienten, Pferde, Hunde, und Waffen, verbrannten. Diejenigen Gebräuche im Gegentheil, die nicht bey allen Celten überhaupt, sondern nur bey einem oder dem andern Volk derselben eingeführt waren, sind von fremden Völkern unter sie gebracht worden. Die Vielweiberey mag zum Beyspiel dienen. Sie war den meisten celtischen Völkern unbekannt; allein in Thracien war sie üblich und erlaubt. [Solin. c. 15.] Sie war von den Griechen und den Völkern in Klein-Asien unter sie gekommen. Eben dieses muß man von den Tempeln, Bildnißen der Götter, und noch vielen andern Ceremonien behaupten, die die Celten erst sehr spät, theils von den Carthaginensern, theils von den Römern,

theils von den Griechen, und durch diese von den Phöniciern und Aegyptiern, angenommen haben.

Wenn man mit gehöriger Aufmerksamkeit, die alte Geschichte von Europa studirt, so sieht man wie sich die Barbarey nach und nach aus den mittäglichen Gegenden weg zog, und ihren Sitz tief in Norden aufschlug. Die Ursache davon läst sich leichtlich ergründen. Die scythische Völker, oder Celten, verfeinerten sich, nach Maasgabe, wie gesittete Völker, die ersten Colonien an den Küsten von Spanien, Gallien, Italien und Griechenland errichteten, und von da aus, immer tiefer in ihr Land eindrungen.

Zweytes Hauptstück.

Von der körperlichen Beschaffenheit der Celten.

Von den Celten, die sich Meister von ganz Europa gemacht hatten, wohnten einige unter einem sehr gemäßigten, andere unter einem warmen, noch andere unter einem sehr kalten Himmelsstrich. Sie mochten aber wohnen, wo sie wollten, so waren sie sich überall einander gleich. Sie waren groß von Statur, hatten eine gesunde Dicke, ihre Haut war weiß und zart, ihre Farbe lebhaft, ihre Augen blau, ihr Blick wild und drohend, ihre Haare weiß und stark, ihr ganzer Körper dauerhaft, und zur Arbeit gemacht, so, daß sie Kälte und Hitze und alle Beschwerlichkeiten ausstehen konnten. Dieses ist das Bild in allgemeinen Zügen, das uns die alten Schrifftsteller

von

von den Celten machen. Nun wollen wir die einzelnen Stücke durchgehen.

Die Scythen und Celten kamen den Griechen so ausserordentlich und ungeheuer groß vor, daß ihre Dichter ordentliche Riesen aus ihnen machten. (Sil. L. III. v. 326.) Wir haben bereits oben, da wir von den Riesen, die den Himmel stürmten, redeten, hievon Meldung gethan. Die lateinischen Dichter und Geschichtschreiber reden auf eben diese Weise von ihnen. (Ammian. Marc. L. XV. c. 12. Liv. L. V. c. 44. L. XXXVIII. 17. Tacit. Agric. c. 2. Germ. c. 4. Veget. de re milit. I. 1. Manil. Astron. L. IV. p. 102.) Die grösten Römer schienen ihnen in Vergleichung mit den Deutschen, Brittanniern und andern Celten, klein zu seyn. (Appian. Celtic. p. 1192. Cæs. I. 39. IV. 1.) Aus dieser Ursache nennt Sidonius Appollinaris die Burgundionen Männer, die sieben Schuh hoch waren. (L. VIII. ep. 9.) Wenn Cäsar von den Deutschen redet, so leitet er ihre ungeheure Grösse theils von ihren Nahrungsmitteln, die grösstentheils in Fleisch und Milch bestunden, theils von ihren beständigen Leibesübungen, theils auch von der Art ihrer Erziehung her. Die Lebensgeister wurden bey ihnen in der Jugend weder durch das Studiren, noch durch Arbeit und gezwungene Beschäfftigung, geschwächt, sondern alles kam bey ihnen zusammen, was das Wachsthum des Cörpers befördern konnte. Plinius im Gegentheil sucht ihre ungeheure Grösse aus dem Clima, unter welchem sie lebten, begreiflich zu machen. (Hist. N. L. II. c. 78.) Die Hitze, die in Deutschland sehr gemäßigt war, verursachte keine so starke Ausdünstungen, als in heissen Ländern; die Feuchtigkeiten verzehrten sich auch

aus andern Gründen nicht so schnell. Alles dieses kan zwar etwas dazu beytragen; aber giebt es nicht überhaupt auf der Erde ganz verschiedene Gattungen von Menschen? Tief in Norden findet man wirkliche Zwerge, nemlich die Lappen. In dem heissen Africa hingegen wohnte eine Nation Aethiopier, die den Deutschen in Ansehung der Grösse nichts nachgab. (Plin. L. II. c. 78.) Was sollen wir von den Patagons sagen, die unter einem sehr warmen Himmelsstrich zu einer ziemlichen Grösse aufwachsen. Von den Lappen hat man Ursache zu zweifeln, ob sie jemals eine Grösse von sechs Schuhen erreichen werden, man mag sie auf dem Erdboden hin pflanzen, wo man will.

Jedoch aus dieser Verschiedenheit unter den Menschen darf man keinen Schluß machen, um dasjenige in Zweifel zu ziehen, was uns die heilige Schrifft von dem Ursprung des menschlichen Geschlechts von einem einzigen Menschen erzählt. Die Schöpfung des Menschen, das lange Leben der Patriarchen, die Erhaltung des Menschengeschlechtes, der Pflanzen und Thiere, bey einer allgemeinen Ueberschwemmung, sind Wunder der göttlichen Allmacht; sollte es denn also unwahrscheinlich seyn, daß GOtt durch ein ähnliches Wunder eine so sichtbare Verschiedenheit unter die verschiedene Nachkommen des Adams oder Noah gebracht habe, daß man bis an das Ende der Welt, Deutsche von Lappländern, Weisse von Schwarzen, Völker mit krausen Haaren von denen mit langen und stracken, wird unterscheiden können? *) Eine

*) Wozu braucht man aber ein Wunder, um diese Verschiedenheit zu erklären? Die Meinung

Eine andere Eigenschaft der Celten war, daß sie sehr stark von Fleisch waren, und einen guten, gesunden, mastigen Cörper hatten. Dieses rührte

---

nung, die Herr Pelloutier angenommen hat, scheint freylich den Mosaischen Nachrichten zu wiedersprechen: allein, um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, nahm er seine Zuflucht zu einem Wunder, ohne daß man in der Schrifft die geringste Spur davon findet. Eine andere Schwierigkeit, die man der Meinung des Herrn Pelloutier entgegen setzen kan, ist diese: wenn man auch seine Idee annehmen wollte; wie sollte es möglich seyn, daß sich alle einzelne Personen von einerley Gattung dermassen unter sich vereinigt hätten, daß sie dasjenige Clima, das ihnen am angemessesten war, für andern zur Wohnung erwählt hätten. Wie konnten sie sich unter einander vereinigen, sich nach den kleinen stufenweis zu oder abnehmenden Veränderungen, entweder in ein ganzes Volk zusammen zu ziehen, oder von einander zu trennen? Die beiden äussersten Gränzen eines Volks stimmen niemals voll. kommen mit einander überein, sondern die Aenlichkeit nimmt allmählig ab. Sollten Kriege, Auswanderung ganzer Völkerschaften, und grosse Revolutionen, die Wahl eines Clima, das für eine bestimmte Nation das bequemste gewesen wäre, nicht ganz und gar unmöglich gemacht haben? Indessen wohnen die Zwerge noch immer in Lappland, und die Negern sind noch nirgends anders als in den heissesten Ländern anzu-

treff-

rührte ohnfehlbar von ihren Nahrungsmitteln, besonders aber von dem Gebrauch des Biers, her. Dieses war der gewöhnliche Trank aller Europäischen Völker, ehe sie von den Morgenländern den Weinbau gelernt hatten. Wenigstens ist so viel gewiß, daß man weder in Spanien, noch

iii

---

treffen. Reisen und Auswanderungen haben gewißlich einen Unterschied unter den Menschen verursacht, welcher grösstentheils in der physicalischen Beschaffenheit des Clima liegt. Dies ist das Gesetz, das der Schöpfer der Erde und ihren Einwohnern vorgeschrieben hat. Wenn Menschen aus einem Clima in das andere versetzt werden; so verlieren sie nach und nach diejenigen Eigenschaften, die ihnen von ihrem vorigen Wohnsitz anhiengen; allein diese Veränderung geschieht sehr unmerklich. Jahrhunderte werden erfordert, ehe sie in die Augen fällt. Einige Aenlichkeit treffen wir bey den Pflanzen an. Wenn diese aus einem Clima in das andere versetzt werden, so arten sie entweder aus, oder werden vollkommener, und hier ist der Einfluß des Clima unleugbar. Eine gleiche Beschaffenheit hat es gewissermassen mit den Menschen, nur daß die Veränderung nicht so bald sichbar wird. Sollte hierinnen nicht der Grund liegen, warum die Celten, die sich nach Klein-Asien, Spanien, oder andere heisse Gegenden gezogen haben, die Festigkeit der Nerven, die man bey ihren vorigen Landsleuten antrifft, verlohren haben? Es können noch mehre Ursachen zugleich da seyn; aber die Hitze des Himmelsstrichs darf gewiß nicht übergangen werden.

in Gallien, noch bey andern Völkern, wo das Bier nicht der gewöhnliche Trank ist, so starkbeleibte Menschen antrifft, als in Deutschland und andern nördlichen Ländern, wo man sich dieses Getränks bedient. Wir werden in dem folgenden Capitel weiter davon reden.

Wenn Plinius von nördlichen Völkern redet, so bemerkt er als etwas besonders an ihnen, daß sie eine sehr weisse Haut und blonde Haare haben, und schreibt dieses allein dem rauen und kalten Clima zu. (Hist. N. L. II. c. 78.) Es ist gewiß, daß, da die Sonnenstrahlen schief auf diese Völker fallen, sie bey weiten nicht so sehr ausgetrucknet und verbrennt werden, als die Einwohner von Africa und Italien. Indessen kan man doch dem Plinius den Einwurf machen, daß die Celten in Spanien und Italien, die Galater in Klein-Asien, eben so weiß waren, als die nördlichen Völker. Was wird man dagegen antworten können? Vielleicht, daß diese Völker noch etwas von der Landesart an sich behalten haben, die ihrem vorigen Clima eigen war? Allein man weiß ja, daß die Celten, die seit undenklichen Jahren in Spanien gewohnt haben, und die Galater mehr als hundert Jahre, nachdem sie nach Klein-Asien gekommen waren, immer weiß gewesen sind. Die Menschen behalten zwar immer etwas von dem Lande an sich, woraus sie gezogen sind, oder nehmen von dem Lande, wo sie sich niederlassen, etwas an; allein, man darf deswegen nicht glauben, daß die Verschiedenheit des Bodens und des Himmelsstrichs allein hinreichend sey, alle die Verschiedenheit die man unter den Menschen in Ansehung der körperlichen und geistigen Eigenschaften findet, daraus zu erklären.

Was

Was die blauen Augen, die man als ein Unterscheidungsstück bey den Celten angiebt, anbelangt, so behauptet Aristoteles, daß sie deswegen bey nördlichen Völkern angetroffen würden, weil die starke Kälte, die in diesen Gegenden herrschte, eine Hindernis wäre, daß die natürliche Hitze hier nicht so leicht ausdünsten und verrauchen könnte, als in warmen Ländern. (Arist. Probl. sect. 14.) Er würde vielleicht besser gethan haben, wenn er dieses Problem gar nicht entschieden hätte, als daß er es auf eine so schlechte und unbefriedigende Art aufzulösen gesucht hat. Solin macht über diesen Punct eine Anmerkung, die eben so seicht ist, als des Aristoteles seine. Er sagt: „Die Albanier, ein „Scythisches Volk in Asien, sahen des Nachts „schärfer, als bey Tage, weil sie blaue Augen „hatten.“ (Solin. c. 25. Plin. Hist. N. L. VII. c. 2. A. Gell. L. IX. c. 4.)

Der wilde und drohende Blick, den man den alten Celten überhaupt zuschreibt, kam aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrer unbändigen wilden Gemüthsart her, die sie erst sehr spät ablegten, nachdem sie durch den Umgang mit andern Völkern gesitteter wurden. Sie hatten überhaupt gegen alle fremde Völker eine feindselige Gesinnung, besonders aber waren sie gegen die Griechen und Römer sehr mistrauisch, sie hielten sie für ihre Freyheit gefährlich, und sahen sie niemals mit einem günstigen Blick an. Nachdem sie sich aber aus ihrer alten Barbarey erhoben hatten, so verlohren sie auch nach und nach diese trotzige und fürchterliche Gesichtsbildung, welche ehemals ein unterscheidender Character von ihnen war.

Die

Die Geschichtschreiber legen den Scythischen und Celtischen Völkern bald blonde bald rothe Haare bey. Es ist dieses kein Wiederspruch. Natürlicher Weise waren ihre Haare blond; allein sie färbten sie roth, und gaben ihnen hiedurch einen feurigen Glanz. Und so glaubten sie weit schöner zu seyn, als wenn sie den Haaren ihre natürliche Farbe gelassen hätten.

Allein unter den Griechen und Römern waren die weisen Haare ausserordentlich selten anzutreffen. Gellius setzt unter die unglaublichen Erzählungen, die er dem Aristeas von Preconnes und andern griechischen Schrifftstellern von gleicher Güte, schuld giebt, auch diese, daß sie vorgäben, es wären unter den Scythen gewisse Völker, bey denen die Kinder solche weise Haare mit auf die Welt brächten, als bey ihnen die Greise zu tragen pflegten. (Gell. Noct. Att. L. IX. c. 4.) Solin wiederspricht diesen Erzählungen nicht, setzt aber hinzu, daß man die Sache für so ausserordentlich und wunderbar gehalten habe, daß man deswegen der ganzen Nation einen besondern Namen gegeben habe, der von diesem Wunder hergenommen worden wäre. Er sagt: „man nennte sie Albanier, weil sie mit „ weisen Haaren (albis crinibus) auf die Welt „ kommen.“ (Solin. cap. 25.) Es läst sich verschiedenes gegen diese Erklärung des Solins erinnern. Erstlich ist es bekannt, daß die Albanier lange vorher, ehe die Römer nach Asien gekommen waren, diesen Namen geführt haben; und folglich kan ihre Benennung nicht aus der lateinischen Sprache hergeleitet werden. Zweitens haben wir bereits im vorhergehenden Buch, im funfzehenden Capitel gezeigt, daß in der Celti-

schen

schen Sprache Albe, einen Berg, Albion einen Bewohner der Berge anzeige. Die Albanier waren also Scythen, die auf dem Berge Caucasus, und die Iberer, ihre Nachbarn, diejenigen, die über diesen Berg wohnten. Diese Abstammung wird auch noch durch eine Fabel, welche Justin erzählt, gerechtfertigt. Er sagt: Albani Herculem ab monte Albano secuti dicuntur. (L. XVII. c. 3.) Hierüber und über andere ähnliche Erzählungen der Griechen und Römer kan man die Anmerkung machen, nicht allein, daß die Griechen die nördlichen Völker sehr wenig gekannt haben, sondern auch, daß die Römer den Griechen blindlings nachgeschrieben haben, was sie ihnen hievon erzählten. Sie gaben sich keine Mühe, einer Sache, die sie doch leichtlich entdecken konnten, nachzuspüren, da sie weit mehr als die Griechen im Stande waren, die nördlichen Völker kennen zu lernen.

Was die starke und lebhafte Leibesbeschaffenheit der Celten anbelangt, so war sie nicht so wohl ein Geschenk der Natur, als vielmehr eine Frucht ihrer Erziehung und Lebensart. Völker, die keine andere Beschäfftigungen hatten, als den Krieg, welche glaubten, daß man die wahre Ehre nirgends als auf dem Schlachtfeld einerndten könne; solche Völker musten natürlicher Weise ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, wie sie auf alle mögliche Art ihre Leibesstärke vermehren könnten, sie musten sich beyzeiten gewöhnen, alle Arbeit und Beschwerlichkeiten, die mit dem Krieg unzertrennlich verbunden sind, zu ertragen. Und dieses war auch die einzige Beschäfftigung der Celten von ihrer zartesten Jugend an, bis in ihr hohes Alter.

Diese

Diese eisenharte Körper aber wurden nach und nach weichlich, als sie anfiengen an den Süßigkeiten des Friedens einen Geschmack zu bekommen. Und vielleicht war der Schade so groß eben nicht. Die Stärke des Leibes ist zwar einem Menschen nöthig; der Krieg ist bey tausend Gelegenheiten unvermeidlich: allein so nöthig es ist, Sorge zu tragen, daß der Körper in der Jugend gestärkt, und zu harten Arbeiten, dergleichen etwa die Vorbereitung zum Krieg seyn möchten, gewöhnt werde; eben so nöthig, ja noch unendlich mehr nöthig ist es, die Seelenkräfte auszubilden, die Ideen, Neigungen, und Begierden der Jugend in Ordnung zu bringen, und sie gegen alle Eindrücke, die Krieg und Ungerechtigkeiten veranlassen können, zu verwahren.

Die alten Schriftsteller bemerken alle einstimmig, daß die Gallier und Deutschen die Kälte weit besser, als die Hitze, haben vertragen können; die brennende Wärme der Sonne war ihnen gewissermaßen unerträglich. [Liv. L. XXXV. c. 5. XXXVIII. c. 17. Tacit. Germ. c. 4. Hist. L. II. c. 32.] Ihren Kriegsheeren, die aus einem kalten Lande auszogen, muste im Anfang die Hitze, wozu sie gar nicht gewöhnt waren, ausserordentlich viel Beschwerlichkeiten verursachen. Ihre Körper waren sehr fleischigt, und hatten viele Feuchtigkeiten bey sich: sie musten also auch natürlicher Weise von der Hitze mehr empfinden, als ein trockener und feiner Körper.

Uebrigens aber ist dennoch gewiß, daß die Gallier, die sich in Klein-Asien nidergelassen, und die Deutschen, die bey dem Verfall des römischen Reichs, in Italien, Spanien und Africa Einfälle gethan, und sich darinnen fest gesetzt haben, sich nach und nach an das Clima dieser Länder

gewöhnten, und dennoch lange Zeit ihre natürliche Munterkeit und Lebhaftigkeit beybehielten. Erst alsdenn, da sie nach und nach ihre alte Lebensart verließen, und sich nach den Völkern, unter welchen sie jetzo lebten, bequemten, und ihre Sitten und Art zu leben annahmen; da verlohren sie ihre alte Tapferkeit. Und so sind sie nicht durch die Hitze, die man in jenen Ländern empfindet, sondern durch andre Ursachen entnervt worden.

Man hat auch bemerkt, daß die Tapferkeit der celtischen Völker gewissermaßen einem lodernden Strohfeuer zu vergleichen sey. Tacitus sagt von den Deutschen: „Sie sind sehr vortheil„haft gebildet, schrecklich im ersten Angriff, „aber anhaltenden Nachdruck findet man nicht „bey ihnen. [Germ. c. 4. Appian. Celt. p. 1192.] Eben dieses sagt Livius und Florus von den Galliern. „In dem ersten Anfang beweisen sie ei„ne solche Stärke, welcher kein Mensch wieder„stehen kan; kommt es aber zum Handgemeng, „so sind sie schwächer, als die Weiber.“ [Liv. X. 8. XXXVIII. 17. Flor. II. 4.] Diese Schwäche, die ihnen diese römischen Schrifftsteller hier schuld geben, war nicht eine Folge ihrer Leibesbeschaffenheit, als wenn sie nicht im Stande gewesen wären, lange Arbeit auszuhalten, sondern sie hatten eine allzustarke Lebhaftigkeit sie konnten ihre Kräffte nicht gehörig sparen, sondern verschwendeten solche auf einmal; und wenn der Feind nicht gleich zum Weichen gebracht wurde, so hatten sie sich bereits so erschöpft, daß sie nicht länger aushalten konnten. Sie handelten wie die hitzigen und muthigen Geister, die auf einmal, im ersten Anlauf alles ausrichten wollen, die sich blindlings der Hitze ihres Temperaments überlas-

sen, und sich durch ihre allzugrosse Lebhaftigkeit auf einmal erschöpfen. Trafen sie auf ihrem Wege Hindernisse und Schwürigkeiten an, wozu sie nicht vorbereitet waren, so fiel ihre Thätigkeit auf einmal darnieder, ihr Muth lies nach, sie wurden verdrießlich, und stunden auf einmal von ihrem Vorhaben ab.

Drittes Hauptstück.

Von der Lebensart der Celten, besonders von ihrer Speiße und Trank.

Wenn wir die älteste Lebensart der celtischen Völker ansehen, so kan man leichtlich daraus abnehmen, daß ganz Europa von dieser Nation ehemals bewohnt gewesen ist. Eben daraus kan man auch beweißen, daß man ihren Ursprung nicht von den Aegyptiern oder Phöniciern herleiten müsse, als welche Völker bereits gesittet waren, als sie Colonien in fremde Länder schickten; sondern die Celten stammten wirklich von den Scythen ab, das ist, einem wilden und barbarischen Volk, das noch gar keine Kentniße hatte, was der Mensch vor Vortheile von seinem Fleiß, und Bearbeitung des Landes, das er bewohnt, ziehen könne.

Die Scythen führten eine sehr ungekünstelte, einfache und sparsame Lebensart. Es mag nun seyn, daß sie entweder den Ackerbau, und das Vergnügen, das er dem menschlichen Geschlecht verschafft, noch gar nicht kennten; oder daß sie ihn als eine niedrige und sclavische Beschäfftigung,

gung, die sich nicht für eine kriegerische Nation schickte, ansahen; oder daß sie in der Meinung stunden, das Clima und der Boden von Scythien, sey nicht schicklich für den Kornbau, oder andere Früchte, die in fremden Ländern wuchsen, zu ziehen; oder endlich, daß sie sich keine Mühe geben wollten, die Menge und Mannigfaltigkeit der Lebensmittel zu vervielfältigen, und sich Ergötzlichkeiten zu verschaffen, die ihrer Meinung nach die Tapferkeit nur schwächten, und den Körper weichlich machten: so ist es allemal gewiß, daß die Scythen gröstentheils den Ackerbau ganz und gar verabsäumten. Das einstimmige Zeugnis der Alten setzt die Sache ausser allen Zweifel. [Herod. IV. 19. Strabo VII. 307. Dio Chrysost. orat. LXIV. p. 596.] Die Erdfrüchte, die von sich selbsten wuchsen, die Jagd, die Milch und das Fleisch ihrer Heerden, verschafften ihnen alles, was ihnen zur Leibesnahrung nöthig war, deswegen sie auch von den Griechen Galactophagen, Milchesser, genennt wurden. Ausserdem wendeten sie nicht die geringste Sorge auf solche Speisen, die sich der Mensch durch Arbeit und in dem Schweiß seines Angesichts verschafft. [Justin. II. 2. Herodot. L. IV. c. 46. Ammian. Marc. L. XII. c. 8. L. XXXI. c. 3. Homer. Iliad. L. XIII. v. 6. Strabo. L. I. p. 4.] Herodot bemerkt, daß diejenigen Scythen, welche Korn säeten, es nicht dazu brauchten, um Brod daraus zu backen, sondern rösteten es, und braueten Bier daraus. [Herod. L. IV. c. 17.]

Diese Lebensart behielten die celtischen Völker lange Zeit bey. Zum Exempel, diejenigen Völker, die in den portugiesischen Gebürgen wohnten, wo die Carthaginenser und Römer nicht haben eindringen können, hatten die einfachsten Le-

bensmittel. Aus Mangel des Oels, das ihnen ganz und gar unbekannt war, richteten sie alle ihre Speisen mit Butter zu: sie aßen das ganze Jahr hindurch nur zu zweyen Jahreszeiten Brod, und dieses verfertigten sie nach der Art der Pelasger in Arcadien, aus Eicheln. [Strabo III. 155. Justin. XLII. c. 2. 4. Plin. L. XVI. 5. Aelian. Var. hist. L. III. c. 39.]

Justin erzählt, daß die alten Einwohner in Gallien, von den Griechen, die sich zu Marseille niedergelassen hatten, die Kunst, das Land zu bauen, den Weinstock zu bearbeiten, und Oelbäume zu pflanzen, gelernt hätten. Diese griechische Colonie zu Marseille wurde unter der Regierung des ältern Tarquins, ohngefähr 153. Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, und 600. Jahr vor der Geburt Christi, von den Phocensern gestiftet. (*) Von dieser Zeit an fiengen erst die Gallier an vom Ackerbau, und von den verschiedenen Früchten, die die Menschen dadurch erhalten, einige Kentnis zu bekommen. Man be-

*) Martianus Heracleotes behauptet, daß die Colonie zu Marseille 120. Jahr vor dem Treffen bey Salamin wäre errichtet worden; welches nach der Rechnung des Diodors von Sicilien in 85ste Olympiade fiel. Folglich fällt, wenn man genau rechnen will, die Errichtung dieser Colonie in das 154. Jahr der Stadt Rom. Nun bemerkt Fenestella, daß man um eben diese Zeit zu erst Oelbäume in Italien gesehen hätte. Es scheint also daß die Phocenser nicht allein Weinstöcke und Oelbäume nach Gallien, sondern auch nach Italien und Spanien ge-

begreift gar leicht, daß noch eine lange Zeit vergehen muste, ehe die Völker, die in den innersten Theilen von Gallien wohnten, von denen um Marseille herumwohnenden Einwohnern diese Kunst ihr Land zu bearbeiten erlernen konnten. Strabo bemerkt auch, daß die Gallier den Ackerbau zum Theil von den Marselliern, theils von den Römern gelernt hätten, welche letztere doch vor dem 600ten Jahr nach der Erbauung Roms noch nichts disseits der Alpen besessen haben. Eben dieser Erdbeschreiber sagt an einem andern Ort, daß die Gallier nicht anders als aus Zwang sich mit dem Ackerbau abgegeben hätten. Diese kriegerische Völker hatten ein gröβeres Vergnügen an Spieß und Schwerdtern, als an den Pflugscharen. Sie entschloßen sich nicht eher zu der Lebensart der Ackerleute, als bis man sie mit Gewalt zwang, die kriegerische Lebensart zu verlassen [Justin. L. XLVII. 4. Macrob. in somn. scip. L. II. c. 10. Strabo L. IV. p. 181.]

Von den Deutschen wuste man vor den Zeiten des Cäsars fast gar nichts. Dieser General gieng zuerst im Jahr 699. nach Erbauung der Stadt Rom, unter dem Consulat des Pompejus und Crassus, an der Spitze einer römischen Armee über den Rhein. Was er in seinen Commentarien von der Lebensart der Deutschen erzählt,

---

gebracht haben; wenigstens haben sie nach dem Zeugniß des Herodots vor den Zeiten des Cyrus in allen diesen Ländern Handel getrieben. Andere setzen den Anfang dieser Colonie erst in die 60. Olympiade. Justin. L. XLIII. c. 3. Diod. Sic. L. XI. p. 242. Plin. H. N. L. XV. 1. Petav. ration. temp. L. II. p. 95.]

zählt, stimmt genau mit demjenigen überein, was man von der Lebensart der Scythen überhaupt sagt. Die Sueven, (dieses war zu den Zeiten des Cäsars die mächtigste Nation in ganz Deutschland. „ Die Sueven, sagt er, brauchen „ wenig Korn; sie leben theils von Milch, theils „ von dem Fleisch ihrer Heerden, theils von der „ Jagd, woran sie ein besonderes Vergnügen „ finden. Die deutschen Völker bekümmern sich „ überhaupt wenig um den Ackerbau; ihre ge„ wöhnlichen Lebensmittel sind, Milch, Käse „ und Fleisch. [Cæs. B. G. L. IV. c. 22.] An einem andern Ort bemerkt er, daß in den Inseln, welche der Rhein bey seinem Ausfluß in das Meer machte, Wilde anzutreffen wären, die nur von Fischen, und den Eyern gewisser Vögel lebten. [L. IV. c. 10.] Xenophon von Lampsacus redet auch von diesen Inseln, die er Oonas, d. i. Eyer-Inseln nennt; setzt sie aber in das baltische Meer. Plinius versichert gleichfalls, daß er an dem Ufer des deutschen Oceans Völker angetroffen habe, die blos von Fischen gelebt hätten. [Plin. H. N. L. IV. c. 13. L. XVI. c. 1. Solin c. 30. Pompon. Mela. L. III. c. 6.]

Zu den Zeiten des Tacitus und des Plinius, hundert Jahre nach dem Cäsar, führten die Deutschen noch die nemliche einfache Lebensart. Der erstere sagt, daß die Lebensmittel, deren sich die Deutschen bedienten, sehr einfach wären, sie bestünden in wilden Aepfeln, frischen Wildpret, Butter oder geronnene Milch (lac concretum) und Käse. [Germ. c. 23.] Andere Schriftsteller sagen eben dieses; ja einige behaupten sogar, daß sie rohes Fleisch gegessen hätten. [Pomp. Mel. L. III. c. 3.] Plinius sagt, daß die Butter nur eine Speise für die Reichen gewesen wäre, und daß

man sich derselben als einer Leckerspeise nur an den Tafeln der Großen bedient habe. [Plin. L. XXVIII. c. 9.] Cassaubon beweist aus einer Stelle des Aristoteles, daß die Griechen von den Scythen die Kunst Butter zu machen, gelernt hätten, und daß das griechische Wort Butyron, ursprünglich ein scythisches Wort sey. [Cassaubon. ad Athenæum L. X. c. 14.]

Wenn man aber auch zugiebt, daß die Deutschen zu den Zeiten Cäsars, Plinius und Tacitus, Korn gesäet haben; so ist doch damit noch nicht bewiesen, daß sie Brod daraus gebacken haben; sondern sie brauten nach dem Beyspiel der Scythen, nur Bier daraus. [Plin. L. XVIII. c. 17. Dio Cass. L. XLIX. p. 413.]

Wir wollen uns in keine genauere Untersuchung dieser Sache einlassen; wer die Schriftsteller, die von dieser Materie geschrieben haben, zu Rathe zieht, wird finden, daß alle übrige celtische Völker, wie auch Griechen und Perser, in den ältesten Zeiten von keinen andern Lebensmitteln etwas gewust haben, als deren sich die Scythen dienten. [Strabo L. IV. p. 200. Jornand. c. 21. Varro de re rustica L. I. c. 2. Just. II. 6. XIII. 7. Herodot. L. I. c. 7.]

Wir wollen nur ein paar Worte von dem Trank reden, dessen sich die Celten vor Alters bedient haben. Die Nomaden, welche keine Kenntnis vom Ackerbau hatten, trunken, so wie die Scythen, Milch und reines Wasser, oder etwa solches, worinnen sie ein wenig Honig hatten zergehen lassen. Diejenigen im Gegentheil, welche sich auf den Landbau legten, und Korn, Gerste, oder Hirsen pflanzten, brauchten diese Früchte zum Bier, welches der gewöhnlichste Trank

der Celten war. [Ammian. Marc. XV. 12. Plin. H. N. L. XVIII. c. 17. Dio Cass. L. XLIX. p. 413. Strabo L. III. p. 155.] Es hatte in den verschiedenen Provinzen von Europa auch verschiedene Namen. Die Spanier nennten es Celia, oder Ceria, die Gallier, Cervisia, oder Zythos, *) die Pannonier, Dalmatier und andere illyrische Völker, Sabaja, die Thracier, Phrygier, Päonier, Gränznachbarn von Macedonien, Britum, welchem die deutsche Benennung, Bier, etwas nahe kommt. Es war auch den Scythen, die jenseits der Donau wohnten, unter dem Namen Meth, oder Camus bekannt. [Flor. II. 18. Oros. V. 7. Plin. H. N. L. XXII. 25. Ammian. Marc. XXVI. 8. Hieron. ad Esaiam. L. VI. c.

*) Diodor von Sicilien sagt, daß die Gallier das Bier Zythos nennten. Wenn dieser Namen unter den Galliern üblich gewesen ist, so sollte man glauben, daß er aus Aegypten gekommen sey, weil das Bier daselbst eben diesen Namen hatte, und wirklich stammten auch einige gallische Colonien aus Aegypten her. Allein Diodor kan sich des Worts Zythus bedienen, ohne geradezu zu behaupten, daß dieses der gewöhnliche Name in Gallien gewesen; er war nicht nur selbst in Aegypten gewesen, sondern dieses Wort war auch überhaupt unter den Griechen und Lateinern sehr gewöhnlich. In der Anthologie steht noch ein Epigramm vom Kayser Julian über das Bier, das er in Gallien getrunken hatte, wovon der Inhalt dahin geht, daß es einen Bocksgeruch habe. [Julian. Anthol. l. 59. Jos. Scal. Ep. L. III. ep. 208.]

19. Vlpianus l. 9. ff. de tritico, vino & oleo.] Noch heut zu Tage haben die Rußen und Tatarn ihr Braga, welches sie aus Haber, Mehl und Hopfen machen. [Strahlenberg l. c. p. 334.]

Uebrigens machten die alten Celten ihr Bier auf eben die Art, wie wir es heut zu Tag zu machen pflegen. Man weichte die Gerste oder andere Frucht, woraus man Bier machen wollte, ein; um sie keimen zu lassen; alsdenn trucknete man sie wieder beym Feuer; darauf zermalmte man sie entweder auf der Mühle, oder man zersties sie mit dem Stempel; dieses geschrotene Malz feuchtete man mit Wasser an, um es in eine Art von Gährung zu bringen, und daraus kochte man das Bier. [Plin. H. N. L. XIV. c. ult. Oros. V. 7. Isid. Orig. XX. 3.] Eben dieses ist die Meinung des Herodots, wenn er sagt, daß einige scythische Völker Korn säeten, um es zu rösten. [L. IV. c. 17.] Plinius, der sich über diese Materie sehr umständlich erklärt, setzt noch hinzu, daß die Spanier und Gallier die Hefen vom Bier eben dazu brauchten, wozu die Deutschen den Sauerteig zu brauchen pflegten, um ihr Brod dadurch locker zu machen. Diese Gewohnheit herrscht noch gegenwärtig in Deutschland und den nördlichen Provinzen von Europa. Ich würde diese Kleinigkeit nicht angeführt haben, wenn sie nicht dazu diente, zu beweisen, daß ehemals alle europäische Völker einerley Lebensart gehabt, und sie auch einige Zeit, besonders in Norden, beybehalten haben.

Der Wein war sowohl bey den Celten als Scythen lange Zeit unbekannt. Diodor von Sicilien sagt, daß ihn die Celten noch zu seiner Zeit von Fremden gekauft hätten. Die Lusitanier, die

die sich auf den portugiesischen Gebürgen niedergelassen hatten, baueten zwar zu den Zeiten des Strabo Wein, aber in so geringer Menge, daß sie den ganzen Vorrath, den sie in einem Jahre eingeerndet hatten, auf einen Festtag, den sie nach der Weinlese zu feyern pflegten, verzehrten. [Diod. Sic. V. 215. Strabo III. 155.] Wir haben bereits oben bemerkt, daß die Phocenser zuerst, sechs hundert Jahr vor Christi Geburt, Weinstöcke nach Gallien gebracht haben; allein allem Anschein nach vergiengen viele Jahrhunderte, ehe sich die Gallier entschloßen, den Weinbau allgemein zu machen. Der Wein, den man noch zu den Zeiten des Posidonius in Gallien trank, wurde aus Italien, oder von Marseille eingeführt. Diese Anmerkung macht Posidonius selbst, ein Zeitverwandter des großen Pompejus, der ihn auf seinen meisten Reisen begleitet hatte. [Strabo XI. 491. Athenæus IV. 12.

Diodor und Varro, zwey Schriftsteller, die nach den Kriegen des Cäsars in Gallien geschrieben haben, versichern uns, daß man noch zu ihrer Zeit in den wenigsten Provinzen von Gallien Wein gebauet habe. [Diod. Sic. I. 21. Varro de re rustica I. 7.] Zu den Zeiten des Tacitus, und noch lange vorher, kaufften zwar die Deutschen, die an dem Rhein wohnten, Wein von fremden Kaufleuten; aber erst im neunten Jahrhundert nach Christi Geburt hatten sie eigne Weinberge. Es erhellet dieses aus dem Theilungs-Tractat, den die Söhne des Kayfers, Ludwigs des Frommen, über die Länder ihres Vaters errichteten. In demselben behielt der König der Deutschen, Ludwig, einige Städte am Rhein, nemlich Maynz, Speyer und Worms, aus der Ursache für sich, weil es Wein daselbst gäbe. [Duchesne rer. Franc.

Tom. II. p, 388.] Auch die Pannonier, aus deren Land heut zu Tag der Ungarische Wein in die meisten europäischen Provinzen verführt wird, hatten zu den Zeiten des Kayſers Severus, unter dessen Regierung Dio Cassius seine Geschichte schrieb, noch sehr wenig Wein. [Dio Cass. L. XLIX. p. 413.] Herodian bemerkt, daß die Stadt Aquileja zu seiner Zeit einen großen Weinhandel mit denjenigen Völkern, die vorher im Land gewohnt, und in ihrem jetzigen Land wegen der starken Kälte keine Weinberge hätten, getrieben habe. [L. VIII. p. 599.]

Es würde unnöthig seyn, wenn wir in Ansehung der übrigen celtischen Völker eben so umständlich verfahren wollten. Man könnte beynahe mit Gewißheit den Zeitpunkt bestimmen, wenn diese Völker angefangen haben, eine Kenntnis vom Wein zu bekommen: allein es ist der Mühe nicht werth. So war der Wein zu den Zeiten des Mela den Thraciern, zur Zeit des Ovids den Geten, zur Zeit des Jornandes einigen gothischen Völkern, zur Zeit des Anacharsis den Scythen, und zur Zeit des Crösus den Persern, noch gänzlich unbekannt. Sie hielten ihn, da sie etwas von seinen Würkungen gewahr wurden, gar für eine Art Gifft. Sie waren von Natur wild und faul, und hatten ohnedies eine Neigung zur Trunkenheit, welche durch den Gebrauch des Weins noch mehr überhand genommen, und noch schädlichere Würkungen nach sich gezogen haben würde. Einige Scythen und Celten waren bey aller ihrer Rohheit dennoch so klug dieses einzusehen, und die nöthigen Maasregeln dagegen zu nehmen. So verboten die Nervier und Belgier schlechterdings die Einfuhr des Weins in ihr Land. [Cæs. B. G. L. I. c. 1. III. 15. Strabo L. VIII. p. 304.]

Bö-

Börebistas, König der Geten, lies alle Weinstöcke, die in seinem Lande gepflanzt waren, ausrotten; und dieser Befehl wurde durch die Vorstellung des Diconeus, des obersten Priesters ihrer Nation, veranlasset. Man hat noch einen witzigen Einfall des berühmten Anacharsis aufgezeichnet. Dieser Weltweise hatte den König der Scythen die gefährlichen Würkungen des Weins erklärt, er zeigte ihm eine Rebe, und sagte: diese Pflanze würde ihre Zweige bereits bis nach Scythien ausgebreitet haben, wenn sich nicht die Griechen die Mühe gegeben hätten, sie alle Jahre zu beschneiden. [Athenæus L. X, p. 320.]

Allein alle diese Vorsicht konnte den Gebrauch des Weins dennoch bey den Celten nicht überhaupt zurückhalten. Nachdem sie einmal den Wein hatten kennen lernen, so hatten sie gröstentheils eine rasende Begierde nach demselben. Einige derselben trieben es so weit, daß sie für eine Flasche Wein einen Sclaven gaben. [Diod. Sic. V. 211.] Die Thracier beschuldigt man, daß sie dem Dienst des Bacchus ausserordentlich ergeben gewesen. Es war kein Land, wo die Trunkenheit und bacchanalische Wuth so allgemein gewesen war, als bey den Thraciern. Nachdem sie von den Griechen den Weinbau gelernt hatten; so nahmen sie vielleicht die Verehrung des Bacchus deswegen so bereitwillig an, weil sie dadurch zu den Ausschweifungen des Trunks, dem sie so sehr ergeben waren, gleichsam ein religiöses Recht bekamen. So viel von dem Getränke der Celten.

Nun kommen wir auf ihre Gebräuche beym Essen. Wenn sie assen, so sassen sie entweder auf der blossen Erde, oder auf einer Bank vor einem

Tisch

Tisch. Die morgenländischen Völker im Gegentheil legten Betten um den Tisch, um sich mit mehrerer Bequemlichkeit darauf zu legen. (Strab. III. 155. Diod. V. 212. Athen. ex Possid. IV. 12. ex Theopomp. X. 12. Tacit. Germ. c. 22. 23.) Varro bemerkt, daß die alten Römer sitzend gegessen hätten, so wie die Lacedämonier, und Cretenser, von welchen sie diesen Gebrauch angenommen hätten. (Serv. ad Virg. Aeneid. VII. v. 176. VIII. 176. Varron. op. p. 204. 217.) Diese Gewohnheit war, ehe die Phönicier und Aegyptier Colonien in die Abendländer schickten, allen Europäischen Völkern gemein, und man hat nicht nöthig, den Ursprung derselben weit herzuholen. Die Lacedämonier hatten sie von ihren Stammvätern, den Pelasgern, bekommen; und diese brachten sie auch in die Insel Creta. (Dionys. Hal. I. p. 14. Homer. Odyss. L. XIX. v. 177. Diod. Sic. IV. 183. V 238.) Um aber wieder auf die Celten zu kommen; so saß ein jeder an einem besondern Tisch, der weder mit einem Tuch bedeckt, noch mit vielen Gerichten besetzt war. Ihre Tischgeräthe waren in den ältesten Zeiten von Holz oder Erde; endlich lernten sie von den Griechen den Gebrauch des kupfernen und silbernen Geschirres, aber ohne sich viel darauf einzubilden. Ordentlicher Weise trunken sie aus irrdenen, hölzernen, oder auch silbernen Bechern. (Tac. Germ. c. 5. 23. Athen. L. IV. c. 12.)

Allein bey feyerlichen Gastmalen trank man aus wilden Ochsenhörnern, oder aus Hirnschädeln von Menschen. (Cæs. B. G. L. VI. c. 28. Plin. H. N. L. VII. c. 2. Flor. L. III. c. 4. Oros. L. V. c. 23. Sil. Ital. L. XIII. v. 482.)

Um

Um aber diesen Trinkgeschirren theils das Eckelhafte zu benehmen, theils einen gewissen äussern Pracht beyzulegen, so liessen sie die Vornehmen mit Gold oder Silber beschlagen. (Cæs. B. G. VI. 28. Sil. Ital. XIII. v. 482.) Diese Gewohnheit, Hörner der Thiere zu Trinkgeschirren zu gebrauchen, ist sehr alt, und Athäneus bemerkt schon, daß das griechische Wort, Kerasai, welches einschenken bedeutet, von dem Wort Keras, das Horn, hergeleitet werde, weil die alten Griechen eben diese Gewohnheit aus Hörnern zu trinken gehabt hätten. Es scheint, daß es noch ein Ueberbleibsel von der alten Einfalt der Nomaden gewesen, deren gröster Reichthum in Vieh bestund. Ihre Heerden lieferten ihnen ihre Nahrungsmittel; mit den Häuten bedeckten sie sich, aus den Hörnern machten sie Trinkgeschirre; ihre Schilde verfertigten sie aus Leder, an ihren Pfeilen war forne anstat des Eisens entweder ein spitziger Knochen, oder Horn, das sie so zugerichtet hatten, daß es leicht einfuhr. Besonders zogen die Celten die Hörner von wilden Ochsen, welche häufig in ihren Wäldern zu finden waren, den Hörnern der zahmen Thiere vor, entweder, weil sie grösser und bequemer waren, oder auch, weil das Erlegen dieser Thiere mit mehr Gefahr verbunden war, und sie zugleich zum Zeichen ihrer Tapferkeit dienen konnten. Je grössere Hörner jemand bey einer Gasterey vorsetzte, desto mehr wurde seine Geschicklichkeit bewundert, daß er ein solches Thier, das sich so nachdrücklich wehren konnte, erlegt habe. (Athen. IV. 12. Xenoph. Exped. Cyri L. VI. p. 162. Tac. Germ. c. 23. 46. Plin. Hist. XI. 37. Die Könige der Pönier sollen Trinkhörner gehabt haben, da eines beynahe zwey Maas gehalten hat.

Eben die Idee der Tapferkeit war auch der Grund von der barbarischen Gewohnheit aus Hirnschädeln von Menschen zu trincken. Die Celten stunden nun einmal in den Gedanken, daß Tapferkeit die einzige Tugend sey, wodurch sich ein Mensch des Adels würdig machen könnte. Nachdem sie einmal diesen Grundsatz angenommen hatten, so waren die Hirnschädel ihrer Feinde, die sie getödet hatten, für sie und ihre Familie Zeichen der Ehre und Beweise des Adels. (Pomp. Mela L. II. c. 1.)

Wenn ein Scythe, oder Celte, in einem Zweykampf seinen Gegner getödet, oder in einer offenen Feldschlacht einen Feind des Staats erlegt hatte; so war das erste, was er that, daß er ihm den Kopf abhieb. Dieses war das Siegeszeichen, das er im Triumph auf einer Lanze, oder an dem Sattelknopf durch die ganze Armee zur Schau herum trug, damit es jederman sehen, ihm Glück wünschen, und Gott für den Sieg, den er erhalten hattee, danken möchte. Darauf brachte er es dem obersten General, um von demselben eine Belohnung seiner Tapferkeit und der dem Staat geleisteten Dienste zu bekommen. (Diod. Sic. L. V. p. 212, L. XIV. p. 455. Liv. X. 26. Just. L. XXIV. 5. Sil. Ital. L. IV. v. 2. 3. Herod. IV. 64.) Eben diese Gewohnheit finden wir bey den Carmanern, einer Persischen Nation. Diese brachten ihrem Könige gleichfalls die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde, welche hernach in den Königlichen Schatz geliefert wurden. Je mehr solcher Köpfe jemand brachte, desto mehr wurde er geehrt. (Strabo L. XV. p. 727.)

Diese

Diese Köpfe wurden alsdenn entweder auf dem Wahlplatz auf Pfälen aufgesteckt, oder an die Thore der Stadt genagelt, oder an einem geheiligten und sichern Ort aufbewahrt, oder auch in den Häussern der Helden, als ein beständiges Denkmal ihrer Tapferkeit aufgehoben. Die Gallier hielten sie in einem solchen Werth, daß sie sich nicht nur ein Gewissen daraus machten, sie zu verkaufen, und sollte man sie auch mit Gold ausgewogen haben, sondern sie auch nicht gegen die grösten Schätze vertauschten. Die Köpfe der feindlichen Heerführer, die im Treffen geblieben waren, hatten allein nebst den Köpfen derer, die in einem Zweykampf getödet wurden, die Ehre, daß man sie zu Trinkgeschirren brauchte. (Tac. Ann. I. 61. Strabo L. IV. p. 197. Liv. L. XXIII. c. 24. Herod. L. IV. c. 65. Diod. Sic. V. 212.

Diese Hirnschädel wurden zwar nur allein bey feyerlichen Gastmählen gebraucht; aber alsdenn musten auch alle Gäste daraus trinken. Doch beobachtete man dabey noch diesen Unterschied, daß sie denenjenigen, die noch keinen Feind getödet hatten, nicht gereicht wurden, weil man sie dieser Ehre nicht würdig hielte. Ja man rechnete es so gar unter die Glückseligkeiten der künftigen Welt, daß man in der Valhalla in der Gesellschaft des Odins aus den Hirnschädeln seiner Feinde trinken werde. Man hat noch ein altes nordisches Lied darinnen mit dürren Worten steht: „alsdenn werden wir in der schö„nen Wohnung des Odins Bier aus holen „Hirnschädeln trinken. (Bartholinus de causis contemtæ a Danis mortis L. II. c. 12.) Einige Scythen behielten die Köpfe ihrer Väter auf,

und brauchten sie auf gleiche Weise zu Trinkgeschirren. (Herod. IV. 26.) Sie bewiesen dadurch noch nach dem Tode diejenige Liebe und Hochachtung, die sie im Leben gegen sie gehabt hatten. Das ist doch wohl Barbarey in ihrer wahren Gestalt; und diese Gewohnheit erhielt sich sehr lang unter den Galliern: noch zu den Zeiten des Posidonius und Diodors aus Sicilien herrschte sie unter ihnen. Ja, was am meisten zu verwundern ist, so hatte nicht einmal die christliche Religion, die die Lombarder angenommen hatten, sie noch im zehnten Jahrhundert von dieser Gewohnheit abbringen können. (Paul. Diac. hist. Longob. L. II. c. 14.) So tiefe Wurzeln schlagen National-Vorurtheile. Noch heut zu Tage herrscht die nemliche Gewohnheit bey den Wilden in Chili. Unglücklich sind diejenigen, die in ihre Hände gerathen. Sie zerfleischen sie, reissen ihnen das Herz heraus, und fallen wie wilde Thiere über ihr Blut her. Bekommen sie einen Vornehmen in ihre Gewalt, so stecken sie erst seinen Kopf auf eine Pike, alsdenn trinken sie aus seiner Hirnschale, und heben sie als ein Siegeszeichen auf (Frezier Reisen in das Süd-Meer. Th. I. C. 110.)

Da sich die Celten dieser Trinkgeschirre bey allen Feyerlichkeiten überhaupt, und insonderheit auch bey Religions-Gastmahlen bedienten; so nimmt Herodot ohne allen Grund an, daß sie sie als Götzenbilder gebraucht, und ihnen geopfert hätten. Nun aber haben wir ja oben hinlänglich gezeigt, daß sie gar keine Bildnisse der Götter gehabt, und den Gebrauch derselben bey andern Völkern, als eine grosse Gottlosigkeit, verdammt haben.

Wir

Wir achten es nicht für nötig, hier weitläufig zu beweisen, daß die celtischen Völker keine Sache von Wichtigkeit, sie mochte nun den ganzen Staat, oder einzelne Personen angehen, abgehandelt haben, wobey nicht Gastereyen gleichsam das Siegel und die Bestättigung derselben gewesen wären. Wir werden in dem Fortgang dieses Werks Proben genug davon zeigen. Wir werden auch an seinem Ort eine kurze Beschreibung dieser Gastereyen mittheilen, da es die einzige Art der Ergötzlichkeit war, welche die Celten kannten.

Vierdtes Hauptstück.

Untersuchung, ob die Celten Menschenfresser gewesen seyen; ingleichen von der Lebensart der Sarmaten.

Da uns die ältesten Einwohner von Europa in Ansehung ihrer Lebensart so wild abgeschildert werden; so fällt man natürlicher Weise auf den Gedanken, zu untersuchen, ob sie nicht auch Menschenfresser gewesen wären. Man giebt es den meisten nordischen Völkern schuld. Wenn man dem Strabo, Plinius, Mela und andern glauben darf, so gab es Völker, welche die Gefangene, die sie im Krieg gemacht hatten, und überhaupt alle Fremde, die ihnen in die Hände fielen, gefressen haben. Sollte der letzte Punkt seine Richtigkeit haben, so müssen es solche Fremde gewesen seyn, die durch Sturm, oder andere Zufälle in das Land der Scythen

gekommen sind. Nun aber, werden wir unten im siebenzehnten Hauptstück beweisen, daß die Scythen allen denjenigen, die freywillig zu ihnen ihre Zuflucht genommen haben, die gröste Leutseligkeit bewiesen haben. Schon dadurch wird dieses Vorgeben der Alten verdächtig. (Strab. L. IV. p. 200. Plin. H. N. VI. 17. VII. 2. Mela L. II. c. 1. Lucian. dial. Jun. & Latonæ Op. Tom. I. p. 81.)

Nach dem Zeugnis des Herodots sollen bey den Scythen die Kinder ihre eigene Eltern, wenn sie zu einem gewissen Alter gekommen waren, getödet und gefressen haben. Er sagt von den Massageten: „ wenn ein Massaget alt wird, so „ kommen seine Verwandten zusammen, und „ opfern ihn mit einigen Thieren; alles dieses „ Fleisch wird zugerichtet und von ihnen gegessen. Man hält bey ihnen diese Todesart unter für allen die glücklichste. Diejenigen „ aber, die an einer Krankheit sterben, werden „ nicht gegessen, sondern begraben. Ein Massaget „ hält sich für unglücklich, wenn er nicht auf „ diese Art geopfert wird. “ (Herodot. L. I. c. 216. Strabo L. XI. p. 513. Lucian. in Toxari. p. 615.)

Eben dieser Geschichtschreiber erzählt von den Issedoniern, daß sie zwar ihre Eltern nicht umbrächten, aber doch, eben so wie die Massageten, ässen. „ Wenn der Vater eines Issedoniers „ stirbt, so lautet seine Erzählung, so kommen „ alle Verwandte des Verstorbenen zu dem Sohn, „ und dieser giebt ihnen alsdenn ein Gastmahl. „ Jeder Gast bringt ein Thier mit, welches geschlachtet und in kleinere Stücke zerschnitten „ wird. Darauf zerlegt man auch den Cörper

„ des

„ des Verstorbenen, mischt sein Fleisch unter das „ andere, und diese Vermischung von Menschen- „ und Thierfleisch wird alsdenn auf die Tafel „ getragen.“ (Herodot. L. IV. c. 26. Mela L. II. c. 1. Solin. c. 25.

Eben dieses erzählt Strabo auch von den Derbiccern; auch den Irländern soll man seiner Aussage nach zu Folge schuld gegeben haben, daß es bey ihnen für etwas erlaubtes gehalten worden sey, seine Eltern nach ihrem Tode zu essen. Viele Schrifftsteller behaupten, daß es in Scythien ganze Völkerschaften gegeben habe, die sich ordentlicher Weise von Menschenfleisch genährt, und es unter allen Nahrungsmitteln für das gesündeste gehalten hätten. Es wird mit solchen Umständen erzählt, daß die Sache an sich betrachtet ihre ungezweifelte Richtigkeit zu haben scheinen sollte. Zum Exempel, diese Menschenfresser hätten beständig Einfälle in das Land ihrer Nachbarn gethan, um frisches Fleisch zu bekommen; allein, da niemand einen so schlimmen Nachbar um sich haben, und sich mit ihm abgeben wollte, so wären alle Länder, die an ihr Land gränzten, leer und entvölkert gewesen. (Herodot. L. IV. c. 18. Gell. Noct. Att. L. IX. c. 4. Lucian. de luctu. p. 8. Ammian. Marcell. XXXI. c. 3.)

Man bemerkt ferner auch die Zeit, wenn die scythischen Völker angefangen haben sollen, diese barbarische Gewohnheit abzulegen. Die Sogdianer, sagt Plutarch, tödeten ihre Eltern, und die Scythen assen ihre Todten. Alexander der Grosse, hielte die Sogdianer an, ihre Eltern zu ernähren, und die Scythen ihre Todten zu begraben. (Plutarch. de Fortitudine Alex.

Opp. Tom. II. p. 328.) Nach dem Zeugnis des Plinius hat man den Römern die Abschaffung dieser abscheulichen Gewohnheit zu verdanken. Diese unterdrückten in dem Celtischen und Scythischen Provinzen, die sie überwunden hatten, den häßlichen Gebrauch, Menschen zu opfern und ihr Fleisch zu essen. Und gewiß, machten sie sich um ihre neuen Unterthanen unendlich verdient, da sie den gottlosen Dienst der Menschenopfer abschafften. Eusebius im Gegentheil schreibt diese Veränderung der Einführung des Christenthums zu, als welches die ganze Lebensart dieser Völker in eine bessere Form gebracht, und alles dasjenige entfernt habe, was dem Gesetz der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Liebe entgegen sey. Er sagt: „die Scythen essen nicht mehr Menschenfleisch, weil die Lehre Christi unter sie gekommen ist; die Barbaren erwürgen nicht mehr ihre Greise, und haben die Gewohnheit, das Fleisch ihrer besten Freunde zu essen, abgeschafft. (Plin. H. N. L. XXX. c. 1. Euseb. præp. Evang. L. I. p. 11.

Alle diese Schrifftsteller nehmen für gewiß und ausgemacht an, daß die Scythen und Celten Menschenfleisch gegessen haben. Den alten Einwohnern von Sicilien hat man eben diese Unmenschlichkeit zugeschrieben. In dieses Land setzte man die Lestrigonen und Cyclopen, die die Gefährten des Ulysses gefressen, und ihm selbst eben diese Ehre würden erwiesen haben, wenn er nicht durch eine List ihren Händen entgangen wäre. Allein sind denn auch diese Schrifftsteller in diesem Artikel glaubwürdig genug? Man darf sich nicht wundern, wenn die ältesten Einwohner von Europa Menschenfresser gewesen sind:

viele

viele americanische Völker sind es noch bis diese Stunde. Sie gleichen den Scythen und Celten in so viel andern Stücken, daß man sich gar nicht zu verwundern braucht, wenn man auch in diesem Stück eine Aenlichkeit zwischen den alten und neuen Barbaren findet. Im Grund betrachtet, ist es eine weit grössere Barbarey, einen Menschen unrechtmäßiger Weise ums Leben zu bringen, als ihn nach seinem Tode zu essen. Im eigentlichen Verstand kan ein todter Cörper nicht mehr beleidigt und gemißhandelt werden. Er hat keine Empfindung, und ist keines Leidens mehr fähig. Im Gegentheil ist es eine tausendmal grössere Beleidigung, ihm das Leben zu nehmen, ohne welches er keines von den zeitlichen Gütern geniessen kann. Ich weiß zwar wohl, viele Leute werden hierinnen ganz anders denken. Ein Mensch, der von dem Degen Profeßion macht; wird schon über den Gedanken schaudern, wenn man ihm zumuthen wollte, Menschenfleisch zu essen; aber eben derselbe wird sich nicht das geringste Bedenken daraus machen, einen Menschen gegen alle Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit umzubringen, wenn er durch die falschen Begriffe, die er sich von dem so genannten Ponit d'honneur macht, dazu berechtigt zu seyn glaubt. Wie oft geschieht es so gar, daß Menschen ohne alle Ursache einander die Hälse brechen? So haben Völker, die sich doch für aufgeklärt halten, oftmals ganz andere Begriffe, als die Vernunft billigt.

Demohngeachtet halten wir es nicht für wahrscheinlich, daß die alten scythischen und celtischen Völker eigentliche Menschenfresser gewesen sind. In Hungersnoth und andern grausamen Zufällen

mag sie wohl die Noth dazu gebracht haben, Menschenfleisch zu essen; dieß wollen wir gar nicht in Abrede seyn. Cäsar bemerkt zum Exempel, daß, als Gallien durch die Cimbrer und Teutonen verwüstet worden wäre, sich die Einwohner des Landes in die festen Städte begeben hätten, wo sie aus Mangel der Lebensmittel diejenigen Personen, die zum Krieg untauglich waren, geschlachtet, und ihr Fleisch gegessen hätten. [Cæs. B. G. VII. 77.] Strabo führt an, daß die Celten und Iberer bey langwierigen Belagerungen oft durch die Noth wären gezwungen worden, eben diesen Schritt zu thun. [Strabo IV. 200] Tacitus redet von einer römischen Cohorte, die aus lauter Deutschen bestanden; welche auf einem Schiff in die äusserste Noth gerathen war, und erstlich die Schwächsten unter sich geschlachtet und gegessen, nachgehends aber das Loos geworfen hatten, welche unter ihnen den andern zur Speise dienen sollten. [Tacit. vita Agric. c. 28.] Allein dergleichen Beyspiele wird man bey allen andern Völkern finden, und sie beweisen also nicht, daß diejenigen, bey welchen sich so etwas ereignet hat, im eigentlichen Verstand Menschenfresser gewesen wären.

Vielleicht kan man auch dergleichen Beyspiele aus der Wuth, worein die Menschen manchmal in einer Schlacht gerathen, erklären. Es konnten unter den Celten, so gut als unter andern Völkern, solche rasende Menschen angetroffen werden, die sich durch ihren wüthenden Zorn so weit treiben liesen, daß sie, wie unvernünftige Bestien einfielen, und nicht nur tödeten, sondern auch die Getödeten, als ihren Raub frassen. Pausanias führt ein solches Beyspiel an. Er erzählt, daß

Bren-

Brennus einstens einen Theil seiner Kriegsvölker abgeschickt habe, um einen Einfall in Aetolien zu thun; unter diesem Trupp waren Soldaten, die in ihrer Wuth so weit giengen, daß sie kleine unschuldige Kinder umbrachten, ihr Blaut aussaugten, und das Fleisch frassen. [Paus. Phocic. c. 22.] Florus erzählt etwas ähnliches von den Mysiern. Diese stunden im Begriff dem Crassus eine Schlacht zu liefern; sie opferten an der Spitze ihre Heers ein Pferd, und thaten ein Gelübde, die Häupter der feindlichen Armee, die ihnen in die Hände fallen würden, ihren Göttern zu opfern, und sie selbst alsdenn zu fressen. [Flor. IV. 12.] Es geschah dieses im Jahr 724. nach Erbauung der Stadt Rom; und die Thracier waren doch im eigentlichen Verstand keine Menschenfresser, ja sie hatten sogar einen Abscheu dagegen. [Frontin. stratag. L. III. c. 5. n. 1.]

Wenn man nun diese ausserordentlichen Zufälle, die im Grund nichts beweißen, ausnimmt; so thut man den Scythen und Celten wirklich unrecht, wenn man sie für Menschenfresser ausgiebt. Die Reisende, die uns von America dergleichen Nachrichten geben, verdienen darinnen allerdings Glauben, was sie uns von den Menschenfressern, die man in diesem Theil der Welt findet, erzählen. Sie waren Augenzeugen, daß diese Barbaren ihre Gefangene umgebracht, gebraten und gegessen haben. Sie führen eine Menge Beyspiele an, die sie selbst mit Augen gesehen haben, und das nicht etwa ein oder der andere, sondern sehr viele stimmen in ihrem Zeugnüsse überein. Aber kein einziger Zeuge von den Alten sagt, daß er selbst die Scythen solche Ausschweifungen hätte begehen sehen.

Der heilige Hieronymus erzählt uns zwar, daß er in seiner Jugend Gelegenheit gehabt habe, eine Reise nach Gallien zu thun; und da habe er Schottländer gesehen, welche Menschenfleisch gegessen hätten. Eben dieser Schriftsteller versichert uns, daß in ihren Wäldern die Schweine und anderes Vieh heerdenweis herumliefen; indessen schnitten die Landeseinwohner lieber den Hirten die Hinterbacken, und den Weibern die Brüste aus, und ässen sie; und dieses wäre ihnen unter allen Speisen das liebste Gericht. [Hieronym. adv. Jovin. L. III. p. 53.] Allein Cäsar, Tacitus und andere Schrifftsteller, die von den Britten und Schottländern geschrieben haben, und auch bey ihnen gewesen sind, erzählen nichts dergleichen von ihnen. Entweder muß also Hieronymus durch die falschen Erzählungen anderer hintergangen worden sey, weil er noch sehr jung war, (adolescentulus) da er diese Reise gethan hat; oder, die Schottländer, von denen er redet, waren von Wuth ausser sich, daß sie von den Römern aus ihrem Vaterland geschleppt, und von ihnen mit Gewalt zu Kriegsdiensten gezwungen worden waren, und haben aus Verzweifelung solche Grausamkeiten verübt, welche Hieronymus erzählt: vielleicht haben sie es auch aus der Absicht gethan, um den Römern alle Hoffnung zu benehmen, sie jemals gesittet zu machen, damit sie sie hiedurch zwängen, sie wieder in ihr Vaterland zurück zu schicken.

Was die Erzählungen der andern Schrifftsteller anbelangt, so ist es zwar nicht zu läugnen, daß sie Scythen und Celten unter die Menschenfresser rechnen; allein sie haben es blos vom Hörensagen; sie führen kein einziges Beyspiel, noch einen glaubwürdigen Zeugen an. Herodot ist der

erste,

erste, der davon redet. Plinius, Solin und Mela schreiben ihm getreulich nach. Er selbst hat seine Nachricht aus dem Aristeas von Preconnes und andern Schriftstellern von gleichem Gehalt entlehnt. Alle diese Schriftsteller aber haben allzuviel Fabeln auf die Rechnung der Scythen in die Welt hinein geschrieben, als daß man sich auf ihr Zeugnis verlassen könnte. Sie setzen die Menschenfresser unter den Nordpol, in die Nachbarschaft der Arimaspen, die nur ein Aug auf der Stirn gehabt haben sollen, und in die Gegend noch eines andern Volks, von dem sie sagen, daß ihre Füße rückwärts gestanden hätten. Wer kan Schrifftstellern, die solche offenbare Ungereimtheiten erzählen, einen unumschränkten Glauben beymessen? [Herod. IV. 13, 16. Plin. VII. 2. Gell. Noct. Att. L. IV. c. 4.]

Und über dieses giebt auch Herodot selbst dasjenige, was er von den Issedoniern oder Essedoniern sagt, nicht für eine gewisse Wahrheit aus. Nachdem er von einer ungeheuren Wüste geredet hat, welche jenseits des Borysthenes sey; so sagt er: „über diese Wüste hinaus wohnen die Menschenfresser, (Anthropophagen) es sind keine „Scythen, sondern eine ganz verschiedene Nation.“ Er setzt noch ferner hinzu, „daß sich „die Griechen irrten, wenn sie den Scythen dasjenige zuschrieben, was eigentlich den Massageten zukäme.“ Er redet von der Gemeinschaft der Weiber, und von der Gewohnheit die alten Leute zu opfern und zu essen. Wie konnte nun Herodot behaupten, daß seine sogenannte Anthropophagen und Massageten keine Scythen wären? Unter diesem Namen verstehet man alle diejenigen Völker, die auf dieser Seite der Donau bis tief

in

in Norden hinein wohnten. Vielleicht wollte er nichts anders sagen, als, daß kein scythisches Volk, welches zu seiner Zeit bekannt wäre, Menschenfleisch gegessen hätte, sondern daß diejenigen, denen man diese barbarische Gewohnheit schuld gäbe, als eine ganz andere Nation angesehen werden müste. Vielleicht kan man auch die Worte des Herodots auf diese Art erklären, daß seine Anthropophagen keine von denjenigen Scythen wären, die den Namen der Celten führten, sondern Sarmaten. Er sagt im 2ten Kapitel des 4ten Buchs ausdrücklich, daß die Melanchlenen kein scythisches Volk wären: nun aber ist es ausgemacht, daß es Sarmaten waren, und von diesen Melanchlenen sagt eigentlich Herodot, daß sie Menschenfleisch gegessen hätten. Wir untersuchen hier nicht, ob die Sarmaten überhaupt Menschenfresser gewesen sind; wie wohl man ihnen vielleicht hierinnen eben so unrecht thut, als den Celten: so viel ist aber doch gewiß, daß sie weit wilder gewesen sind, als diese.

Diejenige, welche die Feldzüge Alexanders des Grossen beschrieben haben, reden auch von einigen scythischen Völkern, die ihre Todten gegessen haben sollen. Hierauf gründen Strabo, Plutarch und Lucian ihre Erzählungen, von denen wir oben geredet haben. Allein Strabo sagt doch auch, daß man gegen diese Geschichtschreiber, besonders in Ansehung der scythischen und indianischen Nachrichten sehr mißtrauisch seyn müsse.

Was endlich die Nachrichten anbelangt, die uns Diodor von Sicilien und Strabo, von den Irrländern in Ansehung des gegenwärtigen Punkts geben; so sagt der erste, daß er seine Nachrichten blos

blos aus dem allgemeinen Ruf habe, der andere aber will über seine Erzählungen keine Gewährschaft leisten, weil er sie von keinem glaubwürdigen Zeugen bekommen habe.

Das Resultat aus allen diesen Untersuchungen ist also dieses, daß es sehr ungewiß sey, ob die Celten jemals Menschenfresser gewesen sind. Braucht man mehr Gründe, um diese Beschuldigungen von unsern Vorfahren abzulehnen? Und gesetzt auch, es wäre ausgemacht, daß sie sich dieser Ausschweifung schuldig gemacht hätten, so wollen wir lieber davon schweigen, als die Schande unserer Voreltern aufdecken. Allein, wir mögen die Sache ansehen, wie wir wollen, so sehen wir nicht die geringste Spur einer Gewißheit. Es ist gar kein einziger tüchtiger Beweiß vorhanden; warum sollten wir also den Vorwurf, der den Celten gemacht wird, sogleich als gegründet annehmen? Wir wollen uns aber doch bemühen, die Wahrheit aufzusuchen. Woher mag es wohl gekommen seyn, daß man den nördlichen Völkern einen so wunderbaren Appetit zugeschrieben hat? Es ist ausgemacht, daß die Scythen und Celten ihren Göttern einen Theil ihrer Gefangenen, die sie im Krieg gemacht haben, geopfert haben: bey diesen barbarischen Opfern wurden gewöhnlich allerhand Lustbarkeiten und Gastereyen angestellt, bey welchen man aus Hirnschädeln zu trinken pflegte. Ferner ist auch gewiß, daß einige dieser Völker die Gewohnheit gehabt haben, ihre Alten, die sie als unnütze Lasten der Gesellschaft ansahen, umzubringen; wieder andere waren, bey welchen es die Mode und der Wohlstand erforderte, daß ein ehrliebender Mensch, wenn er nicht mehr im Stand war, die Waffen zu tragen, durch einen freywilligen Tod, seinem Leben ein Ende machte. Die

Lei-

Leichen-Ceremonien der Celten dauerten ordentlicher Weise viele Tage, und dieses waren für die Verwandte des Verstorbenen Tage des Wohllebens und des Vergnügens. Wird man sich nun wohl wundern, wenn man alle diese Umstände zusammen nimmt, daß unwissende Fremdlinge auf den Verdacht geriethen, daß diese Völker ihre Todten äßen?

Die benachbarten Länder von Scythien waren zwar wüst und von Einwohnern entblöset; aber es würde ein grosser Irrthum seyn, wenn man sogleich daraus schließen wollte, daß die Scythen Menschenfresser gewesen wären. Man flohe die Nachbarschaft der Scythen und Celten aus ganz andern Gründen; man wuste, daß diese Völker blos vom Raub lebten, daß sie beständige Einfälle in die Länder ihrer Nachbarn thaten, und daß sie alle Länder, woran sie gränzten, ausplünderten und verwüsteten. Dieses Verfahren erforderte ihr eigenes Interesse. Cäsar hat es schon, da er von den Deutschen redet, bemerkt. „ Sie haiten weder Schlösser, noch feste Städte, folglich waren sie genöthigt, alles um sich herum zu verwüsten, damit sie sich gegen alle Ueberfälle in „ Sicherheit setzen konnten. " [Cæs. B. G. IV. 3. VI. 23. Pomp. Mela III. 3.]

Von dieser Lebensart der Scythen und Celten, waren die Sarmaten in vielem Betracht unterschieden. Beyde Völker waren Nomaden, verabsäumten den Ackerbau, und musten also, wie die andern Wilden, von der Jagd, von Wurzeln und Früchten, die die Erde ohne Wartung von sich selbst hervorbrachte, leben. Nachdem die Sarmaten aber den Ackerbau lernten, so säeten sie zwar Hirsen, sie brauchten ihn aber wie die Celten

blos

blos dazu, daß sie Bier daraus braueten. [Plin. H. N. XVIII. 2. Dio Cass. L. XLIX. p. 413. Athen. L. X. c. 13. Aelian. V. H. L. III. c. 39.]

Die Hauptbeschäfftigung der Celten war die Viehzucht, und ihre Heerden bestunden aus allen Arten von Vieh; hingegen die Sarmaten hatten nichts anders als Pferde, und davon hatten sie grösstentheils ihren Unterhalt, und hierinnen bestand auch ihr Reichthum. Fleisch, Milch und Käse von Pferden, waren ihre gewöhnliche Nahrungsmittel. Vom Braten oder Kochen des Fleisches wusten sie nichts. Einige assen es ganz roh, andere legten es einige Stunden lang auf ihre Pferde, setzen sich darauf, und machten es durch Reiten ein wenig mürbe. Wurden sie vom Hunger gequält, so hatten sie im Augenblick ein Mittel bey der Hand, solchen zu stillen. Sie öffneten ihren Pferden, worauf sie ritten, eine Ader, und trunken daraus das warme Blut. Wollten sie sich etwas zu gute thun, so mischten sie Milch und Blut von Pferden untereinander, und dieses war ihre gröste Delicatesse. [Strabo VII. 300. Plin. H. N. L. II. p. 103. Hieronym. adv. Jovin. L. II. p. 53. Statius Thebaid. II. v. 83. Ammian. Marc. XXI. c. 3. Plin. XVIII. c. 3. Virg. Georg. III. 459. Lucan. III. v. 282.]

Diese Beobachtung setzt uns in Stand den Charackter dieser beiden Nationen, die ehemals ganz Europa bewohnt hatten, so zu bestimmen, daß man sie leicht daran erkennen, und von einander unterscheiden kan. Diejenigen Völker, welche Pferdefleisch assen, und ihre Milch und Blut tranken, das waren Sarmaten. Allein vicle celtische Völker, die ehemals Nachbarn der Sarmaten waren, hatten die Lebensart der letztern entweder

weder ganz oder zum Theil angenommen. So bemerkt der heilige Hieronymus, daß nicht allein die Sarmaten, sondern auch die Quaden und Vandalen, welches ohnstreitig deutsche Völker waren, an dem Pferdefleisch ein besonders grosses Vergnügen gefunden hätten. Die Quaden nahmen Moscau ein, und die Vandalen hielten sich vierzig Jahre lang in einem Theil von Pannonien auf, wo ihnen Constantin der Große, erlaubt hatte, sich nieder zu lassen; und allem Anschein waren ihre erste Wohnungen nicht weit von dem Lande der Quaden entfernt. Es ist also gar kein Wunder, wenn sie von den Sarmaten, deren Nachbarn und Bundsgenossen sie waren, vieles angenommen haben. [Hieron. l. c. L. II. p. 53. Jornandes c. 22.] So sieht man auch aus einem Brief, den der Pabst Gregorius der dritte, an den Erzbischoff zu Mainz, Bonifacius, geschrieben hat, daß die Sachsen Pferdefleisch gegessen haben. Diese Gewohnheit haben sie ohne Zweifel, von ihren Nachbarn den Wenden bekommen. *)

Dennoch aber finden wir auch unter den alten Einwohnern von Spanien ein Volk, welches Horaz und Silius, die Concaner nennen. [Hor. carm. III. 4. 34. Sil. Ital. III. v. 360.] Diese Schriftsteller behaupten von ihnen, daß sie ihren Pfer-

*) Die Worte des angeführten Briefs lauten also: inter cætera agrestem caballum aliquantos commedere adjunxisti, plerosque & domesticum. Hoc nequaquam fieri deinceps, sanctissime frater, sinas, sed quibus potueris, Christo juvante, modis per omnia compesce, & dignam eis impone pœnitentiam: immundum enim est & execrabile. Keysleri antiquitat. septentr. p. 332.

Pferden zur Ader gelassen, und das Blut getrunken hätten. Wo mag dieses Volk hergekommen seyn? und woher mögen sie wohl diese Gewohnheit bekommen haben? In der so genannten grossen Völkerwanderung im fünften und sechsten Jahrhundert, kamen mit den Vandalen, Sueven, Gothen und Longobarden ganze Schaaren Sarmaten in die römische Provinzen. Dieses ist ausgemacht: sollte nicht eben dieses in einer alten Wanderung geschehen seyn können? Einige Ausleger des Horaz setzen diese Concaner nicht nach Spanien, sondern nach Thracien. Wäre diese Muthmasung gegründet, so würde alle Schwierigkeit wegfallen; denn daß in Thracien Sarmaten gewohnt haben, ist ausser allem Zweifel.

Noch eine einzige Anmerkung, die das Essen der Celten betrifft, ist noch übrig; sie betrifft das Salz, dessen sie sich dabey bedienten. Die Art, wie sie es verfertigten, ist eine deutliche Spur von der ältesten Einfalt dieser Völker; sie hat dabey etwas so ausserordentliches, daß es nicht anders seyn kan, als daß sie die Spanier, Gallier und Deutsche alle miteinander von einem Ort her müssen bekommen haben. Man zündete einen grosen Haufen Holz an, wenn dieser zu Kohlen gebrennt war, so schüttete man Salzwasser hinein, welches man aus den Salzquellen oder Salpetergruben bekam. Die Kohlen, die von dem aufgeschütten Salzwasser durchdrungen waren, dienten ihnen anstatt des Salzes. Die Scythen und Celten müssen sehr viel auf die Beybehaltung ihrer alten Gewohnheiten gehalten haben; denn man findet daß die Spanier und Gallier noch zu den Zeiten des Plinius das Salz auf diese Art gemacht haben.

Fünftes Hauptstück.

Fortsetzung der Untersuchung von der Lebensart der Celten, insonderheit von ihrer Reinlichkeit.

Die Celten werden von den Alten für grosse Schläfer gehalten. Und dies ist auch sehr natürlich. Völker, die keine andere Beschäfftigung kennen, als den Krieg und die Jagd, müssen zu gewissen Jahreszeiten, sehr viel Zeit übrig haben. Was konnten sie alsdenn, um die Langeweile zu vertreiben, thun? Nichts anders, als essen, trinken und schlafen. Tacitus macht eben diese Anmerkung von den Deutschen, er sagt: wenn sie im Krieg sind, so gehen sie dann und wann auf die Jagd, übrigens aber bringen sie die meiste Zeit müßig, mit Essen und Schlafen zu. An einem andern Ort sagt er, daß die Deutschen des Morgens sehr lange schliefen. (Tac. Germ. c. 15. 22.) Diese Trägheit trifft man bey allen celtischen Völkern an, und sie hieng ihnen so lang an, als sie das Vorurtheil hatten, daß alle Arbeit des Geistes und des Leibes, etwas niederträchtiges und sclavisches sey.

Doch darf man sich nicht einbilden, als wenn die Celten nach dem Beyspiel weichlicher und weibischer Völker, alle Bequemlichkeiten gehabt hätten, um die Süßigkeit des Schlafes desto besser zu genießen; nein, sie lagen mit ihren Kleidern auf der Erde, und waren zu frieden, wenn sie ein wenig Stroh, oder die Haut eines wilden

Thieres, unter sich hatten. Die Sarmaten hatten zwar eben diese Gewohnheit, und haben sie auch bis auf den heutigen Tag erhalten; allein sie waren sehr unsauber und eckelhaft in ihrem Betragen, da im Gegentheil die Celten auf die Reinigkeit ausserordentlich viel hielten. Man trifft diese reinliche Simplicität in ihren Schlafstellen, noch in spätern Zeiten an. Zur Zeit des Gremsalds, Königs der Longobarden, lagen die vornehmen Herrn auf der Erde auf einer Bärenhaut, worauf ein Tuch gedeckt, und auf der einen Seite ein Kopfküssen gelegt war. (Strabo L. III. p. 155. Diod. Sic. V. 214. Athen. L. XIII. c. 8. Polyb. II. p. 106. Paul. Diac. hist. Longob. L. V. c. 1.)

Ammianus Marcellinus sagt, daß alle Gallier in allen denjenigen Stücken, die zur Reinlichkeit des Leibes und der Kleidung gehörten, sehr sorgfältig gewesen wären; im ganzen Lande fand man weder Männer noch Weiber, und sollten sie noch so arm gewesen seyn, welche schmutzige oder zerrissene Kleider angehabt hätten. Diodor von Sicilien lobt die Celtiberier gleichfalls wegen ihrer Reinlichkeit, und Tacitus sagt von den Deutschen, daß sie sich beynahe alle Tage badeten; und daß dieses des Morgens, so bald sie aufgestanden wären, ihr erstes Geschäffte wäre. (Ammian. Marc. L. XV. c. 12. Diod. Sic. V. 215. Tacit. Germ. c. 22.) Ueberhaupt war das Baden bey allen celtischen Völkern sehr in Gebrauch, und sie setzten ihre Feinde dadurch oft in Verwunderung. (Plut. in Mario, Tom. I. p. 416. Zosim. L. IV. c. 23. Ammian. Marc. L. XXVII. c. 2.) Sie bedienten sich desselben nicht allein zur Gesundheit und Reinigkeit, sondern auch sich abzuhärten; deswegen badeten sie sich, sowohl des Sommers als des

Winters, ordentlicher Weise in Flüßen. Erst ganz spät lernten sie von fremden Nationen, und besonders von den Römern, den Gebrauch der warmen Bäder; und hierdurch schwächten sie ihre vorige dauerhafte und lebhafte Constitution am meisten. Dio Cassius schreibt den Sieg, den Marius über die Cimbrer erhalten hatte, besonders dieser Ursache zu: „indem die Cimbrer, sobald sie „ nach Italien gekommen waren, durch das gute „ Essen und Trinken, und durch die warmen Bä„ der wären geschwächt worden. " (Cæs. B. G. IV. 1. VI. 21. Just. XLIV. 2. Dio Cass. in Exc. Vales. p. 634.) Bonduica, eine Königin der Britten, die zu den Zeiten des Nero den Römern so tapfern Widerstand gethan hatte, sagte zu ihren Leuten: seyd getrost, die Römer sind weibische Männer; sie baden sich in warmen Wasser. (Xiphil. L. LXII. p. 172.) Deswegen waren auch die warmen Bäder unter den Lacedämoniern nicht eingeführt, als welche die alte Lebensart der Pelasger, oder Celten, am längsten unter den Griechen beybehalten haben.

Ausserdem hatten die Celten noch eine besondere Art ihr Gesicht sauber und schön zu machen, die aber freylich nicht nach dem Geschmack unserer Zeiten ist. Um eine glänzende Hant zu bekommen, so rieben sie sich das Gesicht mit Butter, fast so, wie sich in einigen französischen Provinzen die Bäuerinnen das Gesicht anstatt der Schminke, mit Oel reiben, um desto schöner auszusehen. An allen Orten, wo man Bier brauete, brauchte das Frauenzimmer die Hefen, oder den Schaum auf den Fässern, anstatt der Schminke. (Plin. H. N. L. XI. c. 12. 41. L. XXII. c. 25.) Die Celtiberier hatten eine noch närrischere Gewohnheit. Bey ihrer ausserordentlichen Neigung zur Reinlich-

lichkeit, wuschen sie sich mit Urin, nicht nur am Leib, sondern putzten auch die Zähne damit; und sie hielten es für sehr gesund. (Diod. Sic. L. V. p. 215. Catull. Ep. 96.) Diese beiden angeführten Schriftsteller schreiben diese Gewohnheit blos den Celtiberiern zu, aber Strabo führt an, daß man sie in ganz Spanien und Gallien anträffe. (L. III. p. 164.) Er setzt noch hinzu, damit der Urin desto stärker werde, und die Unreinigkeiten desto besser hinweg nehme, so verwahrten sie ihn in Cisternen, und ließen ihn erst recht alt werden, ehe sie ihn brauchten. Hier haben wir einen neuen Beweiß, daß die ältesten Einwohner von Spanien und Gallien, auch in den kleinsten und ausserordentlichsten Umständen einander ähnlich gewesen sind.

Sechstes Hauptstück.

Von den Wohnungen der Celten.

Die alten Einwohner von Europa baueten weder Städte noch Dörfer; ja sie hatten gar keine beständige Wohnung. Unsere Art zu leben fesselt uns gleichsam an unsere Felder, an unsere Weinberge, an unsere Häuser und Güter, und man würde einen Mann völlig zu Grunde richten, wenn man ihn von dem Ort, wo er so zu sagen, eingewurzelt ist, mit Gewalt hinwegnehmen, und an einen andern Ort setzen wollte. Hingegen die Scythen waren von allen Banden, die sie an einen Ort oder Gegend fesseln konnten, gänzlich frey; sie funden also auch keine Ursache, warum sie sich entschließen sollten, sich für ihre ganze Lebenszeit

an einen Ort niederzulassen. Da sie vermöge ihrer Lebensart nach und nach, die Felder, die Wälder, die Wiesen, die an einem Ort waren, alle mit einander durchziehen musten, um ihren Heerden Unterhalt zu verschaffen; so gewöhnten sie sich nicht nur an eine herumschweifende Lebensart, sondern sie fanden auch ihren Vortheil dabey, beständig bey ihrem Vieh, von welchem sie alles hatten, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehörte, zu bleiben.

Auf diese Art brachten die Scythen und Celten ihr ganzes Leben auf offenen Wägen zu; diese waren ihre Häußer, und diese brauchten sie auch, ihre Weiber, ihre Kinder, und ihr Gepäcke von einer Weide zur andern zu fahren. Gesetzt auch, sie baueten sich einmal einige schlechte Hütten; so verließen sie sie nach etlichen Tagen wieder, stiegen auf ihre Wägen, und zogen in eine andere Gegend. Diese Wägen waren mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden. Wenn sie auch noch so groß waren, so waren sie doch für eine ganze Familie, wenn sie auch noch so klein war, zu enge. Blos für Hirten schickte sich eine solche Wohnung noch mit genauer Noth; aber für Künstler und Leute, die ihre Arbeit in der Stube verrichten müssen, waren sie schlechterdings nicht brauchbar; deswegen fande man auch, von dieser Gattung Leute, ehemals eben so wenig unter den Scythen, als heut zu Tage unter den Wilden. (Herodot L. IV. c. 45. Justin. II. 2. Strabo VII. 296. Ammian. Marcell. XXII. Clemens Alex. pædag. L. III. p. 267.)

Dennoch aber hatten die Nomaden bey ihrer Lebensart viele Vortheile vor andern voraus. Sie kamen oft in eine andere Luft; im Winter wählten sie sich ihren Aufenthalt in einer milden und

gemäßig-

gemäßigten Gegend, und wo sie wenigstens vor den kalten Winden gedeckt waren. Ausserdem galt es ihnen gleichviel, wo sie wohnten; ihre Heerden, fanden überall Gras genug; und bey dieser Lebensart brauchten sie ihr Leben und Freyheit nicht in Gefahr zu setzen, welche unvermeidlich gewesen wäre, wenn sie sich in einem Lande für beständig hätten fest setzen wollen. Jetzo aber, gesetzt auch sie wären durch eine überlegenen Macht angegriffen worden; hatten sie ein unfehlbares Mittel, sich in Sicherheit zu setzen; sie zogen sich zurück in die Einöden, wo ihnen keine Armee nachfolgen konnte, ohne zu wagen, ganz durch Hunger aufgerieben zu werden. Auf diese Art vereitelten die Geten die Unternehmung des Darius Hystaspes, der sie mit einem Kriegsheer von sieben mal hundert tausend Mann überfiele. Es ist also gewiß, daß alle scythische Völker, sowohl die Celten als Sarmaten, im Anfang keine andere Wohnungen hatten, als ihre Wägen, daher ihnen die Griechen den Namen Amarobier, d. i. solcher Leute, die ihr Leben auf Wägen zubringen, gegeben haben. Wir haben zwar von den Sarmaten im vorigen Buch gehört, daß sie beständig zu Pferd gewesen sind; aber das hindert nicht, daß sie ihre Weiber und Kinder nicht sollten auf Wägen gepackt haben. (Herodot. L. IV. c. 46. 120. Strabo L. VII. p. 295. Mela II. 1. Tac. Germ. c. 46. Ammian. Marc. L. XXXI. c. 3.)

Die Gallier waren in diesem Stück von den übrigen Celten nicht unterschieden. Erst nach Erbauung der Stadt Marseille und der Errichtung der dortigen Colonie von Griechen, fiengen sie an das Land zu bearbeiten, und Städte zu ihren Wohnungen zu bauen. Die Deutschen waren

auch zur Zeit der ersten Kayser nichts anders, als Nomaden; ja wir finden einige deutsche Völker, die noch im vierten Jahrhundert keinen beständigen und festgesetzten Wohnsitz hatten. (Justin. L. XLIII. 4. Strabo L. VII. p. 191. Ammian. Marcell. L. XXXI. 3.)

Man wird sich also ganz und gar nicht wundern, wenn man von den vielen Auswanderungen der celtischen Völker hört, welche wie die Biene in grossen Schwärmen ein Land nach dem andern überzogen haben. Völker, für die kein Land etwas anziehendes hatte, die alle Augenblicke ihre Wägen in Bereitschaft hatten, um mit ihrer ganzen Familie ohne viele Umstände, in ein ander Land zu ziehen, die, sie mochten hinkommen wo sie wollten, Futter für sich und ihr Vieh funden; solche Völker konnten mit der grösten Bequemlichkeit aus Asien nach Europa ziehen, und sich sogar nach und nach den äussersten Gränzen von Spanien nähern. Hingegen einem Volk, das viele Jahre lang in einem Land gewohnt, und sich daselbst eine bleibende Stätte errichtet hat, fällt ein solcher Auszug wo nicht ganz unmöglich, doch wenigstens ausserordentlich schwer. Dieses vorausgesetzt, läst es sich leicht begreifen, wie die Germanier nach Deutschland haben kommen können, ohne daß man nöthig hat, sie mit dem Tacitus zu Indigeten zu machen. (Tac. Germ. c. 1.)

Zu der Zeit, als die Cimbrer, Teutonen, Vandalen, Gothen, Alanen, und noch mehrere andere Völker, die Provinzen des römischen Reichs überschwemten, waren alle diese Völker mit einander noch Nomaden. Auch die Gallier schienen es damals noch gewesen zu seyn, als sie in denjenigen

Theil

Theil von Italien einfielen, der von den Römern Gallia togata genennt wurde. Die Sache hat ihre ungezweifelte Richtigkeit, wenn es wahr ist, was Livius anmerkt, daß dieser Einfall unter der Regierung des ältern Tarquinius geschehen sey, zu welcher Zeit erst die Colonie zu Marseille errichtet worden ist. (Strabo IV. 196. Liv. V. 34.)

Die Erdbeschreiber geben sich also vergeblich Mühe, wenn sie genau bestimmen wollen, wo denn eigentlich die Sueven, Vandalen, Alanen und dergleichen Völker gewohnt haben; alle diese Völker schweiften von einem Lande zum andern herum, ohne sich in einem eigentlich fest zu setzen. Man kan zum Exempel wohl sagen, daß sich die Vandalen zur Zeit des Dio Cassius um die Elbe herum aufgehalten haben, denn er läst diesen Fluß von den Gebürgen in Vandalien herkommen; man kan überhaupt die weiten Gegenden worinnen sie herumgezogen sind, die Berge und Flüße, wodurch ihren Wanderungen Gränzen gesetzt worden sind, bemerken; aber hier muß man stehen bleiben. Es würde ein offenbarer Wiederspruch seyn, wenn man solchen Völkern eine beständige Wohnung, oder wohl gar Städte anweisen wollte, deren Namen es schon mit sich bringt, daß sie keine gehabt hatten, wie wir oben umständlich gezeigt haben.

So lang die Celten keine andere Beschäfftigung hatten, als ihre Heerden zu weiden; so kam es ihnen nicht in den Sinn, Häußer zu bauen. Aber die Umstände änderten sich, als sie anfiengen, sich auf den Ackerbau zu legen. Anfänglich hielten sie es nicht einmal für vortheilhaft sich diejenigen Länder, die sie baueten, als ein Eigenthum zuzueignen, oder länger als ein Jahr an

einem Ort zu bleiben. Folgende Stelle des Cäsars von den Sueven verdient hier einen Platz. Er sagt: „ Sie theilen niemals die Länder ab, und „ niemand besitzt einen Acker eigenthümlich; sie „ dürfen auch nicht länger als ein Jahr an einem „ Ort des Ackerbaues wegen bleiben. " Eben dieses sagt er von allen Deutschen überhaupt: „ Es „ ist unter den Deutschen nicht üblich, daß einer „ einen Acker, als ein Eigenthum, besitze. Alle „ Jahre weisen ihre Vorsteher einer jeden Fami„ lie die beysammen lebt, so viel Ländereyen an, „ als sie zur Erhaltung derselben für nöthig ach„ ten. Das folgende Jahr müssen sie ihre Woh„ nung verändern, und an einen andern Ort zie„ hen. " Diese Gewohnheit herrschte noch 150. Jahr hernach, zu den Zeiten des Tacitus, unter den Deutschen. „ Eine jede Gemeinheit, sagt die„ ser Geschichtschreiber, baut bald diesen bald je„ nen Strich Landes. Sie nimmt so viel Land, „ als Personen da sind, die durch ihrer Hände „ Arbeit die Bearbeitung desselben verrichten kön„ nen, dieses theilen alsdenn die einzelnen Mit„ glieder dieser Gemeinde unter einander nach der „ Verschiedenheit des Standes, und damit sie es „ desto leichter theilen können, so nehmen sie für „ das Ganze lieber zu viel, als zu wenig. Nie„ mals besäen sie einen Acker zwey Jahre hinter „ einander, denn es bleibt ihnen immer Land ge„ nug übrig. Sie haben die Wahl, weil sie ih„ re Arbeit nicht nach dem Verhältnis der Größe „ oder Fruchtbarkeit eines Ackers abmessen. ꝛc. "
(Cæs. B. G. IV. 1. VI. 22. Tac. Germ. c. 26.)
Diese Gewohnheit treffen wir nicht allein bey den alten Deutschen an, sondern Horaz schreibt sie auch den Geten zu. (Carm. III. Od. 29.) Diodor von Sicilien erzählt von den Paccäern, ei-

nem spanischen Volk, daß sie noch zu seiner Zeit die Gewohnheit gehabt hätten, ihre Ländereyen alle Jahre zu vertheilen; die Früchte wurden in öffentlichen Scheuern aufgeschüttet, und davon gab man einem jeden Glied der Gemeinde so viel, als er zur Erhaltung seiner Familie nöthig hatte. (Diod. Sic. V. 215.) Eben so machten es die Mysier in Klein-Asien. Endlich bemerkt auch Strabo, daß die Dalmatier alle acht Jahre eine neue Vertheilung ihrer Ländereyen vorgenommen hätten. (L. VII. 315.) Es ist dieses um so viel merkwürdiger, weil die illyrischen Völker, zu der Zeit, da diese Eintheilung noch üblich war, bereits verschiedene Jahre unter Römischer Herrschaft stunden. So wurden selbst zu der Zeit, da die Celten schon die Vortheile des Ackerbaues einsehen lernten, noch viele Jahre erfordert, um sie von der herumschweifenden Lebensart, die allzu tiefe Wurzel bey ihnen geschlagen hatte, abzubringen.

Diese Gründe, womit die Deutschen beym Cäsar in der angeführten Stelle, ihr Verfahren rechtfertigen, sind in der That scheinbar. Sie sagten: „ wenn sie sich in einer Gegend nach dem Beyspiel anderer Völker für beständig niederlassen „ würden, so wäre zu befürchten, es möchte das „ Vergnügen, welches sie alsdenn an eigenthümlichen Gütern finden würden, so lebhaft wer„ den, daß sie die stillen Beschäfftigungen des Ackerbaues dem Kriegswesen vorzögen; es würde „ sich alsdenn ein jeder eine so bequeme Wohnung, „ wo er gegen Hitze und Kälte gesichert wäre, zu „ errichten suchen, als er könnte, und hievon würde die nächste Folge diese seyn, daß ihre kriegerische Geister geschwächt würden, und alle Tap-

„ ferkeit verlohren gieng.“ Sie setzten noch eine andere Folge hinzu, die aus dem beständigen Eigenthum der Ländereyen entspringen würde: „ein „ jeder würde alsdenn suchen seine Gränzen zu erweitern, und die Vornehmen und Mächtigen „ würden nach und nach den gemeinen Mann so „ in die Enge treiben, daß er weder Feuer noch „ Herd mehr behalten würde; (*) und so würde „ dem Geitz und der Habsucht, und mit ihnen der „ Uneinigkeit und dem Partheyengeist Thüre und „ Thor aufgemacht werden; jetzo aber würde das „ gemeine Volk viel besser in Gehorsam gehalten, „ wenn es sähe, daß es nicht schlechter gehalten „ würde, als die Vornehmen.“

Dieses aber war nur ein bloser Vorwand. Es ist allerdings gut, wenn man sich gewöhnt, Frost und Hitze zu ertragen; aber ist es nicht eben so nützlich, sich zur Arbeit zu gewöhnen? Ist derjenige

(*) Daß diese Sorge nicht ungegründet gewesen, zeigen die Celten bey andern Gelegenheiten oft genug. Zum Exempel, da einstens die Römischen Gesandten den Galliern Vorstellungen thaten, daß ihnen die Clusiner, welche sie angegriffen hätten, ja nichts zu Leide gethan hätte, so antwortete der Fürst der Gallier: braucht man mehr Recht zum Angriff zu haben, als wenn einem das Land, das der andere besitzt, gefällt? alles ist ein Eigenthum des Tapfern; das Recht liegt in der Stärke der Waffen. (Liv. II. 5.) Sie kannten ihre schwache Seite zu gut, als daß sie sich unter einander selbst in Gefahr setzen wollten.

nige nicht ein weit nützlicheres Glied eines Staats, der seine wilde und trotzige Gesinnung ablegt, wodurch er beständig angetrieben wird, nicht so wohl sein Leben und Vermögen gegen die ungerechten Angriffe eines andern zu vertheidigen, als vielmehr jederman, auch der ihm nichts zu leide gethan hat, feindlich anzugreifen, und sich seiner Güter, wozu er kein Recht hat, zu bemächtigen? Es ist ganz unbegreiflich, daß die Gallier auf der einen Seite so gewissenhaft haben seyn wollen, daß sie deswegen nichts Eigenthümliches besitzen wollen, damit nicht dadurch Gelegenheit zu Zank und Streit gegeben werde, auf der andern aber erndten wollen, wo sie nicht gesäet hatten, und Heerden wegtreiben, die sich nicht erzogen hatten.

Sollte sich denn aber der Ackerbau mit dem Kriegswesen gar nicht zusammen räumen? Soll denn die ganze Bestimmung eines Soldaten nur diese seyn, zu rauben, zu plündern, und von anderer Leute Arbeit sich zu nähren, da der Landmann von seiner eignen Hände Arbeit leben muß? Diese Begriffe sind allzu auffallend, als daß sie allgemeinen Beyfall finden könnten. Die Celten suchten indessen ihrer Faulheit und Rauberey ein gewisses edles Ansehen zu geben. Sie verachteten den Ackerbau, weil sie lieber vom Raub als ihrer Hände Arbeit leben wollten. Sie wollten sich nicht an einen Ort festsetzen, um desto besser im Stand zu seyn, bald hier, bald dort, zu rauben und zu plündern. Sie begriffen gar leicht, daß wenn sie sich an einen Ort für beständig niedergelassen, und eigne Felder, Häusser und Scheuern erbauet hätten, sie ihr beständiges Herumziehen nothwendig hätten aufgeben müssen, wenn sie nicht in Gefahr seyn wollten, wieder von andern ausgeplündert zu werden.

So wie nun diese Völker endlich doch anfiengen, das Land zu bauen, so musten sie sich auch entschliessen, wenigstens ein Jahr lang an einem Ort zu bleiben, um die Erndte abzuwarten. Einige baueten sich Häusser, oder vielmehr Hütten, um sich den Winter über darinnen aufzuhalten. Andere, und dieses waren die meisten, gruben sich Hölen unter die Erde, um ihre eingeerndete Früchte darinnen zu verwahren. In diesen Hölen erhielt sich die Frucht viele Jahre lang unversehrt, und in denselben funden auch selbsten die Celten den Winter über eine Zuflucht sowohl gegen die strenge Kälte, als auch die plötzlichen Einfälle ihrer Feinde. Solche Völker, welche anstatt Häuser zu bauen, in unterirrdischen Hölen wohnten, nennten die Griechen Troglodyten. Wenn nun die Celten eine Gegend, wo sie sich eine Zeitlang aufgehalten hatten, wieder verliessen, so bedeckten sie diese Hölen mit Erde und Rasen, und sie verbargen sie mit solcher Sorgfalt, daß sie kein Feind entdecken konnte. Alle Scythische Völker, so wohl in Europa, als Asien, hatten ehemals solche Hölen; und das wunderbarste dabey ist, daß sie überall einerley Namen hatten. Man nennte sie Sir, Cir, oder Schir, davon noch das deutsche Wort, Scheuer vorhanden ist. (Diod. Sic. L. V. p. 209. Xiphil. L. LXVI. p. 752. Varro de re rust. I. c. 57. & 63. Tac. Germ. c. 16. Plin. H. N. XVIII. 30. Columella de re rust. I. 6. Solin. c. 25. Ammian. Marc. XXXII. 8.) Auch noch heut zu Tage haben die Cosacken und Circassen, die an dem schwarzen Mehre wohnen, eben solche Hölen, und nennen sie Amber. (Strahlenberg l. c. p. 311.)

Endlich fiengen die Celtischen Völker, einige früher, andere später, dennoch an, sich in einem

Lande einen beständigen Wohnsitz zu erwählen; sie baueten festere und dauerhaftere Häusser, worinnen sie mit mehrerer Bequemlichkeit wohnen konnten, als auf Wägen, in Hüten, oder Hölen. Zu den Zeiten des Vitruvs baueten die Spanier und Gallier ihre Häusser von Holz und Thon, und bedeckten sie mit Schilf. Strabo sagt eben dieses von den Galliern, und von den Deutschen merkt Herodian an, daß sie zu seiner Zeit weder Steine, noch Ziegel gehabt hätten, sondern sie hätten das Holz, welches in ihren ungeheuern Wäldern in Ueberfluß anzutreffen gewesen wäre, gezimmert, in einander gefüget, und Häusser daraus gebauet, wenn es anders Häusser, und nicht vielmehr Hütten zu nennen waren; sie waren aber dem Feuer sehr ausgesetzt. Vitruv war ein Zeitverwandter des Cäsars, Strabo schrieb unter der Regierung des Tibers, und Herodian setzt seine Geschichte bis auf die Zeit Gordianus des jüngern fort. Auch die Moriner und Menapier sollen nach dem Zeugnisse des Dio Cassius zu Cäsars Zeiten noch keine Städte gehabt, sondern in blosen Hütten gewohnt haben. (Vitruv. L. II. c. 1. Strabo IV. p. 197. Herodian. L. VII. p. 523. Tacit. Germ. c. 16. Plin. H. N. XVI. 36. Dio Cass. L. XXXIX. p. III.)

Hierdurch können diejenige ihres Irrthums überzeugt werden, welche den alten Galliern einige alte Gebäude, davon man in Gallien noch Ueberbleibsel hat, zuschreiben. Diese kommen gewiß nicht von den alten Galliern, sondern von den neuern Römern her. Noch grösser ist der Irrthum derjenigen, welche gar Tempel daraus machen wollen; denn es ist ja eine ausgemachte Sache, daß die Gallier vor dem Einfall der Römer gar keine Tempel gehabt haben.

Auch

Auch zu der Zeit, da die Celten in Häussern wohnten, bauten sie dennoch keine Städte und Dörfer, wo die Häusser, wie bey uns heut zu Tage in einem Raum nahe beysammen sind, sondern jedes Hauß stund allein. So beschreibt Tacitus die Wohnungen der Deutschen. Jeder baut sich an einem Fluß, oder in einer Ebene, oder in einem Wald, nach seinem Gutbefinden eine Wohnung; um sich herum hat er seine Güter, und in der Mitte wohnt er mit seiner Familie. (Tac. Germ. c. 16.) Daher mag es gekommen seyn, daß man zu sagen pflegte, die Hyberboräer wohnten allein in Wäldern. Dieses war auch der Ursprung der sogenannten Cantons, oder Gauen, (im Lateinischen pagus) worunter man einen District verstund, der von einer gewissen Anzahl Familien, die ihre eigne Obrigkeit und Gerichtspflege hatten, bewohnt war.

Alle europäische Völker waren auf diese Art ehemals in Cantons getheilt, und durch das ganze Land zerstreut. Auch die Nomaden hatten ihre Cantons. Gewisse Familien hielten sich zusammen, weideten ihre Heerden gemeinschaftlich, und stunden unter einem Oberhaupt. Von solchen Cantons der Sueven waren ihrer einstens zu den Zeiten des Cäsars bey hundert, bis an das diesseitige Ufer des Rheins gerückt. (Cæs. B. G. I. 37.)

Wir reden aber hier von solchen Celten, die sich auf den Ackerbau gelegt, und sich beständige Wohnungen erbauet haben. Spanien war in eine Menge solcher kleinen Republiken, wenn man sie so nennen kann, zertheilt; und deßwegen konnten die Carthaginenser, und hernach die Römer, so leicht festen Fuß darinnen fassen. Sie griffen eine nach der andern an, und brachten sie endlich gröstentheils

unter

unter das Joch. (Strabo L. III. p. 158.) Eben so verhielt es sich mit Gallien. Von dem Julius Cäsar sagt Appian, daß er vierhundert Gallische Nationen überwunden habe. (L. II. p. 548.) Man muß dieses von solchen Cantons, oder höchstens Republiken, die aus einer kleinen Anzahl besonderer Cantons zusammengesetzt waren, verstehen. Eben so muß man es auch erklären, wenn von den Boiern gesagt wird, daß sie in hundert und zwölf Stämme getheilt gewesen wären. (Plin. H. N. L. III. c. 15.) Auf die nemliche Art verhielt es sich in Deutschland, Thracien, Illyrien, Italien, Sicilien, Griechenland, und überhaupt überall, wo Celten wohnten. (Tac. Germ. c. 12. Plin. IV. 11. & 13. Tac. Ann. I. 56. Sil. Ital. L. XV. v. 294. Dion. Halic. L. I. p. 7. Livius IX. 13. Diod. Sic. V. 201.) Von den Griechen insonderheit sagt Thucydides, daß sie zu den Zeiten des Cecrops und der alten Könige, durch das Land zerstreut in einzelnen Stämmen gewohnt hätten, wovon jeder seine besondere Vorsteher gehabt hätte, und auch auf eine eigene Art wäre regiert worden; diese wären nicht eher zum König gekommen, als bis sie von einem allgemeinen Feind wären bedrohet worden; Theseus aber habe diese Regierungsform geändert. (Thuc. L. I. c. 10. L. II. c. 15.) Diese celtische kleinere Staaten, oder Stämme, waren im Anfang alle gänzlich von einander unabhängig und getrennt, bis sie endlich die Noth zwang, sich unter einander zu verbinden, und in eine Republik zu vereinigen, damit sie ihren Feinden desto leichter Widerstand thun konnten.

Ob nun gleich die Celten endlich beständige Wohnsitze anbaueten, und sich in größere und kleinere Staa-

ten mit einander vereinigten; so hatten sie doch gegen die Städte und den Aufenthalt in denselben eine unüberwindliche Abneigung. Wir wollen ihre Gedenkungsart hierüber zu entwickeln suchen.

Erstlich behaupteten sie, daß die Städte zu nichts anders dienten, als die Freyheit zu unterdrucken, und die Sclaverey einzuführen. Den Feinden der Celten schafften die festen Städte und die Besatzungen die darinnen lagen, würklich viele Vortheile über sie; dadurch wurde den Streifereyen und Plünderungen der Celten Einhalt gethan; ja sie wurden oft selbst dadurch überwunden, oder wenigstens gezwungen, das Land wo sie sich niederlassen wollten, oder wo sie bereits festen Fuß gefast hatten, zu verlassen. Im Gegentheil den Celten würden sie nicht den geringsten Nutzen geschafft haben. Sie machten sich auch nichts daraus, wenn auch einmal ihre Felder ruinirt wurden, indem sie solche oft von freyen Stücken verliessen, sobald sie ihre Früchte eingeerndet hatten; und gesetzt auch, sie verlohren die Ernde von einem Jahr; so war dieses kein grosser Verlust für sie. Sie kannten weder den Werth des Geldes noch anderer Güter, die wir der Sicherheit wegen in Vestungen aufzubewahren pflegen. Im Fall, daß sie angegriffen wurden, so funden sie ihre Rechnung weit besser, sich in Moräste oder andere Plätze, wo die feindliche Armee ihnen nicht folgen konnte, zurück zu ziehen, als sich in Vestungen zu vertheidigen. Da funden sie Futter für ihr Vieh, und der Feind konnte sie unmöglich heraus treiben. Ausser diesen Umständen machte ihnen noch ein anderer Gedanke die Städte fürchterlich. Es geschah oft, daß Fürsten, die in einer Nation mächtig geworden waren, Städ-

te und Schlösser baueten, und starke Besatzungen darinnen unterhielten, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, dem übrigen Theil der Nation das Joch über den Hals zu werfen, und die allgemeine Freyheit zu unterdrücken. Die Celten hatten deswegen durch ein ordentliches Gesetz bestimmt, ihre Versammlungen niemals in einer Stadt, sondern jederzeit im freyen Feld zu halten. Diese Gewohnheit hat sich in Gallien bis in das achte Jahrhundert erhalten, und es ist noch gar nicht lang, daß sie in Spanien aufgehoben worden ist.

Zweytens glaubten die Celten, daß die Vestungen nur dazu dienten, den Muth der Soldaten zu schwächen. Es ist kein Thier, sagten die Tenchterer, wenn es auch noch so wild und muthig ist, welches seine Stärke und Herzhaftigkeit nicht verlieren sollte, wenn man es einsperrt. (Tacit. Hist. IV. c. 64.) Alle Scythen behaupteten ohne Ausnahme, daß es weit mehr Muth erfordere, aber auch unendlich rühmlicher sey, sich mit einem Feind im freyen Feld zu schlagen, als ihn hinter einer Mauer, oder bis an die Zähne verschanzt, zu erwarten, und gleichsam auf ihn zu lauern. Die Lacedämonier dachten eben so. (Justin. L. XIV. c. 5.) Ihre Grundsätze der Ehre, die sie ihren Kindern von Jugend auf einpflanzten, machten, daß sie von einem Soldaten, der sich in eine feste Stadt einschloß, eben so dachten, als wir heutiges Tages von einem Menschen denken würden, der auf eine geschehene Ausforderung, sich in Panzer mit einem Menschen in blosem Hemde schlagen wollte.

Endlich hatten sie auch noch dieses Vorurtheil, sie glaubten der Krieg sey ein göttliches Gericht, wo die Vorsehung jederzeit zum Vortheil der ge-

rechten Sache den Ausschlag gäbe. Daraus schlossen sie, daß also derjenige, der sich hinter einer Verschanzung verberge, nicht allein feigherzig, sondern so gar Gottesvergessen sey, weil er in die Macht Gottes ein Mißtrauen setzte. Diese Begriffe sind offenbar falsch. Die göttliche Vorsicht thut nicht alle Tage, und ohne Noth Wunder. Sie unterstützt im Krieg nicht allemal diejenigen, die die Gerechtigkeit auf ihrer Seite haben, sondern diejenigen, die in ihren Anschlägen und Unternehmungen Klugheit und Tapferkeit beweisen. Wenn zwey Armeen einander gleich sind, so können sie ihren Muth und Stärke im freyen Feld gegen einander versuchen; ist aber die eine schwächer, so handelt sie vernünftig, wenn sie sich hinter Wall und Mauern in Sicherheit setzt. Es würde ohne Zweifel eine Verwegenheit, und falsche Herzhaftigkeit, ja in manchen Fällen eine Versuchung Gottes seyn, wenn man es unter den letzten Umständen auf ein entscheidendes Treffen wollte ankommen lassen, wo man gewiß den kürzern ziehen würde.

Da nun die Celten von den Städten solche Gesinnungen hegten; wird man sich wohl wundern, wenn sie nicht nur selbsten keine Städte baueten, sondern auch diejenigen, wovon sie sich Meister gemacht hatten, zerstörten? Manchmal ließen sie zwar die Häußer stehen, damit sie den alten Einwohnern zum Aufenthalt dienen konnten; allein die Mauern und Vestungrwerke rissen sie jederzeit nieder. So machten es die Gothen, Vandalen, Alanen, Sueven, Allemannier, Longobarden, und alle andere Völker, die in die Provinzen des römischen Reichs einfielen. Ihre Neigung sowohl, als ihr Interesse trieb sie an, daß sie ihre Wohnungen noch immer auf dem Land

auf-

aufschlugen, wo jeder in einer Art von Unabhängigkeit lebte. Cluver bemerkt, daß daher die Gewohnheit komme, die noch unter den Deutschen angetroffen werde, daß der Adel gewöhnlich auf dem Lande wohne. Als daher Heinrich der Vogler, und seine Nachfolger, Städte baueten, so machte der Adel Schwierigkeit, sich darinnen nieder zu lassen. Daraus entstunde der Unterschied zwischen Bürgern und Edelleuten. Jene wurden so genennt, weil sie in einer Burg, oder Stadt wohnten, und wurden vor gemeine Leute gehalten. Dieses gab Gelegenheit zu beständigen Streitigkeiten zwischen den Städten und dem Adel. Zum Exempel, wenn der Knecht, oder Unterthan eines Edelmannes ein Jahr und einen Tag in einer Stadt gewohnt hatte, so wurde er für frey erklärt; allein der Adel behauptete, es möchte einer so lange darinnen gewohnt haben, als er wollte, so bliebe dem Edelmann immer das Recht, seinen Unterthanen wieder zu fordern, und zu seinem Dienst zu zwingen. Dieses waren noch Ueberbleibsel von der starken Neigung, die die Celten für das Landleben hatten. Wo sie in den ältern Zeiten Städte in ihre Gewalt bekamen, da schleiften sie sie nicht nur, sondern legten auch alle mögliche Hinderniße im Weg, daß sie weder von ihren Feinden, noch eignen Fürsten wieder bevestigt werden konnten. Der Kayser Julian erzählt, daß er in Gallien mit eignen Augen gesehen habe, daß die Deutschen um die zerstörten Städte herum gewohnt hätten; ferner, daß er daselbst über fünf und vierzig Städte gezählt habe, deren Mauern von den Deutschen nieder gerissen worden wären. (Jul. Ep. ad Athen. p. 278. Cluver. Germ. Ant. p. 103.)

Es war also nicht sowohl die Wuth der Soldaten, als vielmehr Staatsinteresse, welches den Untergang und Zerstörung so vieler schönen Städte in Spanien, Gallien und Italien, verursachte. Allein diese Staatskunst mag nun wahr oder falsch seyn so kam sie ihnen in der Folge theuer zu stehen. So oft sie einen starken und siegenden Feind gegen sich hatten, so konnten sie sich, wenn sie einmal geschlagen waren, nicht halten, sondern hiengen blos von der Gnade des Siegers ab. Ein deutliches Beyspiel dieser Art erzählt Procopius. Als Genserich, der König der Vandalen, alle Africanische Städte, ausgenommen Carthago, geschleift hatte; so fund Belisar, der das folgende Jahr an der Spitze einer Armee von dem Kayser Justinian dahin geschickt worden war, das ganze Land offen. Er war so glücklich, gleich das erste Treffen, das er den Vandalen lieferte, zu gewinnen: diese hatten nunmehr keinen haltbaren Platz mehr, wodurch sie ihren Rückzug hätten decknn können, und so wurden sie in einem einzigen Feldzug gänzlich überwunden. (Procop. Vand. L. I. c. 5.)

Bey dieser allgemeinen Abneigung der Celten gegen die Städte, muß man indessen auch dieses bemerken, daß die Spanier, Gallier und Thracier, in Vergleichung gegen die andern celtischen Völker, noch am frühesten angefangen haben, ihrer Neigung gewissermassen zu entsagen, und Städte zu bauen. Da die Carthaginenser das erste mal nach Spanien kamen, so funden sie schon Städte daselbst. Cäsar bemerkt, daß zu seiner Zeit schon viele feste Städte in Gallien gewesen wären. Eben derselbe sagt, daß da bey dem Einfall der Cimbrer sich die Gallier auffer Stand gesehen hätten, ihnen Widerstand zu thun, sie ihre Zuflucht

flucht in die Städte genommen hätten. Die Thracier, Illyrier und Geten hatten schon zu Zeiten des Königs Philipp, von Macedonien, ihre Städte. (Cæs. B. G. VII. c. 77.) Die Ursache davon ist leicht einzusehen. Sobald sich diese Völker einmal für beständig nieder gelassen, und nach dem Beyspiel gesitteter Völker angefangeu hatten, die Ländereyen zu theilen, und eigne Häußer, Felder und Weinberge zu haben; so sahen sie gar bald die Nothwendigkeit ein, ihr Land durch Vestungen gegen die Einfälle ihrer Feinde zu decken. Allem Anschein nach baueteu die Spanier Vestungen, um den Eroberungen der Phönicier, Phocenser und Carthaginenser, die ihnen auf ihren Küsten oft einen Besuch abstatteten, auch bereits einige Colonien errichtet hatten, Einhalt zu thun. Die Gallier ergriffen eben diese Maasregeln, um auf der einen Seite den Römern, welche ihnen, nachdem sie einmal einen Weg über die Alpen gefunden hatten, immer hefftiger zusetzten, auf der andern aber den Deutschen, welche beständig in großen Haufen Einfälle in Gallien thaten, Widerstand zu thun. Die Thracier und andere benachbarte barbarische Völker, musten deswegen Schlösser und Vestungen bauen, weil sie sonst kein Mittel vor sich sahen, den Einfällen der Griechen, die sich immer weiter auf Unkosten ihres Landes ausbreiteten, Einhalt zu thun. Von den Zeiten des Darius Hystaspes an, hatten sie schon einige feste Plätze an dem schwarzen Meer.

In Gallien ereignete sich gegen das Ende des vierten und den Anfang des fünften Jahrhunderts eine besondere Veränderung. Die meisten gallischen Städte verlohren ihre alte Namen, und bekamen dafür den Namen desjenigen Volks, in dessen Gebiet sie lagen. So wurde zum Exempel

Atnatica Tungrorum, in Tongres, Cäsaromagus Ballovacorum in Beauvois, Cäsarodunum Turonum, in Tours, Condivincum Nanetum, in Nantes, Durocortorum Rhemorum, in Rheims, Divodurum Mediomatricum, in Metz, Juliobona Caletum, in Calais, Jaticum Meldorum, in Meaux, Lutetia Parisiorum, in Paris, Samarobriva Ambianorum, in Amiens ꝛc. verändert. Es ist wahrscheinlich, daß die freyen Leute, die auf ihren Gütern wohnten, und die kleinern Staaten, welche Cäsar insgemein civitates nennt, durch die beständigen Einfälle der Franken, Vandalen und anderer barbarischen Völker, gezwungen worden, sich zu ihrer Sicherheit in die festen Städte zu begeben; auf dem flachen Lande lies man nur die Knechte um das Land zu bauen; und so bekamen die Städte den Namen von dem vorzüglichsten Theil ihrer Einwohner.

Muthmaslich dienten also die gallischen Städte vor dieser Zeit entweder zu Vestungen und einer sichern Zuflucht in Kriegszeiten; oder zu einem Versammlungsplatz, bey welchen die allgemeine Zusammenkünfte eines Cantons oder Staats gehalten wurde. Der Adel sah sich auf diese Art in die Nothwendigkeit gesetzt, Häußer allda zu bauen, worinnen sie während des Landtags, oder Staatenversammlung, mit mehrerer Bequemlichkeit wohnen konnten. Dieses sagt Strabo ausdrücklich von der Stadt Vienne in Dauphine. Die Allobroger sagt er, bewohnen ihr Land nach nach gewissen Cantons. Vienne, welches ehemals nur ein Flecken war, wo die allgemeine Versammlung der Nation gehalten wurde, (Metropolis) wurde von dem Adel zu einer schönen Stadt gemacht. Eben dieses sagt er von Meyland. Dieses war ehemals der Versammlungsplatz der Insu-

fubrier und ein bloßer Flecken, jetzo ist es eine berühmte und volkreiche Stadt. (Strabo L. IV. p. 186. L. V. 213.)

Siebentes Hauptstück.

Von der Kleidung der Celten.

Wenn unsere Vorfahren, so wie wir, dem Eigensinn und der Veränderung der Mode gefrohnt hätten, so würden wir von den Kleidungsarten der Celten wenig zuverläßiges und befriedigendes sagen können; allein anstatt der Mode zu folgen, fielen sie gerade auf die entgegen gesetzte Seite. Sie hingen so fest an ihren alten Gebräuchen, daß sie sich ein Gewißen daraus machten, eine Gewohnheit zu ändern, auch alsdenn, wenn sie unbedeutend, oder wohl gar unbequem war. So lange sie sich nicht mit andern Völkern vermischten, so trugen sie immer einerley Art von Kleidern. So unterschied man die Celten von den Sarmaten blos durch die Kleidertracht.

Die ältesten Einwohner von Europa wusten gar nichts von Kleidern; und wenn auch einige Kleider trugen, so war doch der gröste Theil des Körpers blos. Man wird vielleicht einige Schwierigkeit finden, zu begreifen, wie eine solche Blöse unter Völkern, die soviel auf Schamhaftigkeit, Bescheidenheit und Keuschheit hielten, von keinen gefährlichen Folgen in Absicht auf den moralischen Charackter derselben habe seyn können; noch weniger wird man begreifen können, wie

Völker, welche ganz nackend giengen, der strengen Kälte, welche ehemals in ganz Celtica herrschte, haben widerstehen können; allein die Sache ist gewiß, und man hat Ursache sich zu verwundern, daß noch kein Schriftsteller bis jetzo daran gedacht hat.

Viele griechische und lateinische Schrifftsteller erzählen einstimmig, daß die Gallier, Perser und andere Barbaren, wenn eine Streitsache durch einen Zweykampf ausgemacht werden sollte, ohne Panzer, ohne Helm, oder sonst einige Bedeckung des Leibes, ganz nackend mit einander gestritten hätten. Gellius merkt zum Exempel an, daß derjenige Gallier, der sich mit dem Manlius Torquatus in einen Zweykampf eingelassen hatte, nichts als einen Schild und zwey Schwerdter gehabt habe. Unsers Erachtens wird hiedurch blos angezeigt, daß Schild, Schwerdt und Dolch die einzigen Waffen des Galliers gewesen seyn; denn Livius, wenn er von eben dieser Geschichte redet, sagt, daß der Gallier ein bundes Kleid angehabt habe. (Gell. Noct. Alt. L. IX. c. 13. Liv. L. VII. c. 10.) (*) Nach dem Zeugnis des Strabo haben die Perser, nachdem sie die Meder besiegt hatten, von den Ueberwundenen verschiedene Gewohnheiten angenommen; „vorher giengen sie nackend, oder wenigstens leicht gekleidet; nachher bedienten sie sich langer Röcke, die ihnen den ganzen Körper bedeckten.“ (Strabo L. XI. p. 526.) Die Perser legten also das

(*) Daß das lateinische Wort nudus, nicht allemal in der strengen Bedeutung, nackend, zu nehmen sey, kann aus vielen Stellen der Römischen Schrifftsteller gezeigt werden.

das Sagum, welches die gewöhnliche Kleidung der Celto-Scythen war, ab, und nahmen davor den langen Rock der Meder an. Dieses war eigentlich die Tracht der Sarmater, von welchen auch die Meder abstammten.

Von der besondern Gewohnheit einiger Celten aber, die sich mit ihrer Kühnheit und Herhaftigkeit besonders hervorthun wollten, darf man keinen allgemeinen Schluß machen. Es war einmal bey ihnen ein angenommenes Vorurtheil, daß es Feigheit wäre, seinen Feind hinter einem Wall, oder einer Mauer zu erwarten. Um sich im höchsten Grad nach diesem angenommenen Point d'honneur herzhaft zu zeigen, glaubten sie, daß ein wahrer Kriegsmann blos, das ist, nicht anders, als mit einem Schild, einem Schwerdt und einer Lanze bewaffnet, auf dem Kampfplatz erscheinen dürfe. Alsdenn konnte sie niemand beschuldigen, daß sie unerlaubte Mittel gebraucht hätten, sich gegen die Verwundung in Sicherheit zu setzen. Oftmals sahe man sie in dieser Rüstung gegen einen Feind, der vom Kopf bis auf die Füße gepanzert war, streiten. So kan die Tapferkeit in Wildheit und Unsinn ausarten, wenn sie nicht durch die Vernunft geleitet wird.

Diese angeführten Fälle beweisen also nichts, weder für die eine, noch die andere Seite; weder ob die Celten Kleider gehabt haben, noch ob sie blos gegangen. Aber wir müssen einen genauern Beweiß aufsuchen, und der ist auch nicht schwer zu finden. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die meisten celtischen Völker, Spanier, Brittannier, Thracier, Illyrier, Dacier und noch andere mehr, die Gewohnheit gehabt haben, allerhand Thiere auf den blosen Leib zu mahlen.

Man

Man verrichtete die Zeichnungen auf folgende Art. Nach der Figur des Thiers, that man mit einer Nadel, oder spitzigen Eisen, viele kleine Stiche in die Haut, und machte damit die Grundstriche. Man rieb darauf die Haut mit einer blauen Farbe, welches Plinius Glastum nennt, und diese setzte sich in die Stiche der Haut dermasen fest, daß sie nimmermehr ausgewischt werden konnten. (Tac. Agric. c. 2. Cæs. V. 14. Mela III. 6. Plin. H. N. XXII. 1. Val. Flacc. Argon. II. v. 150. Virg. Georg. II. 150.)

Cäsar sagt, daß die Britten ihren Körper blau färbten, damit sie desto fürchterlicher aussehen möchten. Solin behauptet, daß sie ihn auf die vorhin beschriebene Art stechen liessen, um zu zeigen, wie sehr sie den Schmerz verachteten. Mela vermuthet, daß es für eine Art von Schönheit unter ihnen sey gehalten worden, am Leibe gemahlt zu seyn, so wie noch heut zu Tage einige Südländer die Gewohnheit haben. Endlich haben die Griechen noch eine Vermuthung, die sie so zu reden, aus der Luft gegriffen haben; sie sagen, daß die Thracier ihre Weiber auf diese Art bezeichnet hätten, um sie wegen des Mords, den ihre Vorfahren an dem Orpheus begangen hätten, zu bestrafen. (Plut. de sera numinis vindicta. Opp. tom. II. p. 557. Athen. L. XII. c. 5.)

Die Sache an sich betrachtet, hat ihre Richtigkeit; aber die angeführten Gründe, warum sie sich bemahlt haben sollen, sind alle mit einander falsch; denn es bemahlten sich ohne Unterschied, Männer und Weiber, mit Figuren der Thiere, und das nicht etwa allein im Gesicht, sondern auch an den Händen, den Armen, Schenkeln, dem Rücken und der Brust. Die wahre Ursache ist vielmehr,

die-

diese, daß sie sich durch dieses Mittel in Ansehung des Standes und der Familie von einander haben unterscheiden wollen. Die Körper der Sclaven waren gar nicht bemahlt, sondern es war dieses ein Vorrecht der freyen Leute. Personen vom geringen Stand hatten ganz kleine Figuren, die weit von einander stunden; die Vornehmen aber und die Edelleute waren an den Bildern der grossen Thiere, die sie sich auf den Leib mahlten, kennbar. (Herodot. V. 6. Mela II. 1. Ammian. Marc. XXXI. 3. Isid. Orig. XIX. 23.) Etwas ähnliches finden wir auch an dem Weltweisen Epimenides, der sich den Leib mit Buchstaben und mathematischen Charaktern bezeichnet haben soll. (Pezron. de la langue des Celtes p. 134.)

Nunmehr wird es uns leicht werden, den Beweiß, daß die ältesten Celten nackend gegangen waren, selbst zu führen. Man sieht leicht ein, daß Völker, bey welchen es üblich war, die Kennzeichen der Freyheit und Proben des Adels auf dem bloßen Leib eingeätzt, oder gemahlt zu tragen, nothwendig nackend müssen gegangen seyn; denn diese Kennzeichen würden sonst von keinem Nutzen gewesen seyn, wenn es der Wohlstand verboten hätte, sie öffentlich zu zeigen. Herodian sagt ausdrücklich: die Britten ätzen sich Figuren von allerhand Thieren auf dem Leib; und dieses ist die Ursache, warum sie keine Kleider tragen, damit jederman diese Figuren sehen kan. (Herodian. L. III. p. 301.) Nach dem Plinius feyerten die Britten noch zu seiner Zeit viele Feste, wobey die Weiber ganz nackend erscheinen musten. (Plin. H. N. XXII. 1.) Noch im achten Jahrhundert war in einigen Provinzien von Brittannien die Gewohnheit nackend zu gehen, und sich den Leib mit allerhand

hand Figuren zu bemahlen, noch nicht ganz abgekommen. Die Kirchversammlung, die im Jahr 787. zu Calcut in Nordhumberland gehalten wurde, verdammt diese Gewohnheit als eine heidnische Gottlosigkeit und teufelische Sache. (*) So wie nun unter den Celten die Gewohnheit aufkam, Kleider zu tragen, so nahm die Gewohnheit sich den Leib zu bemahlen, ab. Es scheint indessen nicht ganz unwahrscheinlich zu seyn, daß die Edelleute die Figuren der Thiere, die sie ehemals auf der Haut trugen, und wodurch sie ihre Familien kenntlich machten, jetzo auf die Schilder und Fahnen mahlen liessen. Vielleicht hat das älteste und berühmteste Hauß unter den Ostrogothen deswegen den Namen Amali geführt, weil ein Hammel das Zeichen der Familie war, wovon die Benennung selbst hergenommen worden ist. Es ist eine blose Muthmasung, und der Leser kann davon denken, was er will. Indessen zeigt es doch eine Aenlichkeit zwischen den alten Celten und den Wilden in America, als welche noch heut zu Tage Figuren von allerhand Thieren auf dem Leib tragen, und

auch

(*) Die Worte aus dem hieher gehörigen Decret sind diese: Deus formanit hominem pulchrum in decore & specie. Pagani vero diabolico instinctu cicatrices deterrimas superinduxerunt, dicente Prudentio: tinxit & innocuam maculis sordentibus humum. Domino enim videtur facere iniuriam, qui creaturam foedat ac deturpat. Certe si pro Deo aliquis hanc tincturæ iniuriam sustineret, magnam inde remunerationem accipiet; sed quisquis ex superstitione gentilium id agit, non ei proficit ad salutem. Labbei concil. Tom. VI. p. 1872.

auch ihre Familien darnach benennen. Bey den Tungern, einem sibirischen Volk, soll noch jetzo die nemliche Gewohnheit anzutreffen seyn. (Strahlenberg. l. c. p. 166. 438.)

Indessen haben doch nicht alle Celten überhaupt diese Gewohnheit gehabt. Von den Galliern und Deutschen liesst man nicht, daß sie sich bemahlt haben. Demohngeachtet haben wir starke Gründe zu glauben, daß sie in den ältesten Zeiten, eben so, wie andere Völker nackend gegangen sind. Die Gründe, worauf wir unsere Meinung gründen, sind diese. Erstlich ist es gewiß, daß ihr Kriegskleid, oder das so genannte Sagum, welches ehemals ihre ganze Kleidung ausmachte, eigentlich zu reden kein Kleid, sondern nur eine Thierhaut gewesen, worauf sie sich legten, und womit sie sich die Schuldern bedeckten, wenn es kalt war. Zweytens kan man aus vielen Stellen der Alten schliessen, daß die Deutschen noch zu der Zeit, da sie den Römern bekannt waren, und noch lange hernach, nackend gegangen sind. (Mela III. 3. Tacit. Germ. c. 20.) Die kleinen Kinder bekamen nichts auf den Leib, sondern liefen auch in der grösten Kälte, bis sie zu den Jahren der Mannbarkeit kamen, nackend herum. So wie sie Männer wurden, bedeckten sie sich mit einer Thierhaut, die aber oft so klein war, daß der gröste Theil des Körpers unbedeckt blieb, deswegen sie nach dem Zeugnisse des Tacitus den ganzen Tag beym Feuer zubringen musten. (Cæs. B. G. IV. 1. VI. 2. Senecca de providentia c. 4. Tacit. Germ. c. 6. & 17.) Die Völker, welche in den nördlichen Provinzien des alten Deutschlands wohnten, waren nicht anders gekleidet. So sagt Plutarch von den Cimbriern, einem Volk, welches tief aus Nor-

den

den hergekommen war, daß sie durch Schnee und Eiß bis auf die Gipfel der Alpen durchgewadet wären, ob sie gleich nackend gewesen. (Plut. in Mario Tom. I. p. 418.) Die Franken, deren ehemalige Wohnungen sich von den holländischen Gränzen bis an die Weser erstreckten, hatten noch im sechsten Jahrhundert die Gewohnheit, daß sie die Brust, und den Rücken bis auf die Hüffte blos trugen. (Agathias L. II. c. 40.)

Es scheint auch, daß die alten Scythen nichts von Kleidern gewust haben. Justin sagt es ausdrücklich, sie wissen nichts von Wolle und Kleidern, ob es gleich in ihrem Lande beständig kalt ist; indessen bedienen sie sich doch der Häute von wilden Thieren, oder Mäusen, (vielleicht Martern) (Justin. II. 12.) Dieser Schrifftsteller scheint sich hier zu wiedersprechen; wie sollten die Scythen nichts von Kleidern gewust haben, da sie doch jederzeit bekleidet gewesen seyn sollen, es mag nun mit Wolle, oder mit Thierhäuten seyn? Allein dieser Widerspruch wird verschwinden, wenn man bedenkt, daß Justin die Scythen hier den Römern und Griechen entgegen setzt. Diese bedienten sich des wollenen Zeugs, daraus machten sie Kleider, die den ganzen Leib, von oben bis unten bedeckten, und die sie von Morgen an, bis auf den Abend nicht vom Leib ablegten. Justin will also nur so viel sagen, daß es die Scythen nicht auf diese Art gemacht, sondern sich nur in der grösten Kälte mit einer Thierhaut bedeckt hätten.

Was wir jetzo gesagt haben, dient zu einer Erläuterung einer Stelle aus dem Aelian. Dieser Schrifftsteller führt die nachdrückliche Antwort an, die ein Scythe seinem König gegeben hat. „ Da einstens an einem Tag ein grosser Schnee gefallen war,

war, und der König einen Scythen ganz nackend stehen sahe, so fragte er ihn voller Verwunderung, ob ihn denn nicht fröre? Der Scythe erwiederte aus dem Stegreif, ob ihn denn nicht an die Stirne fröre? nein, sagte der König; und mich friert auch nicht antwortete der Barbar; denn ich bin ganz Stirn. (Aelian. Var. hist. VII. 6.)

Aus dieser Erzählung sollte man schliessen können, daß die Scythen, von welchen hier die Rede ist, den Gebrauch der Kleider wirklich müssen gehabt haben, denn sonst würde es nichts ausserordentliches gewesen seyn, einen Menschen nackend stehen zu sehen. Wenn dieses ist, so muß die Stelle des Aelians von den neuern Scythen erklärt werden; denn die Dacier, Geten, Thracier, Agathyrser, Illyrier, welche Scythen den Griechen bekannt waren, trugen in den ältesten Zeiten keine Kleider. Allein die ganze Erzählung ist nicht genug ausgedrückt. Würde sich wohl ein nackender Mensch unterstanden haben, in diesem Zustand vor seinem König zu erscheinen, wenn es unter den Scythen so unanständig gewesen wäre als bey uns, nackend zu gehen? Der König wundert sich also nicht, daß er einen nackenden Menschen sieht; sondern darüber, und das mit Recht, daß er ihn zu einer Zeit, wo die Kälte ausserordentlich streng war, und wo sich die übrigen Scythen mit einer Thierhaut zu bedacken pflegten, nackend sieht. Und so läst sich allerdings aus dieser Stelle etwas beweisen.

Nachdem unter den Celten die Gewohnheit eingeführt wurde, seine Blöse zu bedecken, so brauchten sie, wie die andern scythischen Völker, die Häute der Thiere dazu. Wir haben bereits oben schon bemerkt, daß ihnen ihre Heerden Nahrung,

der, und alles, was sie sonst zum Leben nöthig hatten, verschaffteu. (Virg. Georg. III. 383.) Die Deutschen und die Einwohner von Gros-Brittannien haben diese alte Einfalt in ihrer Kleidung am längsten beybehalten. Auch die Ligurer, die zur Zeit des Diodors von Sicilien noch in den Gebürgen, in ihren alten Wohnungen, fest saßen, trugen damals Kleider von Thierhäuten. Die Perser waren zur Zeit des Cyrus auf eben diese Art gekleidet. (Cæs. l. c. Tac. Germ. c. 17. Diod. Sic. V. 219. Herodot. I. 71.) Der Ackerbau, Künste und Wissenschaften, Manufacturen, und noch unzählige andere Sachen, die zum Kleiderwesen erfordert werden, waren damals den Scythen völlig unbekannt, und wurden erst in der folgenden Zeit durch die Morgenländer nach Europa gebracht. Diese errichteten ihre Colonien auf den Küsten von Gallien, Spanien und Italien; allein es wurde lange Zeit erfordert, bis dergleichen Sachen den Celten im Lande bekannt wurden, indem sie den Fremden überhaupt den Eingang in ihr Land versagten. Erst unter den Römischen Kayfern kamen Fremde in ihr Land. Deswegen blieben sie so lang auch in diesem Stück bey ihrer alten eingeführten Tracht.

Nach den Thierhäuten kamen die Kleider aus Leinen, und andern Zeug auf, und wurden nach und nach bey allen denjenigen Scythen, welche Kenntnis vom Ackerbau hatten, gemein. Endlich lernten die Spanier und Gallier von ihren Nachbarn die Kunst, Wolle zu bereiten, und daraus Tuch und andere Zeuge zu verfertigen. Diese funden bey den Römern besonders starken Beyfall, nicht allein wegen ihrer Feinheit, sondern auch weil sie dicht und stark waren, und zugleich wie-

der Kälte und Regen, der nicht durchdringen konnte, dienten. Die Sarmaten kleideten sich auch in Pelz und Zeug; aber ihre Kleidung war von der scythischen oder celtischen darinnen unterschieden, daß ihre Röcke lang und weit waren, und bis auf die Knöchel herab hiengen; eine solche Kleidung schickte sich am besten für Reuter. Einen ähnlichen Rock hatten die Meder; denn beide waren in den ältesten Zeiten nur ein Volk. Die meisten sarmatischen Völker kleideten sich schwarz, daher sie auch die Griechen Melanchlenes, das ist, in unserer Sprache, Schwarzröcke, nennten. (Herodot. IV. 74. V. 9. Tac. Germ. c. 17. Isidor. Orig. L. XIX. c. 23. Procop. Pers. II. 21. Ovid. Trist. III, 10. 19. V. 7. 48. Ammian. Marc. XXXI. 3.)

Von diesen allgemeinen Betrachtungen kommen wir nun auf die besondern Kleidungsstücke der Celten. Das erste, das uns hier vorkommt, ist das sogenannte Saqum. Es war dieses ohne Zweifel eben das Kleidungsstück, welches die Spanier Strig nennten, weil es ordentlicher Weise von gestreiftem Zeug war, (von dem Wort Strich, das noch in der deutschen Sprache vorhanden ist,) deswegen es auch von einigen alten Schrifftstellern sagula virgata genennt wird: bey den Celtiberiern und Lusitaniern aber, war es schwarz. (Isidor. Orig. L. XIX. c. 23. Diod. Sic. V. 215. Strabo III. 155.) In Gallien nennte man es Sagum, von dem deutschen Wort Sack. (Varro de lingua lat. L. IV. p. 39. Cæs. B. G. II. 4. Isidor. l. c.) Die Belgier nennten es Lene, oder Linne, weil sie es von Leinwand oder wie es in einigen deutschen Provinzen genennt wird, Linnen, machten. (Strabo IV. 196. Isidor. l. c.)

Einige deutsche Völker nennten es Reno. Varro sagt zwar am angeführten Ort, daß dieses ein gallisches Wort sey; allein seine eigentliche Meinung ist diese, daß es unter den Deutschen, die sich zu seiner Zeit in Gallien niedergelassen hatten, zum Exempel, den Eburonen, Condrusern ꝛc. üblich gewesen. Ueber die Erklärung dieses Worts selbsten sind die Ausleger nicht einig. Cluver behauptet, daß es seinen Namen von den Rennthieren habe, in deren Haut sich die nördlichen Völker von Europa zu kleiden pflegten. (Germ. antiq. p. 110.) Diese Etymologie ist wenigstens natürlicher, als diejenige, welche Isidorus hervorbringt. Nach der Meinung dieses Wortforschers soll es vom Rhein seinen Namen haben, weil diese Kleidung besonders denen Völkern eigen war, die an diesem Fluß wohnten. (Isidor. XIX. c. 24. Cæs. II. 4. Diod. Sic. V. 213. Polyb. II. 116. Sidon. Apoll. IV. ep. 20. Tac. Germ. c. 17. Mela III. 3.) In den mittäglichen Gegenden von Deutschland, wurde es Mastruga genennt, vielleicht weil es von Maus, das ist, Marterfellen verfertigt wurde. (Isidor. l. c. Prudent. contr. Symmach. II. v. 698.) Aus einer Stelle des Cicero kan man schließen, daß bey den Sardiniern diese nemliche Benennung üblich war. (Cic. pro Scauro fragm.) *) Die Perser nennten es Gaunakkem. (Aristoph. Vesp. p. 253. Suid. Tom. II. p. 283. Jul. Pollux VI. 1. p. 272.) Wie die Einwohner in Gros-Brittannien und Thracien dieses Kleidungsstück, welches sie mit andern Celten

*) Sollte man es nicht durch einen Rock mit einer Mütze erklären können; wenigstens wäre Müz-rock, ein natürlicheres Stammwort als Maus-tragen.

ten gemein hatten, genennt haben, können wir heutiges Tages nicht bestimmen. Der Scholiaste des Aristophanes bemerkt, daß die Thracier ihr Sagum über der linken Schulter getragen haben. So viel von der Benennung dieses celtischen Kleidungsstücks.

Was seine Form anbelangt, so war sie überall einerley, nemlich eine Thierhaut, oder viereckigtes Stück Zeug, welches man wie einen Mantel über den Rücken nahm. Es bedeckte die Arme, die Schultern und die Brust; von forne knüpfte man es mit einer Schnalle zusammen. In den ältern Zeiten hatten die Scythen und Celten sonst gar keine Kleidung, als diese, ja sie brauchten auch diese nicht eher, als bis es recht kalt war. In der folgenden Zeit gewöhnten sie sich aber dermaßen daran, daß sie es weder Sommer noch Winter, weder Tag noch Nacht, ablegten. Auch die Römer hatten anfänglich keine andere Kleidung, als dieses Sagum; hernach aber bedienten sie sich nach dem Beyspiel der Griechen des langen Rocks, der Toga, und brauchten das Sagum nur, wenn sie zu Felde giengen. Daher entstunden die gewöhnlichen Redensarten unter ihnen: tumultum esse, justitium edici, saga sumi, sagata civitas, togas sagis mutare, ad vestitum redire &c. Aus dieser Beschreibung des celtischen Sagum, lassen sich zwey Fabeln erklären, die von den Scythen erzählt worden sind.

Herodot sagt, daß ihn die Griechen, die unter den Scythen wohnten, versichert hätten, daß eine Nation derselben, die er Neurer nennt, sich des Jahres einmal in Wölfe verwandelten, und nach einigen Tagen ihre natürliche Gestalt wieder

annähmen; er setzt hinzu, daß er diese Erzählung nicht habe glauben können, ob sie ihn gleich mit einem Eid versichert hätten, daß sich die Sache so verhielte. Herodot hat recht, wenn er dieser Fabel seinen Beyfall versagt; allein das ist zu verwundern, daß er nicht gemerkt hat, daß ihn die Griechen mit seiner Leichtgläubigkeit zum Besten hatten. Sie stellten ihm die gemeinste und natürlichste Sache als ein Wunder vor. Die Nevrer waren Scythen, die bey der strengsten Kälte ein Sagum, das aus einer Wolfshaut gemacht war, anlegten, hernach aber, wenn die Witterung gelinder wurde, solches wieder ablegten. Das ist das ganze Geheimnüß. Herodot verstund es eben so wenig, als diejenige, die ihm nachgeschrieben haben. Indessen hat man sich bey mehr Gelegenheit auf Unkosten dieses Schrifftstellers lustig gemacht. Er fragte zum Exempel einmal die Thracier und Scythen, wie es jenseits der Donau aussähe. Diese sagten ihm mit einer treuherzigen Mine, daß es dort ganze Armeen von Bienen gäbe, die die Reisende nicht in ihr Land kommen liesen; die Luft wäre so voller Federn, daß man keine zwey Schritte vor sich her sehen könnte. Ist es nicht augenscheinlich, daß die Scythen nicht im Ernst geredet haben; und daß sie im Grund etwas ganz anders haben sagen wollen, als es die Worte dem Buchstaben nach anzuzeigen scheinen? Der gute Herodot aber verstund es im Ernst, und versichert uns mit einer finstern Mine, daß er diese Erzählung nicht glaube. Würde er nicht weit vernünftiger gehandelt haben, wenn er von dergleichen Dingen ganz geschwiegen hätte? (Herodot. IV. 105. Mela II. 1. Solin. c. 25. Herodot. V. 10.

Die

Die andere Fabel, die wir zu erklären versprochen haben, ist diese. Man redet von Scythen, die man Phanesier, Panotier, oder auch Satmaler nennte, die in der grösten Kälte die Kleider entbehren könnten. Die Natur, sagt man, habe ihnen so große Ohren gegeben, daß sie ihren ganzen Körper darein wickeln könnten; deswegen nennte man sie nicht nur Panotier, welches im Griechischen so viel bedeutet, als Leute, welche ganz Ohren waren, sondern auch Enotokoitoi, das ist, Leute, die auf ihren Ohren lägen. Diese vorgegebene Panotier waren Scythen, die nichts anders als ihr Sagum auf dem Leib hatten; die sich bey Tag mit einer Thierhaut bedeckten, und sich des Nachts darein wickelten. Die Griechen, welche sie in diesem Aufzug sahen, hatten ihr Gespötte darüber. Da ihnen ihr Sagum die Schultern und den hintern Theil des Kopfs, gleichsam als wie mit Kappe, bedeckte, so machten sie aus diesem Pelzwerk eine Zugabe der Ohren, erzählten es bey ihrer Zurückkunft ihren Landsleuten als eine Spötterey, und diese nahmen es im Ernst auf, und glaubten es um so viel leichter, je widersinnischer es war. Diese Beyspiele lehren uns, wie wenig wir uns auf die Nachrichten der Griechen von nordischen Völkern verlassen können. Sie schrieben die Nachrichten, die sie von Reisenden bekomen, ohne Untersuchung nieder; und diese machten sich oft ein Vergnügen daraus, sie zum besten zu haben. (Pomp. Mela III. 6. Solin. c. 30. Plin. H. N. L. IV. c. 13. Strabo II. 70. XV. 711.)

Wir kommen nun wieder auf die Celten zurück. Das zweyte ihrer Kleidungsstücke waren die Braccä, oder eine Art von Hosen, oder Beinklei-

kleider. Einige trugen sie weit, wie die Schweitzer, andere aber eng, wie die Spanier. Uebrigens waren sie sowohl unter den Scythen und Celten, als auch den Sarmatern gemein. (Diod. Sic. V. 213. Martial. XI. 22. Strabo IV. 196. Polyb. II. 116. Vopisc. Aurel. p. 496. Ammian. Marc. XV. 5. Pollux VII. 15. Herodot. VII. 64. Ovid. Trist. III. 10. 19. Val. Flacc. Argon. V. c. 424.) Diese Hosen, welche die Römer an denjenigen Völkern, die über den Alpen wohnten, zuerst gewahr wurden, waren ihnen besonders auffallend. Sie gaben deswegen demjenigen Theil von Gallien, den sie bereits vor den Feldzügen des Cäsars erobert hatten, den Namen Gallia braccata. (Plin. H. N. L. III. c. 4.) So widersinnisch und lächerlich ihnen auch diese Kleidung vorkam, so war sie doch im Grund betrachtet, sehr wohl ausgesonnen, um den Körper für der Kälte und Feuchtigkeit zu verwahren; ja sie war weit bequemer, als die langen Röcke der Griechen und Römer. Muß es nicht ausserordentlich unangenehm gewesen seyn, diese langen Kleider, so oft man etwas wichtiges oder eilfertiges zu thun hatte, aufzuschürzen?

Endlich nahmen die Celten noch eine dritte Art von Kleidungsstücken an. Es war dieses eine Art Unterkleider, welche die Römer Tunica, wir aber heutiges Tages, eine Westen Camisol, Brusttuch, und dergleichen, zu nennen pflegen. Es hatte Aermel, lag fest an dem Leib an, und gieng nicht weiter bis auf die Hüffte. Zur Zeit des Tacitus trugen blos die vornehmen Herrn solche Camisöler, aber unter den Celten in den mittäglichen Ländern, in Gallien, Thracien und Persien, waren sie lange vorher schon gewöhnlich. Auch

in

in Deutschland wurde mit der Zeit ihr Gebrauch allgemeiner. Schon im fünften Jahrhundert war es ein gemeiner Tracht; im sechsten trugen ihn die gemeinen Soldaten der Gothen und Heruler; nur allein die Franken wusten zur Zeit des Agathias noch nichts davon. (Tac. Germ. c. 17. Sidon. Apoll. L. IV. ep. 20. Agathias L. II. p. 40.)

Die Pannonier hatten darinnen eine besondere Mode. Sie zerschnitten das Tuch in viele Streifen, näheten solche wieder zusammen, und machten ein Camisol daraus. Diese in Pannonien gewöhnliche Tracht gefiel dem Kayser Caracalla dermassen wohl, daß er sich beständig derselben bediente. Dio Cassius bemerkt, daß dieser Fürst in einer beständigen Furcht gewesen wäre, er möchte ermordet werden, wie es denn auch würklich geschah. Da er sich nun nicht hätte entschließen können, einen Panzer zu tragen, als der ihm zu schwer und zu lästig war; so habe er sich ein solches pannonisches Unterkleid machen lassen, welches einem Panzer vollkommen ähnlich gewesen wäre, damit, wenn auch jemand etwas gegen sein Leben hätte unternehmen wollen, er dadurch abgeschreckt werden möchte. Und davon bekam er auch den Namen Caracalla. Er machte sich mit dieser Kleidung völlig verächtlich, nicht nur weil sie nicht nach der Mode war, und noch darzu von Barbaren herkam, sondern auch weil zu Rom blos weibische Weichlinge Aermel in den Kleidern zu tragen pflegten. Xiph. L. LXXVIII. p. 881. Herodian. L. IV. p. 342. Dio Cass. in Exc. Valef. p. 758. Aurel. Vict. in vita Caracallæ p. 143.)

Das Sagum, die Hosen, und das Camisol waren also die eigentlichen Kleidungsstücke der

Celten. Wenn demnach Vopiscus von dem Tyrannen Tetrich sagt, daß er ein purpurfarbenes Sagum, (chlamys purpurea) gelbes Unterkleid (tunica gelbina) und gallische Hosen, (braccæ gallicæ) getragen habe; so will er dadurch nichts anders sagen, als daß er sich nicht wie ein Römer, sondern würklicher Gallier gekleidet habe. (Vopisc. in Aurel. p. 496.)

Von den Schuhen der Celten, als einer nichts bedeutenden Kleinigkeit, wollen wir nichts sagen, zumal da es sehr ungewiß ist, ob sie dergleichen gehabt haben; auch wollen wir nichts von den Kleidungen der celtischen Weiber reden, indem uns die alten Schriftsteller nichts besonders davon melden, ausser daß Tacitus sagt, die Weiber der Deutschen wären wie die Männer gekleidet gewesen, nur mit dem Unterschied, daß ihr Unterkleid oder Wamms, keine Aermel gehabt habe, und daß ein Theil des Halses unbedeckt gewesen sey. (Tac. Germ. c. VI.)

Diese ungekünstelte Einfalt sowohl in der Kleidung, als auch in der ganzen Lebensart der Celten, war mit der grösten Sauberkeit und Anständigkeit verbunden. Man sahe unter ihnen nicht so, wie unter den Sarmaten, beschmutzte oder zerrissene Kleider, die in Lümpen herum hiengen; sondern alles war, obschon schlecht, dennoch reinlich und sauber. Auch der Adel hatte ein Mittel sich durch eine gewisse Art des Kleiderprachts von dem gemeinen Mann zu unterscheiden. Wenn die gemeinen Leute schlechte Thierhäute trugen, so kleideten sich die vornehmen Herrn in rares und kostbares Pelzwerk, das sie nach der Beschreibung des Tacitus, am angezogenen Ort, mit den Häuten fremder und unbekann-

ter

ter Thiere besetzten, oder auch verschiedene Farben durch Einnähung der Felle von kleinern Thieren, zum Exempel Zobel, Hermelin ꝛc. hineinbrachten.

Die gallischen Edelleute behielten dieses Unterscheidungszeichen noch lange Zeit bey, nachdem schon unter dem gemeinen Mann die Mode Thierhäute zu tragen, abgekommen war. Wenn Plinius von einem gewissen Römischen Ritter, der von Arles abstammte, sagt, er wäre paterna gente pellitus; so will er damit nichts anders andeuten, als daß er von guten alten gallischen Adel gewesen sey. Die Könige und Edelleute der Visigothen kleideten sich noch zu den Zeiten des Sidonius Apollinaris in Pelzwerk. Carl der Grosse, soll der Aussage des Eginhards zu Folge im Winter ordentlicherweise einen Mantel, oder Sagum, von Marterpelz oder Biber, getragen haben. Endlich sagt Helmold, ein Schrifftsteller aus den Zeiten des Kayfers, Friedrichs des Rothbarts, daß man in Deutschland eine brennende Begierde nach Marterpelz habe, als wenn die gröste Glückseligkeit darinnen bestünde; er will aber damit nichts anders anzeigen, als daß man nach den Vorzügen des Adels, wodurch der Weg zu Canonicaten an Stifftskirchen geöffnet wurde, sehr begierig gewesen sey. (Plin. H. N. L. XXXIII. c. II. Sidon. Apoll. L. VII. ep. 9. Eginhardi vita Caroli c. 23. Helmold chronic. Slav. L. I. c. 1.)

Nachdem die tücherne Kleider unter den Celten Mode wurden, so zeichneten sich die Standspersonen damit vor andern aus, daß sie ihre kurzen Mäntel und Unterkleider mit allerhand Gebrämen, Streifen, Bändern, durchneheten Feldern, gestickten Blumen von allerhand Art und

Far-

Farben, besonders aber mit Purpur ausschmückten. Besonders wurden die bunden und vielfarbigen Kleider unter den celtischen Völkern dermassen üblich, daß man sie daran, als einem sichern Unterscheidungszeichen, kennen konnte. Endlich arteten diese Völker, die ohnedies eine natürliche Anlage zur Eitelkeit und zum Stolz hatten, von ihrer alten Einfalt dermassen aus, daß sie in einen übertriebenen Pracht und Verschwendung fielen. Ob sie gleich in ihrem Lande selbst nichts von Kostbarkeiten hatten; so wurden ihnen die reichen und goldenen Kleider von andern Orten her zu geführt. Der Handel, welchen die Phocenser und Phönicier auf den Küsten des mittelländischen Meers trieben, brachte zu erst den Luxus in die an der See gelegenen Provinzen von Spanien, Gallien und Frankreich, und von da breitete er sich durch ganz Europa aus. Zur Zeit, da Julius Cäsar in Gallien stund, kleideten sich die Deutschen noch in Thierhäute, und zur Zeit des Herodians trugen sie schon mit Silber besetzte Mäntel. So geschwind verliessen sie die einfältigen Sitten ihrer Vorfahren. (Sil. Ital. IV. 155. Herodian. L. IV. p. 343.

Es war ein Gesetz bey den Celten, welches der Wohlstand eingeführt hatte, daß sich niemand ohne seine Waffen öffentlich durfte sehen lassen. Sie kamen in ihre bürgerliche und gottesdienstliche Versammlungen niemals, ohne ihren Schild, Schwerdt und Lanze bey sich zu haben. Dieses erstreckte sich so weit, daß sie auch so gar ihre freundschaftliche Besuche nicht ohne Waffen ablegten. Wenn sie sich bey ihren Gastereyen zu Tische setzten, so behielten die Gäste ihre Schwerdter an der Seite, und hinter ihnen stunden ihre Waffenträger, die den Schild und die Lanze ihrer Herrn hielten.

Stun-

Stunden sie vom Tisch auf, so nahm ein jeder seine Waffen wieder, und behielt sie während des Spiels, des Wettlaufens, der Tänze, und anderer Leibesübungen, welche gewöhnlich bey Gastereyen angestellt wurden. Eben diese Gewohnheit behielten sie auch bey ihren heiligen Tänzen, welche bey den Barbaren einen ansehnlichen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmachten. (Liv. L. XXI. c. 20. Cæs. B. G. V. 56. VII. 21. Tac. Germ. 2. 13. 22. Hist. IV. 64. Ovid. Trist. V, 7, 19.)

Ein Celte lies sich also niemals ohne seine Waffen sehen. Er sahe sie so an, als wenn sie ihm gleichsam angetrauet wären. Nach den Lombardischen Gesetzen durfte niemand von einem andern sein Schwerdt, als ein Unterpfand, annehmen. (Leg. Longob. L. I. tit. 9. leg. 33.) Wenn sie ihre Waffen von ihren männlichen Jahren bis in das Alter getragen hatten, so muste man sie entweder verbrennen, oder mit ihnen begraben. (Claudian. de bello getico v. 501. Tacit. Germ. c. 13. 27. Cæs. B. G. VI. 19.) Dieser Eifer der Celten gieng so weit, daß sie lieber ihr Leben, als ihre Waffen verlieren wollten. So erzählt Livius, daß, als Cato beschlossen hatte, alle Spanier, die disseits des Flusses Ebrus wohnten, zu entwaffen, sie einen so tödlichen Schmerz darüber empfunden hätten, daß sich ihrer darüber selbst viele ums Leben gebracht hätten. Tacitus bemerkt, daß wenn ein Deutscher in einem Treffen seinen Schild verlohr, er seine ganze übrige Lebenszeit hindurch für unehrlich gehalten wurde. Er war aus aller menschlichen Gesellschaft verbannt, und hatte kein anderes Mittel, diesen Schandfleck auszuwischen, als sich selbst das Leben zu nehmen, welches er in der Schlacht erhalten hatte. (Liv. XXXIV. 17. Justin. XLIV. 2. Tacit. Germ. c. 6.)

Man

Man darf sich deswegen nicht verwundern, wenn man den Celten Schuld gegeben hat, daß sie ihre Waffen anbeteten, und als ihre Gottheiten verehrten. Diese Beschuldigung ist zwar falsch; aber sie haben selbst Gelegenheit dazu gegeben, einmal dadurch, daß, wenn sie einen Eid ablegen sollten, sie bey Gott und ihrem Schwerdt schwuren; hiernächst auch dadurch, daß sie mitten in dem Kriegsheer ein Schwerdt, oder eine Streitart, in die Erde steckten, bey welcher die ganze Armee ihr Gebet verrichtete. Ob nun gleich dieses nur das Zeichen war, daß hier der Ort zum öffentlichen Gottesdienst und zum Kriegsrath sey, (mallus) so fielen doch diejenigen, die ihre Verfassung nicht kannten, auf den Einfall, als wenn sie, so wie die Römer ihre Adler, diese Streitart göttlich verehrten. (Lucian. Toxaris p. 630. Scyth. p. 340.) Es mag nun mit dieser Beschuldigung für eine Beschaffenheit haben, welche es will, (wir werden unten, wenn wir von der Religion der Celten handeln werden, weiter davon reden) so ist doch so viel gewiß, daß die Gewohnheit, auch zu Friedenszeiten seine Waffen beständig bey sich zu führen, unter allen scythischen Völkern gemein war. Tacitus sagt zwar, daß die Suionen unter allen deutschen Völkern allein die Freyheit nicht hätten, ihre Waffen zu tragen, oder nur in ihren Häusern zu behalten; allein die Ursache war, daß sie unter einem unumschränkten König stunden, der, um sich in seiner Gewalt zu erhalten, seine Unterthanen entwaffnet hatte. (Tac. Germ. c. 44.) Dieser besondere Fall macht von der allgemeinen Gewohnheit keine Ausnahme. Von den Scythen kam diese Gewohnheit auch auf die Griechen und Perser, als welche aus scythischen Geblüt ursprüng-

sprünglich abstammten. (Aristot. Polit. II. 8. Ammian. Marcell. L. XXIII. c. 6.)

So alt und allgemein aber auch diese Gewohnheit seyn mag, so hat sie doch etwas Wildes, das mit den Gesetzen einer guten Policey nicht zusammen geräumt werden kann, in sich. Eine Gesellschaft entsteht blos durch die Verbindung, welche mehrere Personen mit einander eingehen, einander nicht zu beleidigen; sie überlassen der Obrigkeit das Recht, sie für Unrecht zu beschützen und die Uebertretter zu strafen. So bald man in eine bürgerliche Gesellschaft eintritt; so entsagt man der Selbstrache. Wenn nun jemand ein Gewehr führt, das er nicht gegen seine Mitbürger brauchen darf; wenn er den Degen an einem Ort zieht, wo er den Schutz der Gesetze und der Obrigkeit hat; so handelt er gegen die Grundgesetze des Staats, die einem jeden Bürger und Mitglied der Gesellschaft die Selbstrache verbietet. Hiedurch werden allen denjenigen Unbequemlichkeiten, denen man durch Errichtung der Gesellschaft vorbeugen wollte, Thür und Thore geöffnet: denn warum hat man auf die natürliche Gleichheit, in welcher alle Menschen gebohren werden, Verzicht gethan? warum hat man sich Richtern und Obrigkeiten unterworfen, wenn man sich durch seine Waffen selbst Recht schaffen will? Es streitet gegen den Begriff und die Natur der Gesellschaft.

Es fehlte zwar den Scythen nicht an Gründen, wodurch sie den Misbrauch, der aus der Gewohnheit stets bewaffnet zu gehen, entstehen könnte, zu entschuldigen suchten; sie sagten: weil sie keine verschlossene Städte hätten, und folglich dem Ueberfall eines Feindes beständig ausgesetzt

wären, so müsten sie beständig auf ihrer Hut seyn, und die Waffen bereit halten. Allein es ist dieses nur ein bloser Vorwand. Auf der einen Seite hatten die meisten Scythischen Völker dadurch hinlänglich für ihre Sicherheit gesorgt, daß sie alle Gegenden, die an ihr Land gränzten, verwüstet, und von daher keinen Einfall zu besorgen hatten. Auf der andern Seite aber, wenn sie sich hätten entschliessen können, ihre Nachbarn in Ruhe zu lassen, so würde kein Mensch daran gedacht haben, ein Volk anzugreifen, bey welchem nichts zu holen war.

Die wahre Ursache, warum die Celten und Scythen niemals ohne Waffen giengen, war vielmehr diese, weil sie den Krieg als eine ordentliche Handthierung ansahen. Sie machten sich ein Gewerbe daraus, vom Raub zu leben; sie waren allezeit in Bereitschaft, überall hin Streifereyen vorzunehmen und Beute zu machen; gegen alles, was sich ihnen wiedersetzte, brauchten sie Gewalt. Thucydides sagt gerade heraus: die alten Einwohner von Griechenland waren Strasenräuber; und daher kommt die Gewohnheit, daß einige Völker beständig bewaffnet gehen. (Thucyd. I. c. 5.)

Ob nun gleich die Scythen ihre Könige und Richter hatten, die in den verschiedenen Provinzen die Gerechtigkeit handhabten; so unterwarfen sie sich dennoch ihren Vorstehern nicht so blindlings, daß sie sich nicht die Freyheit vorbehielten, sich selbsten Genugthuung zu verschaffen, wenn es ihre Ehre oder Interesse zu erfordern schien. So oft ein Scythe vor Gericht gefordert wurde; so stund es ihm frey seinem Gegner einen Zweykampf an zu bieten und dieser durfte sich alsdenn nicht weigern

gern, die Streitsache mit dem Degen in der Faust aus zu machen. Der Duell geschah in Gegenwart des Richters, und wer den andern überwand, der hatte den Proceß gewonnen und das Recht auf seiner Seite. Wir werden im zwölften Hauptstück dieses Buchs weiter davon reden.

Die Griechen und Römer sahen gar wohl ein, daß die Gewohnheit zu Friedenszeiten bewaffnet unter seinen Mitbürgern zu erscheinen, nothwendig alle gute Policey über den Haufen werfen müste. So bald sie also einmal den Schluß gefast hatten, gute Ordnung in ihren Staaten einzuführen, und die innere Verfassung derselben nach guten Gesetzen einzurichten; so war das erste, worauf sie ihre Gedanken richteten, dieses, daß sie auch diese Sache in Ordnung brachten. Lucian sagt, daß es bey den Griechen niemals Mode gewesen, zu Friedenszeiten öffentlich gewaffnet zu erscheinen; ja es war so gar bey Strafe verboten, ausser im äussersten Nothfall, in den Städten Gewehr zu tragen. (Lucian. de. gymnas. p. 803.) Von den Römern weiß man gewiß, daß niemand in der Stadt, ausgenommen die Soldaten, Gewehr geführt habe. Als daher einsten Marc Aurel mit dem Schwerdt an der Seite öffentlich erschien, so legte man es ihm so aus, als wenn er nach der Regierung strebte. Nur allein bey den Lustspielen, Tänzen, und Wettläufen behielten die Griechen bewaffnete Personen bey, weil diese Lustbarkeiten zugleich dazu eingerichtet waren, daß sie den jungen Leuten zur Uebung im Kriegswesen dienen sollten. Auch die Römer hatten noch etwas von dieser alten Gewohnheit bey behalten, nemlich den Tanz der Salier, und dasjenige Fest, welches sie Armilustrium, oder Waffenweihe, nennten. Alsdenn

denn zogen die Soldaten in ihrer ganzen Waffenrüstung denen zum Opfer bestimmten Thieren unter dem Schall der Soldaten-Music nach; die Thiere wurden geopfert, und sie glaubten, daß ihre Waffen dadurch gereinigt würden. Dieser Gebrauch kam ursprünglich von den Celten her, welche in ihrer General-Versammlung, die im Monath März gehalten wurde, Menschen und Waffen musterten, und zu gleicher Zeit auf einen glücklichen Feldzug Opfer brachten. (Varro de lingua latina V. p. 49.)

Wie die celtischen Völker die christliche Religion annahmen, so gaben sich die Fürsten und Bischöffe alle mögliche Mühe, diese Gewohnheit, die dem Wohl der Staaten so nachtheilig, und dem Geist des Christenthums so entgegen war, abzuschaffen. In den Capitularien der Carolingischen Kayser, ist es scharf verboten, mit den Waffen in der Kirche zu erscheinen. (Lindenbrog leg. antiq. p. 353. Capitul. Caroli M. L. VII. tit. 102.) Dem ohngeachtet ist in der folgenden Zeit die Mode aufs neue eingerissen. Man hat sich nunmehr einmal daran gewöhnt, daß man (wie sich Bruyere darüber ausdrückt) ohne Verwunderung einen Menschen zu Friedenszeiten bey der grösten öffentlichen Ruhe, mit dem Degen an der Seite, in die Kirche gehen, Aufwartung beym Frauenzimmer machen, seine Freunde besuchen, sieht; und es ist fast heutiges Tages niemand von einigem Stand, der nicht etwas an der Seite hätte, womit er den andern so gleich über den Haufen stoßen könnte. Es ist dieses ein neuer Beweiß, daß Völker, die vor andern gesittet zu seyn, vorgeben, dem ohngeachtet, in mancher Absicht, noch etwas Wildes und Barbarisches an sich haben können.

Achtes Hauptstück.

Von dem Haarputz der Celten.

Die Celten hatten einen Putz, der ihnen ganz eigen war, und woran man sie besonders kennte. Sie trugen ein sehr langes Haar, und darauf hielten sowohl Männer als Weiber unter allen übrigen Putzwerk am meisten, und wendeten auch die mehresten Kosten darauf. Der Werth, den die alten Deutschen einem langen Haare beylegten, erhellet unter andern auch daraus, daß sie denenjenigen Weibern, die des Ehebruchs überführt waren, in Gegenwart ihrer Verwandten die Haare abschnitten, und sie als ehrlose fortjagten. Eben diese Strafe thaten die Longobarden denjenigen Weibern an, die auf Anstifften ihrer Männer Gewaltthätigkeit gegen andere ausübten. (Plin. H. N. L. III. c. 4. Liv. XXXVIII. 17. Strabo II. 196. Cæs. B. G. V. 14. Vitruv. VI. 1. Ovid. trist. V. 7. 18. Tac. Germ. c. 19. Leges Longobard. ap. Lindenbroch. p. 544.) In den ältern Zeiten trugen Griechen und Römer nach Art der Celten und Scythen gleichfals lange Haare. Wenigstens braucht Homer sehr oft von den Griechen ein Beywort, das von langen und geputzten Haaren hergenommen ist. (Z. E. Iliad. II. v. 11.) Juvenal braucht ein ähnliches Beywort von den ältesten Consulen der römischen Republik. (Satyr. V. 30. Ovid. Fast. II. 29.) In der folgenden Zeit ahmten die Griechen und Römer mehr den morgenländischen Völkern nach, die sich entweder den Kopf ganz beschoren, oder die

Haare sehr kurz abschnitten, damit sie bey der Wärme des Clima nicht so viel Unbequemlichkeiten auszustehen haben möchten. Nur allein die Lacedämonier blieben bey ihrer alten Art, und behielten so wie in andern Stücken, also auch hierinnen die Gewohnheiten und Lebensart der Scythen bey. (Arist. rhetor. I. 9. Plut. apohth. II. 189.)

Nicht nur durch ein langes Haar, sondern auch noch durch eine andere Gewohnheit, die eben so allgemein war, unterschieden sich die Celten von andern Völkern. Ihre Haare waren von Natur weiß, oder blond, aber sie suchten sie durch die Kunst roth zu machen. Sie brauchten dazu eine gewisse Art von Seifen, oder Pomade, die sie aus Unschlitt, Asche und Kalk verfertigten, und damit schmierten sie sich alle Tage die Haare auf dem Kopf und am Bart. (Diod. Sic. V. 212. Plin. L. XVIII. c. 12. Mart. Epigr. XIV. 25. Ammian. Marcell. XXVII. 2.)

Hieraus ist leicht zu begreifen, warum man in ganz Celtica keine andere als rothköpfige Menschen antraf. Die allgemeine Mode brachte es so mit sich, daß Männer und Weiber auf diese Art ihre Haare färbten. Als Caligula und Domitian einen Triumph über die Deutschen halten wollten, und dennoch keine Gefangene von ihnen in ihrer Gewalt hatten, so rafften sie eine Menge Menschen, die von einer ansehnlichen Leibesstatur waren, zusammen; zwungen sie, daß sie ihre Haare musten wachsen lassen, und alsdann roth färben. Hiedurch wollten sie die Römer überreden, daß es lauter Deutsche wären, die sie als Kriegsgefangene eingebracht hätten. (Sil. Ital. XVI. 471. Virg. Aeneid. VIII. 759. Ammian. Marc. XV. 12. Tac. Germ. 4. Vitruv. VI. 1. Sueton. Cal. c. 47.) Festus

stus und Valerius Maximus merken an, daß in den ältesten Zeiten der Republik das römische Frauenzimmer ihre Haare ebenfals mit Asche roth gefärbt habe. Man wird sich über diese Aenlichkeit der Römer mit den Celten nicht verwundern, wir finden sie noch in mehrern Stücken. Ehe die griechischen Sitten bey diesem neuen Volk, welches, wie wir oben gezeigt haben, aus den alten Einwohnern des Landes und den Griechen, die sich in dem Königreich Neapel niedergelassen hatten, in eines zusammen geschmolzen war, völlig eingeführt wurden, waren sie in wenig Stücken von den Celten unterschieden. (Pompon. Fest. p. 72. Val. Max. II. 1.)

Uebrigens hatten die Römer noch zu den Zeiten des Augusts und seiner Nachfolger an rothen Haaren ein besonderes Vergnügen. Ich will hier nicht von den Kayfern Caracalla und Gallien reden, die sich vielleicht aus Staatsmaximen nach der Mode der Deutschen richteten, um diesen Völkern, woraus sie ihre Leibwacht genommen hatten, zu schmeicheln; sondern wir wollen die Sache im Allgemeinen ansehen. Wie rühmlich muß es nicht den celtischen Völkern gewesen seyn, da sie sahen, daß die vornehmen römischen Frauenzimmer ihnen ihren Haarputz abborgten. Sie ließen mit großen Kosten aus Gallien und Deutschland gemachte Haare zum Kopfputz, und Pomade, ihre Haare roth zu färben, kommen. Tertullian und der heilige Hieronymus bestrafen diesen Mißbrauch sehr ernstlich. Der erstere sagt, daß die römischen Damen, die ihre Haare roth färbten, ihr Volk und Vaterland verleugneten; der andere nennt es gar eine Tracht der Hölle. Diese Strafpredigt würde zu scharf und zu übertrie-

ben scheinen, wenn man nicht wüste, daß der Grund von dieser Mode in der Galanterie gelegen hätte, als welche endlich, nachdem sie diesen Geschmack in der Hauptstadt des römischen Reichs allgemein gemacht hatte, auch zur Verderbnis der Sitten ausserordentlich viel beygetragen hat. (Ovid. Amor. I. 14. 45. id. Art. am. III. v. 163. Martial. V. 68. XIV. 25. Tertull. de cultu fœminar. c. 6. Hieron. ep. 7. ad Lætam. T. I. p. 36.)

Diese Gewohnheiten waren allen Celten überhaupt eigen; man kannte sie an ihren langen und rothen Haaren. Ausserdem aber unterschieden sich auch die celtischen Völker von einander selbst. Zum Exempel die Thracier, Gothen, Sachsen, Pellasger, ließen nur diejenige Haare wachsen, die ihnen über die Schultern herab hiengen, und beschoren sich den Vorderkopf. Sie brauchten diese Vorsorge zu dem Ende, damit, wenn sie mit einem andern im Gefecht zum Handgemeng kämen, man sie nicht beym Schopf faßen könnte. (Strabo L. X. p. 465.) Hingegen die Sicambrer, Longobarden, und einige andere deutsche Völker, hatten eine ganz entgegen gesetzte Gewohnheit. Sie beschoren sich den hintern Theil des Kopfs, und ließen die Haare, die sie forne auf dem Schopf trugen, über die beiden Backen herunter hängen. So trug auch der Kayser Caracalla zur Nachahmung der Deutschen seine Haare. Uebrigen erlaubten überhaupt die Celten den jungen Leuten nicht eher, sich den Kopf auf die eine oder andere Art bescheren zu lassen, als bis sie einen Feind getödet hatten. Ja einige Herzhafte thaten sogar ein Gelübde, sich nicht eher bescheren zu lassen, als bis sie den Feind, den sie sich vorgenommen hatten, getödet hätten. (Sidon. Apoll.

L. VIII. ep. 9. Paul. Diac. hist. Longob. IV. 7. Tac. Germ. c. 30. Hist. IV. 61.) Die Franken beschoren sich rings um den Kopf herum, und ließen nur oben auf dem Scheitel die Haare stehen. Die Gallier und Brittannier beschoren sich gar nicht, sondern ließen die Haare ganz stehen. (Sil. Ital. XV. v. 671. Cæs. B. G. V. 14. Agath. I. p. 11.) Ueber dieses waren auch einige Nationen unter den Celten, die sich die Haare oben auf dem Kopf zusammen bunden, und in einem Schopf, oder auch mehrere, aufthürmten; theils damit sie selbst desto größer scheinen, theils damit ihre Toupets wie Hörner aussehen möchten. Noch andere Celten behielten die Gewohnheit der alten Scythen bey, und ließen ihre Haare zerstreut, auf den Schultern herum fliegen. Andere endlich flochten sie in Zöpfe, und ließen sie über den Rücken herunter hängen. (Diod. Sic. IV. 212. Plin. H. N. XVIII. 12. Martial. Epigr. XIV. 25. Ammian. Marc. XXVII. 2. Claudian. de laude Stiliconis II. v. 240. Tac. Germ. c. 38. Lucan. I. 442. Tacit. Agricola c. 2. Statius Thebaid. IV. 266. Martial. I. 3. V. 38. Isidor. XIX. c. 23.)

In einem jeden Volk konnte man ferner auch an der Art, wie sie ihre Haare trugen, abnehmen, ob jemand ein Edelmann, oder Freyer, oder Knecht sey. Die vornehmen Herrn machten mit ihrem Haarputz einen großen Staat. Sie hatten die Freyheit ihre Haare länger zu tragen, als die übrigen vom Volk. Daher bekamen unter den Gothen die Edelleute den Namen Capillati. Vielleicht ist dieses eine lateinische Uebersetzung des unter den thracischen und illyrischen Fürsten sehr gewöhnlichen Namens, Langhaar. (Cassiadorus Var. IV. p. 75. Claudian. de bello Getico v. 499.

Jornand. c. 2.) Aus eben dieser Ursache gaben die Franken den Königen und Fürsten ihrer Nation die Namen, Criniti, Crinigeri, Cristati, weil der Haarbusch ein Zeichen ihrer Würde war: im Gegentheil wurde es für eine Beschimpfung gehalten, wodurch angezeigt wurde, daß man sie ihrer Würde entsetzt habe, wenn man ihnen die Haare abschnitte und den Kopf beschor. Auch bey den persischen Königen war der Haarputz ein Kennzeichen der Würde. (Leges Salicæ p. 324. Claudian. de laud. Stilic. L. I. v. 203. Gregor. Turon. L. II. p. 378.)

Alle Schriftsteller, die von der Haarzucht der Celten reden, stimmen darinnen mit einander überein, daß sie sich nicht deswegen so viele Mühe darum gegeben hätten, um einen schönen Kopf zu haben, oder nach Art unserer Stutzer, sich beym Frauenzimmer dadurch beliebt, oder geliebt zu machen; sondern vielmehr um ihren Feinden dadurch Schrecken einzujagen. Clemens von Alexandrien sagt, daß ihre dichte und stracke Haare etwas fürchterliches gehabt hätten. Diodor von Sicilien hat schon vor ihm angemerkt, daß die Gallier mit ihren stracken und borstigen Haaren den Satyren geglichen hätten. (Clemens Alex. Pædag. III. 267. Diod. Sic. V. 214.)

Tacitus bemerkt ebenfalls von den Sueven, daß sie ihre Haare auf dem Scheitel in einem Schopf zusammen gebunden hätten, damit sie desto größer, und dadurch ihren Feinden fürchterlicher scheinen möchten. Der vorher angeführte Clemens von Alexandrien, macht folgende Beschreibung: „ihre rothen Haare, die der Blutfarbe ähnlich sind, scheinen überall Krieg und Blutvergießen anzukündigen.“ Dieser Einfall kan zwar

in dem Munde eines Redners zur Noth entschuldigt werden; aber den Geschichtschreibern, die ihn nachgeschrieben und auf Unkosten der Celten im eigentlichen Verstand gebraucht haben, ist es nicht zu verzeihen. So macht es Mezerai, der von den Celten sagt, daß sie ihre Haare deswegen roth gefärbt hätten, um dadurch ihren Feinden beständig mit Blut und Feuer zu drohen. (Mezerai histoire de Franceavant Clov. p. 29.) Wahr ist es, daß sich die Celten bemühet haben, dichtes und strackes Haar zu haben. Die Seife, die sie dazu brauchten, hatte ausserdem noch diese Eigenschaft, daß sie den Haaren eine röthliche Farbe gab. Diese Farbe wurde daher überhaupt damals eben so hoch geschätzt, als bey uns vollkommen schwarze, oder vollkommen blonde Haare.

Von den Kopfhaaren kommen wir nun auf den Bart, in Ansehung dessen die Celten auch ihre besondere Gewohnheit hatten. Am gewöhnlichsten war es, daß sie sich das Kien und die Backen beschoren, aber einen großen Knebelbart stehen liesen, der sie im Essen sehr hinderte. Der Bart muß unter ihnen in einem großen Ansehen gestanden haben, da sie bey ihrem Bart eben sowohl, als bey ihrem Schwerdt zu schwören pflegten. Auf diese Art schwuren sich Clovis und Alarich einen ewigen Frieden zu. Der letzte ergriff den ersten beym Bart, und so schwuren sie sich eine immerwährende Freundschaft. (Cæs. B. G. V. 14. Diod. Sic. V. 212.)

Hiernächst hatten die Celten noch einen andern Schmuck, der ihnen vor andern eigen war. Sie trugen um den Hals goldene Ketten, oder Halsbänder. Auch hatten sie um die Aerme und Hände Bänder von eben diesem Metalle. So viel

man aus den Nachrichten der Alten urtheilen kan, so war dieses besonders ein Vorrecht der Standspersonen, und besonders solcher, die unter den Kriegsvölkern eine Befehlshaberstelle begleiteten. Wenn Polyb ein gallisches Kriegsheer in Schlachtordnung beschreibt, so sagt er, daß das erste Glied aus solchen Leuten bestanden habe, die mit goldenen Hals- und Armbändern geschmückt gewesen wären, das ist, vornehmen Standspersonen, die allemal an der Spitze der andern fochten. Wenn Herodot von dem Mardonius redet, welchen Xerxes in Griechenland gelassen hatte, um den Krieg daselbst fortzusetzen; so sagt er, daß er aus dem persischen Heere alle Personen, die Hals- und Armbänder getragen hätten, das ist, den Kern des Adels, ausgelesen hätte. (Diod. Sic. V. 212. Polyb. II. 119. Virg. Aeneid. VIII. v. 660. Sil. Ital. IV. v. 154. Plin. XXXIII. 3. Herodot. VIII. 113. Curtius III. 3.)

Daher mag es auch gekommen seyn, daß, wenn Livius von einem Sieg redet, den die Römer über die Gallier erhalten hatten, er ordentlicher Weise die Zahl der Hals- und Armbänder, die sie von den Feinden erbeutet hatten, anführt. Daraus konnte man die Zahl der Officiers und Standspersonen, die in dem Treffen geblieben waren, sicher berechnen. Die tapfersten Krieger tratten gemeiniglich aus den Gliedern heraus, stellten sich zwischen die beiden Heere, und forderten die Tapfersten und Herzhaftesten von den Feinden heraus, und diese waren ordentlicher Weise mit Halsbändern geschmückt, das ist, welche den Heldenmuth ihres Adels beweisen, und sich durch eine hervorleuchtende That unter ihren Landsleuten einen Ruhm erwerben wollten. (Liv. XXIV.

42. XXXIII. 36. XXXVI. 40. VII. 10. Gell. Noct. Att. IX. 13. Plin. H. N. XXXIII. 1.)

Die Celten hielten auf diesen Schmuck ausserordentlich viel. Hals- und Armbänder wurden zu Geschenken gebraucht, die man den Königen, die in dem Ruhm der Tapferkeit stunden, brachte; so gar die Römer brauchten sie zu Belohnungen, die sie den celtischen Völkern, die sie in ihrem Dienst hatten, wegen ihres Wohlverhaltens im Krieg, gaben. Sie nennten diese Halsbänder calbeæ armillæ. Viele sind der Meinung, daß sie von der gelben Farbe des Goldes so wären benennt worden. (Veget. de re milit. L. II. c. 7. Scaliger Epist. L. IV. ep. 427. Aber von Ringen findet man nicht, daß sie unter den celtischen Völkern angetroffen wurden; doch wollen wir einige Stellen aus den Alten anführen, wo beyläufig von denselben Erwehnung geschieht. (Plin. XXXIII. 1. Diod. Sic. V. 211. Liv. I. 11. Tacit. Germ. c. 31.)

Neuntes Hauptstück.

Von dem Reichthum der Celten, ihrem Ackerbau, und mechanischen Künsten.

Bisher haben wir die Celten nur auf der Aussenseite angesehen; nun müssen wir aber auch den Charakter dieses Volks, ihre Neigungen, Tugenden und Laster kennen lernen. Man wird sich gar nicht wundern, wenn man bey ihnen, so wie bey allen Völkern, gutes und böses, grosses und klei-

kleines, edles und unedles, unter einander antrifft. Man muß ihnen manches zu gute halten, weil sie grösstentheils keine Kenntnis von dem hatten, was den Geist bildet, und das Leben angenehm macht. Aber darüber wird man sich wundern, wenn man siehet, daß dasjenige, was man mit Recht Wildheit und Barbarey unter diesen Völkern nennt, gerade dasjenige ist, was nur unter veränderten Namen bis auf uns gekommen ist.

Die Lebensart der Scythen und Celten zeigt uns deutlich genug, worinnen ihr Reichthum in den ältesten Zeiten bestand. Völker, die keine feste Wohnung hatten, Völker, die sich mit dem Ackerbau im geringsten nicht beschäfftigten, und die es nicht einmal der Mühe werth achteten, sich Felder als ein Eigenthum, die sie bearbeiten könnten, zu zu eignen; solche Völker, hatten gewiß weder Haus noch Hof, weder Felder, noch Güter. (Justin. II. 2.)

Ferner ist gewiß, daß die Celten von dem Werth des Silbers und Goldes, als Geld betrachtet, keinen Begriff hatten. Jeder Celte fand bey seiner Heerde Nahrung, Kleider, und alles, was er brauchte, und seiner Bedürfnisse waren sehr wenig. Was sie von ihren Nothwendigkeiten nicht selbsten besassen, und dieses war sehr wenig, das konnten sie von andern leicht durch den Tausch bekommen; denn dieses ist die älteste Art des Handels. Sie brauchten also kein Geld. Dieses ist uns zwar heut zu Tag bey unsern Umständen unumgänglich nöthig und nützlich, theils um den Handel und Wandel dadurch zu erleichtern, theils um den Sachen, die einer von dem andern bekommt, einen gewissen allgemeinen Werth zu bestimmen. Hingegen

in

in einem Land, wo kein Handel und Wandel ist, wo jeder für sich allein lebt, ist es völlig unnütz. In dieser Absicht gab einst Anacharsis eine sehr artige Antwort. Man fragte ihn, wozu die Griechen das Geld brauchten: er sagt, zu Rechenpfennigen, damit sie zählen lernen. (Athen. L. IV. c. 15. Tac. Germ. c. 5. Solin. c. 35.)

Der Reichthum der Scythen und Celten bestund also wie bey den Patriarchen in den ältesten Zeiten in nichts anders, als in Vieh, welches sie ernährten, und in Sclaven, die für ihre Heerden sorgten, und sie weideten. Zur Zeit des Tacitus bestund hierinnen der ganze Reichthum der Deutschen, und sie behielten noch lange Zeit hernach diese Lebensart der Celten bey. Demohngeachtet waren sie glücklich und zufrieden. Wenn diese Genügsamkeit eine Folge einer weißen Mäßigkeit gewesen wäre, so würde sie eine Tugend seyn, die uns zum Muster der Nachfolge diente; denn diese lehrt uns unsre Begierden vielmehr einzuschränken, als zu vervielfältigen. So lang die Celten in dieser Armuth lebten, so war sie ihnen eine undurchtringliche Schutzwehr, und setzte sie gegen alle ihre Nachbarn in Sicherheit. Kein Mensch gedachte sie anzugreifen; wenigstens wurde man es bald müde, mit einem Volk Krieg zu führen, bey welchem nichts als Schläge zu holen waren. Diese Vorstellung machte ein Unterthan des Cräsus diesem Fürsten, als er sich zum Krieg wieder die Perser rüstete. Was kanst du, sagte er, bey einem Volk gewinnen, das nichts zu verlieren hat? Wie viel hast du aber zu verlieren, wenn du geschlagen wirst? Herodot. I. 71.)

Allein, wenn gleich die Leidenschaften bey den Celten in Ansehung der Gegenstände, worauf sie gerich-

gerichtet seyn konnten, sehr eingeschränkt gewesen sind; so waren sie ihnen dennoch nicht gänzlich unbekannt. Ja es scheint, daß sie sich anfänglich blos deswegen mit so wenig Gütern begnügten, weil sie keine andere kennten. (*) Cäsar giebt uns einen Beweiß davon. Er vergleicht die Gallier und Deutsche mit einander, und merkt dabey an, daß die fremden Schiffe, die in Gallien angelän-

---

(*) Oben im dritten Capitel dieses Buchs hat Herr Pelloutier bewiesen, daß die Scythen im geringsten nicht gesucht hätten, sich Ergötzlichkeiten zu verschaffen, indem sie solche für schädlich hielten: folglich müssen sie ihnen nicht unbekant gewesen seyn. Die Gallier musten mit Gewalt zum Ackerbau gezwungen werden; die Nervier und Belgier verboten die Einfurth des Weins in ihr Land: folglich müssen sie so ganz unwissend nicht gewesen seyn. Aus eben dem Grund lies Boerebistas, König der Geten, alle Weinstöcke in seinem Land ausrotten. Sie verachteten also den Wein, nicht, weil sie ihn nicht kennten, sondern weil sie ihn nicht für nützlich für sich hielten. Dazu gehört wenig oder gar keine Ueberwindung, eine Sache nicht zu begehren, die man nicht kennt; aber die Celten bewiesen sich wirklich tugendhaft, daß sie manchen Ergötzlichkeiten entsagten, weil sie sie für schädlich hielten: Sie waren also nicht aus Armuth, sondern auch aus Tugend mäßig; wenigstens in den ältesten Zeiten, wo sie noch nicht durch andere Völker verdorben waren.

geländet wären, schon seit langer Zeit mit dem Reichthum auch die Schwelgerey in das Land gebracht hätten; die Deutschen im Gegentheil, die man damals noch wenig kennte, und die von Fremden selten besucht würden, führten eine sehr sparsame und armselige Lebensart. (B. G. VI. 24.)

Gold und Silber war unter allen denjenigen Stücken, die zum Pracht und Reichthum gerechnet werden, das erste, woran diese Völker in der Folge einen Geschmack bekamen. Es hatte zwar unter ihnen in dem innern Theil des Landes keinen Gebrauch; aber sie hielten es doch für nützlich, um von den benachbarten Völkern Wein und andere Sachen, die ihnen nach Geschmack waren, dafür zu kaufen. Tacitus macht eine gute Beschreibung von den Deutschen. Er sagt: „man sieht bey ihnen silberne Gefäße, womit wir ihren Fürste und Gesandten beschenkt haben; und sie machen sich so „wenig daraus, als wann sie von Ton wären. „Diejenige, die an das römische Reich gränzen, „legen zwar dem Gold uud Silber einigen Werth „bey, weil sie es zum Handel mit uns brauchen „können; allein in dem Innersten des Landes „herrscht die alte Einfalt; der ganze Handel be„steht dort in dem Tausch der Waaren." Und ferner sagt er; „sie haben von uns einige Münzen „bekommen, doch haben sie die silbernen lieber „als die goldene, weil ihnen Stücke von geringen „Werth bequemer sind, indem sie lauter gemeine und wohlfeile Sachen kaufen. (Tac. Germ. c. 5.) Aber in der Folge der Zeit lernten sie dieses Metall besser kennen, und benutzen, als man glauben sollte. Sie stunden deswegen nicht ohne Grund in dem Verdacht, daß sie nichts ohne Geld thäten; und daß sie zu allem fähig wären, wenn

sie

sie nur Geld blinken sähen. Nach und nach bequemten sie sich stufenweis, in Ansehung des Eigenthums der Güter, nach dem Beyspiel gesitteter Völker. Vielleicht ist hier der wahre Ursprung der Lehengüter zu suchen. Man überlies einem Mann den Besitz gewisser Ländereyen, unter der ausdrücklichen Bedingnis, niemals die Kriegsbeschäfftigungen fahren zu lassen. Wenn wir von der Staatsverfassung der Celten, die überall einerley war, reden werden, so werden wir diese Materie näher bis auf den Grund untersuchen.

Was den Ackerbau selbsten anbelangt, so fiengen die celtischen Völker sehr spät an, einigen Fleiß auf denselben zu wenden. Wenn man Griechenland ausnimmt, so wuste man in ganz Europa in einem Zeitraum von dritthalb tausend Jahren, noch nicht, was der Landbau, was säen und pflanzen sey. Auch noch zu der Zeit, da die Celten bereits einige Kentnis von den Vortheilen und Vergnügen hatten, welches die Menschen aus dem Ackerbau schöpfen können, waren sie in ihren Grundsätzen, wenn man ihrer eingeführten Lebensart anders diesen Namen geben kan, so verhärtet, daß sie den Ackerbau, als eine niederträchtige, sclavische, und Kriegsleuten unanständige Beschäftigung ansahen. Sie überließen ihren Weibern, Kindern, alten Männern und Sclaven, die Sorge für den Landbau, sie selbsten aber führten die Waffen, giengen in Krieg, und lebten blos für ihren Degen. (Max. Tyr. diss. XIII. p. 61. Justin. XLIV. 3. Sil. Ital. III. v. 344. Tac. Germ. c. 15. Herod. V. 6.)

Man nicht begreifen, wie es die Menschen für eine Unehre haben halten können, die Erde, die doch von der Natur zur Ernährung und Erhal-

tung

tung der Menschen bestimmt ist, zu bauen; es ist widersinnisch, daß sie lieber von anderer Leute Arbeit, als ihrer eigenen, haben leben wollen, und in dieser Absicht aus dem Strafenraub eine ordentliche Lebensart gemacht haben. Es hielt weit schwerer, wie Tacitus von den Deutschen sagt, „ wenn man sie überreden wollte, das Land zu „ bauen, und Früchte einzuerndten, als einen „ Feind anzugreifen, und voller Wunden wieder „ zurück zu kommen. Sie hielten es für ein Zei„ chen der Faulheit und Zaghaftigkeit, dasjenige „ im Schweiß seines Angesichts zu erwerben, was „ man sich mit Gefahr seines Lebens verschaffen „ könnte. " Viele finden zwar etwas Großes in diesem Gedanken; allein im Grund betrachtet ist es nichts anders, als eine eingewurzelte Wildigkeit, die man ehemals bey allen europäischen Völkern antraf, und die so fest bey ihnen saß, daß sie weder Vernunft noch Christenthum von Grund aus ausrotten konnte. (Tac. Germ. c. 14.)

Eben so niedrig dachten diese Völker von den mechanischen Künsten. Diese Verachtung war eine Folge desjenigen Vorurtheils, mit welchem sie gegen den Ackerbau, und dieienige, die sich damit abgaben, eingenommen waren. Ob sie nun gleich nach und nach hierinnen anders Sinnes wurden; so sahen sie doch dasjenige, was wir ein Handwerk oder eine Profession zu nennen pflegen, immer als etwas niedriges und schlechtes an, welches nicht allein demjenigen, der es trieb, sondern auch sogar seinen Kindern, in Ansehung der Ehre nachtheilig wäre. Es ist der Mühe werth, dasjenige, was Herodot hierüber sagt, von Wort zu Wort hier anzuführen. „ Die Scythen, sagt er, die „ Perser, Lydier, und mit einem Wort alle bar-

„ barische Völker, sehen alle diejenige, die ein
„ Handwerk lernen, nebst ihren Kindern, als
„ den schlechtesten und niedrigsten Theil des Pö-
„ bels an. Diejenige im Gegentheil, die kein
„ Handwerk treiben, sondern sich einzig und al-
„ lein dem Kriegswesen widmen, werden für
„ Vornehm gehalten. Die Griechen, und be-
„ sonders die Lacedämonier haben von ihnen eben
„ diese Grundsätze angenommen, auch die Corin-
„ thier verachten die Handwerksleute mit einer
„ überaus stolzen Mine. (Herodot. V. 167.)

Diese Vorstellungen, die offenbar gegen die Vernunft streiten, haben sich nach der Zeit des Herodots fast gar nicht geändert. Poßidonius, der in dem Gefolg des großen Pompejus in Gallien gereist war, führt noch zu seiner Zeit an, daß die Gallier ihre Weiber und alten Leute dazu gebraucht hätten, den Goldsand aus den Flüßen zu sammeln. (Athen. L. VI. c. 4.) Noch gegen das Ende des dritten Jahrhunderts waren die Celten gegen die Handwerker mit Vorurtheilen eingenommen. (Euseb. præp. Evang. L. IV. c. 10.) Sie wollten ihre Verachtung der mechanischen Künste damit beschönigen, daß sie behaupteten, sie führten nur Weichlichkeit und Schwelgerey in die Gesellschaft ein, in dem sie zugleich mit dem Vergnügen und den Bequemlichkeiten des Lebens ein unzählbares Heer von Lastern hervorbrächten; allein man siehet deutlich ein, daß ihre angeführten Gründe blos ein Vorwand waren, womit sie ihre natürliche Unthätigkeit und Faulheit, ingleichen ihre wunderlichen Begriffe, die sie sich von der Ehre eines Kriegsmannes machten, indem sie ihm eine jede andere Lebensart, die nicht unmittelbar mit den Waffen verbunden

war,

war, für nachtheilig hielten, vertheidigen wollten.

Man wird davon noch deutlicher überzeugt werden, wenn man ihre Gesinnungen, die sie gegen andere nützliche Künste und Wissenschaften hegten, beurtheilt. Ihre Priester trieben neben einigen nichts bedeutenden und aberglaubischen Wissenschaften, die Gottesgelehrtheit, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunst; sie maßten sich dieser Wissenschaften ganz allein an, theils um das gemeine Volk in einer beständigen Unterwürfigkeit zu erhalten, theils auch um als das allgemeine Orakel der Nation angesehen zu werden, zu welchem man in öffentlichen und Privatsachen seine Zuflucht nehmen muste. Die übrigen Celten, die alle Anstrengung und Arbeit sowohl der Seele als des Leibes, für etwas sclavisches hielten, ließen den Druiden von Herzen gern die Ehre, und hielten sie nicht allein für gelehrt, sondern auch für wahrhafte Zauberer. Noch in den spätern Zeiten findet man deutliche Spuren von dieser Abneigung der Celten gegen die Wissenschaften. So stellten nach dem Zeugniße des Procops, die vornehmen Herrn des gothischen Reichs, der Amalasuntha, der Mutter und Vormünderin des Königs, Athalarichs, vor, daß die Wissenschaften der Tapferkeit nachtheilig wären; sie sagten ihr gerade heraus, daß ein Prinz, der in die Schule gieng, und gewöhnt würde, sich für der Zuchtruthe zu fürchten, niemals so viel Muth bekommen würde, daß er einen Degen ohne Furcht ansehen würde. (Procop. Goth. L. I. c. 2.)

Die ganze Gelehrsamkeit der Celten überhaupt bestunde darinnen, daß sie gewisse Lieder, in welchen die Grundsätze ihrer Religion, ihre Gesetze, ihre Geschichte, und was sonst das gemeine Volk

wissen sollte, enthalten war, auswendig lernen muſten. Diese Lieder waren die einzigen Jahrbücher aller europäischen Völker.

Zehntes Hauptstück.

Von den Liedern der Celten.

Man wird es dem ersten Anschein nach, für einen sehr widersinnischen Satz halten, wenn man behauptet, daß in Europa die gebundene Schreibart viel älter sey, als die ungebundene. Alle Völker sind im Stand, so zu schreiben, wie sie im gemeinen Leben reden; allein, um Werke der Dichtkunst hervor zu bringen, dazu wird schon eine ganz besondere Anlage, ein größerer Geist, der von einer Art der Begeisterung belebt wird, erfordert. Ferner, da die Worte dazu bestimmt sind, die Gedanken und Empfindungen der Seele auszudrücken; so sagt uns schon der gesunde Menschenverstand, daß wir in unsern Reden die klärsten und deutlichsten Worte brauchen müssen, um dem andern dasjenige zu verstehen zu geben, was wir denken. Es scheint der Vernunft offenbar entgegen zu seyn, wenn man die Ordnung der Gedanken verkehrt, die eigentlichsten Ausdrücke, die man in der Sprache hat, nicht braucht, und sich dem Zwang des Reims, oder des Sylbenmaßes unterwirft. Aus diesen Gründen sollte man ganz natürlich auf die Vermuthung kommen, daß die Menschen erst ganz spät angefangen hätten, sich von dieser Regel der Natur zu entfernen,

nen, welche sie gewißlich nicht gelehrt hat, in Versen zu reden.

So widersinnisch es aber scheint, so eine unleugbare Wahrheit ist es. Man hat weit eher Dichter, als Redner und Geschichtschreiber gehabt. Die griechischen und römischen Schriftsteller haben den Zeitpunkt genau angemerkt, wann man in beyden Sprachen angefangen hat, in ungebundener Rede zu schreiben; allein den Ursprung und Anfang der Dichtkunst zu bestimmen, ist eine vergebliche Arbeit; er geht über die Jahrrechnung mit Olympiaden, und über den trojanischen Krieg hinaus. (Lactant. V. 5. VII. 22. Plin. H. N. VII. 56.)

Wenn man die Sache genau überlegt, so kan man die Ursache, warum man in Europa so frühzeitig angefangen hat, sich auf die Dichtkunst zu legen, ohne viele Mühe ausfündig machen. Die ältesten Einwohner von Europa kennten die Buchstaben nicht; erst ganz spät lernten sie sie von den Phöniciern. Vor dieser Zeit vertraute man alles Merkwürdige dem blosen Gedächtniße an, was man in der folgenden Zeit auf das Papier schrieb. Gesetze, Religion, Geschichte der Völker, der Fürsten, der Familien, alles dieses brachte man blos durch mündliche Erzählungen in das Gedächtnis, und auf eben diese Art pflanzte man es auf die Nachwelt fort. Durch die ungeheure Menge von Sachen, deren Andenken man erhalten wollte, muste das Gedächtnis nothwendiger Weise sehr überladen werden, und es kostete unendlich viel Mühe, da sie weder lesen noch schreiben konnten, daß sie alles dieses auswendig lernen musten. Man suchte also ein Mittel ausfündig zu machen, wodurch man dem Gedächtniße zu Hülfe kommen

wollte. Die Verse schienen hiezu am geschicktesten zu seyn, weil man durch die Erfahrung überzeugt wurde, daß Sachen, die in Verse eingekleidet waren, leichter in das Gedächtnis gebracht, und darinnen erhalten werden konnten, als was in ungebundener Rede vorgesagt wurde.

Diese Verse waren ehemals die einzigen Jahrbücher der Celten, und überhaupt aller europäischen Völker. Die Dichter, die sie verfertigten, wurden bey den Celten Barden genennt; ein Name, der sowohl einen Dichter, als Sänger und Tonkünstler, anzeigte. Ohne Zweifel ist hievon das Wort Barditus abgeleitet, worunter Tacitus den Schlachtgesang versteht, den die alten Deutschen, ehe sie in das Treffen giengen, absungen. (Collectan. Leibnitz Tom. II. p. 65. Tac. Germ. c. 3.) Diese Barden stunden unter ihrem Volke in einem so großen Ansehen, daß sie oft durch ihre Ermahnungen ganze Armeen, die im Begriff stunden, Handgemein zu werden, zurück hielten. Aus dieser Ursache haben sie einige zu Priestern der Celten gemacht; allein es ist nicht bewiesen; denn die genauesten Schriftsteller unterscheiden allemal die Barden und Druiden von einander. (Diod. Sic. V. 213. Strabo L. IV. p. 197.) Andere sind durch eine Stelle aus dem Athenäus verführt worden, und haben aus diesen ehrwürdigen Dichtern des Alterthums Schmarotzer gemacht. Würde ihnen aber dieser Character, wenn sie ihn auch gehabt hätten, unter ihrer Nation so viel Hochachtung zugezogen haben? würden sie nicht vielmehr auf das empfindlichste verachtet worden seyn? Wir wollen die Stelle aus dem Athenäus selbst hersetzen, und den Lesern zu urtheilen überlassen, ob man daraus

die

die vorgeworfene Schmarotzerey der Celten beweisen könne.

„ Poßidonius von Apamea, (dieses sind seine Worte) „ sagt im drey und zwanzigsten Buch „ seiner Geschichte, daß die Celten, auch wenn sie „ zu Felde giengen, die Gewohnheit gehabt hätten, „ ein großes Gefolge von solchen Leuten mit sich „ zu nehmen, die man Schmarotzer nennte. Die„ se Leute, wurden an den Tischen ihrer Gönner „ gefüttert, und davor sungen sie Loblieder, nicht „ allein dem ganzen Volk, das sich haufenweis um „ sie herum versammelte um sie zu hören, sondern „ auch jedem insonderheit, der Lust hatte, sie anzu„ hören. Diese Lieder werden von den Barden „ verfertigt, denn so nennte man die Dichter, „ die die Gesänge zum Lob der Großen verfertig„ ten. " Wer siehet hier nicht, daß Poßidonius die Barden, welche die Lieder und die Melodien dazu verfertigten, offenbar von den Schmarotzern, die sie als Bänkelsänger hier und dar absungen, um dadurch die Parthey derjenigen, denen sie anhiengen unter dem gemeinen Volk zu vergrößern, unterscheidet? Vielleicht sind die vorgeblichen Schmarotzer keine andere Personen gewesen, als diejenigen, die man sonst Soldurii nennt, und die ein Gelübde auf sich hatten, mit ihren Patronen zu leben und zu sterben? (Athen. VI. 2.)

Indessen wollen wir gar nicht leugnen, daß nicht vielleicht unter den Barden auch einige Schmarotzer sollten gewesen seyn. Sie beschäftigten sich mit dem Lobe der Lebendigen. Die großen Herrn, besonders die an der Spitze einer Parthey stunden, hatten ordentlicher Weise einen Dichter in ihrem Sold, der davor bezahlt wur-

de, daß er den Adel und die Tapferkeit seines Herrn in Gesängen erheben, und zugleicher Zeit die Häupter der gegenseitigen Parthey auf eine beissende Art durchziehen sollte. Es war deswegen beynahe unvermeidlich, daß Dichter von diesem Schlag nicht zuweilen in eine niederträchtige Schmeicheley sollten verfallen seyn. Unter den Günstlingen des Apollo hat es zu allen Zeiten Seelen gegeben, die ihre Kräfte fürs Geld oder Geldeswerth verkauft haben; allein man würde offenbar ungerecht urtheilen, wenn man es dem ganzen Orden der Dichter zur Last legen wollte, daß alle Schmarotzer wären.

Diese Barden werden bald Dichter genennt, weil sie die Lieder verfertigten; bald Sänger und Tonkünstler, weil sie ihre Gedichte unter Beystimmung musicalischer Instrumente absungen. Auch unter den Sarmaten treffen wir dergleichen Dichter an. Bey der Beschreibung desjenigen Gastmahls, welches Attila bey einer gewißen Gelegenheit gab, wird unter andern auch dieses gemeldet, daß zwey Barbarn die Siege dieses griechischen Königs in Liedern die besonders dazu wären verfertiget worden, besungen hätten. (Prisc. rhetor in excerpt. legat. p. 67. Jornandes Getic. c. 49.)

Die Lieder, welche die Celten auf die vorhin beschriebene Art auswendig lernen musten, waren von einem verschiedenen Inhalt. Einige, die man historische Lieder nennen könnte, enthielten Nachrichten von dem Ursprung der Völker, ihren Wanderungen, Kriegen, und überhaupt von allem demjenigen, was unter einem Volk merkwürdiges geschehen ist. Daher ist es auch gekommen, daß die alte Geschichte der Celten mit so vielen Fabeln

beln untermischt ist. Sie kam den Dichtern unter die Hände; das ist alles gesagt, was eine Geschichte zweifelhaft machen kan. Nicht alle Dichter sind ihrer Geschichte so treu, als Lucan, dem man aber eben deswegen die Ehre eines epischen Dichters streitig machen will, weil er sich nicht dem reissenden Schwung seiner Einbildungskraft und Erfindungen überlassen hat, sondern sowohl in Ansehung der Sachen, als auch der Einkleidung seiner Erzählungen genau an die Wahrheit der Geschichte gehalten hat. (Tac. Germ. c. 2. Fabricii biblioth. Lat. Tom. I. p. 74.)

Andere Lieder enthielten die Gesetze und Gewohnheiten der Völker, oder ihre dogmatische Lehrsätze und Religionspflichten. (Prudent. apotheos. v. 296.) Noch andere waren Lieder oder Gesänge in der eigentlichsten Bedeutung. Sie wurden auf alle Gelegenheiten und unter allerley Umständen gemacht; Geburt, Heyrath, Tod, Begräbniße, Opfer, gottesdienstliche Feyerlichkeiten, Krieg und Friede, waren die Gegenstände derselben. (Sidon. Apoll. panegyr. major. v. 219. Jornand. c. 41. Solin. c. 25.)

Sie hatten auch eine Art Lieder, die sie sungen, wenn sie in das Treffen giengen. Diese brauchten sie dazu, um den Soldaten desto mehr Muth zu machen. Dieses war der sogenannte Bardit, oder Schlachtgesang, den auch die Römer von den Celten annahmen, als sie bey ihrer Armee deutsche und gallische Hülfsvölker hatten. (Veget. III. 18. Ammian. Marcell. XVII. 13.) Wenn sie von der Schlacht siegreich zurück kamen, so stimmte der Heerführer den Siegsgesang an, um Gott für den Sieg, den sie erhalten hatten,

zu danken. (Diod. Sic. V. 212. Liv. XLII. 60.) Arbeiter sungen auch während ihrer Arbeit, um sich die Beschwerlichkeit derselben zu versüssen. Dieses finden wir auch bey den Phrygiern, Bythiniern, Mariandinern, lauter celtischen Völkern in Klein-Asien, und diese gaben dieser Art von Liedern einen besondern Namen, Lityersen. Einige leiten diesen Namen von dem Wort, Lit (Leut, Volk) und Werk ab, weil sie die Leute bey ihrem Werk, oder Arbeit sungen; andere, besonders die Griechen leiten sie von einem ihrer Fürsten, mit Namen Lityerses, her. (Athen. X. 3. XIV. 3. Pollux. I. 1. 33. Bochart Geogr. sacr. diss. de Aenea. p. 17.) Es gab unter den Barden Dichter, die, wie viele unter unsern neuern, sich mit Kleinigkeiten abgaben, und allerhand ärgerliche und unanständige Dinge in Verse brachten. Man nennte diese Art von Gedichten Vallemachiæ, das ist, ärgerliche Gesänge, vielleicht von fallen machen, oder ärgern. Sie waren eben das, was die Römer carmina fescennina nennten. (Isidor. glosar. p. 32.) Es läst sich nicht leicht ein grösseres Aergernis denken, als wenn man aus Tugend und Laster ein Gespötte macht, und das leztere unter der Maske des Vergnügens anpreist. Exempla sunt odiosa.

Der gewöhnlichste Inhalt der Bardenlieder aber war, das Lob der Gottheit. Hiemit fiengen sie ihre Oden an, und endigten sie mit dem Lobe der Helden, die sich durch Tugend und Tapferkeit hervorgethan hatten. Man überhäufte darinnen diejenigen mit Lobeserhebungen, die sich für das Beste des Staats aufgeopfert hatten. Diese Lieder sang man bey Gastereyen eben so wohl, als wenn man in das Treffen gieng. (Aelian.

(Aelian. Var. hist. XII. 23. Tac. Germ. c. 2. Lucan. I. 447. Xenoph. expedit. Cyri min. L. VI. p. 162. Virg. Aeneid. X. 281. Servius ad. h. l. Eginhardi vita Caroli M. c. 29.) Es war gewiß etwas Edles und Grosses darinnen. Man lobte die Götter, als die Quelle und den Ursprung aller Güter, und als das Muster aller Vollkommenheit. Die Helden bekamen nur in so ferne Lobeserhebungen, als sie an der Ehre der Götter, durch Nachahmungen ihrer Tugenden, und Verdienste um ihr Vaterland, Antheil hatten. Solche Lieder musten natürlicher weise eine grosse Aufmunterung zur Tugend seyn. Nur Schade, daß darinnen nicht alle Handlungen, die den Menschen wirklich groß und glückselig machen, vorkamen; sondern daß man sich allein auf kriegerische Thaten einschränkte. Diese haben oft die grossen Fürsten mit den Tyrannen und Verwüstern ganzer Länder gemein. So viel von dem Inhalt der Bardenlieder.

Was ihre äussere Form anbelangt, so ist es wahrscheinlich, daß sich die Endsylben derselben reimten. Es sagt zwar keiner von den alten Schrifftstellern etwas davon; allein, wenn man bedenkt, daß die ältesten Gedichte, der Franzosen, der Deutschen, der nordischen Völker, ja so gar der Perser, in Reimen geschrieben sind: so kann man fast mit Gewißheit behaupten, wenigstens wäre der Zweifel sehr ungegründet, daß diese Gewohnheit, wodurch sich unsre Dichtkunst von der griechischen und lateinischen unterscheidet, ursprünglich von den Celten herkomme. Diese Reimen waren von einem ausserordentlich grossen Nutzen, um dem Gedächtnis zu Hülfe zu kommen, indem man

sich

sich durch die Endigung des ersten Verses leicht auf den folgenden besinnen konnte.

Die Oden und Gedichte der Celten waren ferner in gewisse Strophen, oder Absätze, abgetheilt. Auf diese Art konnten diejenigen, die sie absungen, einige nöthige Pausen machen, um frischen Athem zu schöpfen. Von diesen Strophen, Absätzen, oder wie sie auch manchmal genennt werden, Gesetzen eines Liedes, ist bey den Deutschen, der Name der Gesetze, (leges) entstanden, so wie auch die Griechen, gewisse Versarten, und Gesetze, mit einerley Namen benennt hatten; weil ihre Gesetze in solchen Strophen enthalten, nnd darinnen abgesungen wurden. Deswegen muste auch derjenige sächsische Dichter, der auf Befehl des Kayfers, Ludwig des Frommen, das alte und neue Testament in deutsche Verse übersetzte, sein Werk in Strophen abtheilen. (Duchesne l. c. Tom. II. p. 326.)

Die Celten sungen alle ihre Lieder in Begleitung eines musicalischen Instruments ab. Die ältern und neuern Schrifftsteller sind nicht einig, was dieses Instrument für eine Form gehabt habe; einige vergleichen es mit einer Leier, andere mit einer Cither. So viel ist indessen gewiß, daß von den Scythen und Celten die Music auf die Griechen gekommen, und daß diese von jenen ihre meiste musicalische Instrumente angenommen haben. (Julian. Misop. p. 337. Tac. Germ. c. 3. Vossius de poëmatum cantu. p. 107.) Bey der Music wurden auch allerhand Arten von Tänzen angestellt, wobey die Sänger durch ihre lebhaften und hefftigen Bewegungen der Hände,

der-

der Füsse und überhaupt des ganzen Körpers, das Ansehen hatten, als wären sie besessen. Von diesem Springen und Aufstossen der Füsse bey Absingung der Lieder sind hernach die Kunstwörter, Fuß, Mensur, Scansion, in der Sprache der Dichter entstanden. Dieser Gebrauch, Gesang und Tanz mit einander zu verbinden, war unter den Celten so allgemein, daß er auch bey ihren Opfern und gottesdienstlichen Zusammenkünften eingeführt war. (Sil. Ital. III. v. 345. X. v. 231. Strabo III. 154. Pollux. L. IV. c. 14.)

Endlich waren die Tänzer vom Kopf bis auf die Füsse bewaffnet. Sie führten ungeheuer grosse Schilder, an welche sie nach gewissen Intervallen mit ihren Schwerdtern und Lanzen schlugen, und durch diese wiederholten Schläge zugleich die Mensur des Gesangs angaben. Sie hatten aber noch andere Absichten hiebey. Sie suchten dadurch dem Gesang eine grössere Lebhaftigkeit zu geben, oder auch das Gedächtnis zu erleichtern, welches sich durch diese Handgriffe die Gesänge leichter einprägen konnte; sie drückten auch durch die mehr oder weniger hefftige Bewegungen des Körpers die Leidenschaften aus, die durch die Gesänge in der Seele erregt worden waren.

Diese Gesänge machen die Jahrbücher der Celten aus. Ein spanisches Volk rühmte sich, daß es dergleichen Lieder besitze, die bis in die ältesten Zeiten hinauf stiegen, und bey sechs tausend Jahr alt wären. Nach dieser Zeitrechnung sind die Arcadier bey weiten nicht das älteste Volk unter dem Mond, wie sie sich rühmen. Beide betriegen sich aber. Die Celten glaubten, daß wenn

sie

sie sich für Indigeten, das ist, für die ersten ursprünglichen Bewohner der Erde hielten, so hätten sie dadurch ein gegründetes und unveränderliches Recht auf alle Länder der ganzen Welt. Es waren es aber die Celten nicht allein, die diese thörigte Einbildungen von sich hatten; fast alle übrige Völker hatten eben diese Vorurtheile, daß ein jedes das älteste Volk auf dem Erdboden seyn wollte. Je höher nun die Celten ihre Geschichte in das Alterthum hinaufsetzten, desto mehr Lieder musten sie haben, die die Geschichte von undenklichen Jahren her in sich hielten. Und es findet sich dieses auch in der Erfahrung gegründet. Die Jugend, deren Erziehung den Druiden anvertrauet war, muste nicht selten zwanzig völlige Jahre dazu anwenden, bis sie diese Volks- und Geschichts-Lieder auswendig lernte. Einige Schrifftsteller reden von zwanzig tausend dergleichen Gesängen, die die Celten sollen gehabt haben: aber diese Rechnung möchte doch wohl eine Verminderung leiden können. So leicht sie nun auf diese Art die ältere Geschichte ihres Volks lernten; so war doch auf einer andern Seite eine eben so grosse Unbequemlichkeit damit verbunden. Weil die Jugend ihr Gedächtnis mit so vielen poetischen Stücken wirklich überladen muste, so gewöhnten sie sich nach und nach überhaupt an eine dunkle, schwülstige und kurze Art zu reden. Und man darf sich hierüber um so viel weniger verwundern, eines theils, weil die Dichter unter den übrigen Schrifftstellern am leichtesten in diese Fehler zu fallen pflegen, andern theils, weil sie in Absicht auf den Stil allen europäischen Völkern am längsten den Ton angegeben haben.

Nunmehr wird man auch die Ursache einiger Gebräuche, die allen Scythen und Celten gemein,

bey

bey andern Völkern aber ganz und gar ungewöhnlich waren, entdecken können. Man erzählt zum Exempel, als etwas ganz ausserordentliches, daß die Spanier, Gallier, Brittannier, Deutsche, Thracier, Illyrier, und einige Asiatische Scythen, mit eben solcher Munterkeit und Frölichkeit in das Treffen gegangen wären, als man gewöhnlich zum Tanz und zu einem Gastmal zu gehen pflegt. (Liv. V. 37. VII. 10. XXI. 28. Gell. N. A. L. IX. c. 13. Diod. Sic. I. 215. Tac. Hist. II. 22. IV. 18. Annal. IV. 47. Thucyd. L. IV. c. 126. Xenoph. de exped. Cyri min. L. V. p. 153.) Wenn Plutarch von einem Treffen redet, welches der römische Feldherr Marius über einige celtische Völker in Gallien gewonnen hatte, so sagt er, daß die Ambronen gar nicht mit solcher Wuth angegriffen hätten, wie es sonsten Rasende zu thun pflegten; ihr Kriegsgeschrey wäre kein confuser und unordentlicher Lermen gewesen; sondern sie hätten ihre Waffen mit einer gewissen Mensur und Harmonie an einander geschlagen; sie wären mit Springen und Tanzen angerückt, und man hätte unter ihrem Gesang oft den Namen der Ambronen hervorgehört. (Plut. in Mario Tom. I. p. 416.) Strabo kan nicht begreifen, wie die Cantabrier ihre Narrheit so weit haben treiben können, daß sie so gar unter den empfindlichsten Martern dennoch Lieder gesungen hätten. (Strabo L. III. p. 165. Justin. XLIV. 2. Liv. XXI. 2.) Curtius erzählet etwas ähnliches von dreyßig jungen scythischen Herrn, über deren Standhaftigkeit im Leiden sich Alexander und sein ganzes Heer auf das höchste verwundert hätte. So bald sie durch einen Dollmetscher die Nachricht bekommen, daß man sie jetzo zum Tode führen würde, so stimmten sie ein Freudenlied an, als Leute, die

eine

eine angenehme Nachricht bekommen hätten. Sie gaben ihre Freude durch Tanzen und allerhand Sprünge zu erkennen. (Curt. L. VII. 10.)

Wenn man die Gedenkungsart der Celten kennt, so findet man nichts ausserordentliches in diesem ihren Betragen. Der celtische Soldat hatte nicht nöthig erst von seinem Feldherrn zum Treffen ermuntert zu werden, er belebte sich selbst durch Lieder, in denen er entweder das Lob der Kriegsgötter, oder der alten Helden der Nation, oder auch des commandirenden Generals besung. Diese Lieder wurden der Mode zu folge bey dem Ton musicalischer Instrumente, und dem Lermen, das sie durch das Zusammenschlagen ihrer Waffen erregten, unter gewißen Bewegungen des Körpers, tanzend gesungen. In diesen Liedern herrschte überall ein Gedanke, der, ehe das Christenthum unter den Celten eingeführt wurde, beynahe als ein allgemeiner Glaubensartickel angenommen wurde, daß nemlich diejenigen, die mit den Waffen in der Hand vor den Feinden, oder sonst eines gewaltsamen Todes, es mochte auf eine Art geschehen, auf welche es wollte, stürben, in jener Welt nach dem Tode das glücklichste Leben führen würden, dermaßen daß ihre Herrlichkeit weit größer seyn werde, als derjenigen, die durch einen natürlichen Tod den Weg alles Fleisches giengen. Wird man sich nun wohl wundern, wenn kriegerische Völker, die eine solche Gedenkungsart hatten, mit der grösten Lebhaftigkeit in das Treffen giengen? ja, daß sie einem gewaltsamen Tod mit solcher Munterkeit, mit Singen und Tanzen, entgegen giengen? Ihr Geist erhob sich durch die Hoffnung der Unsterblichkeit, und der Gedanke, daß sie ihre tapfere Voreltern in jener Welt wie-

der

der antreffen würden, besiegte die natürliche Furcht des Todes. Die Vorstellung von dem zukünftigen Leben nach dem Tode machte auf diese barbarische Völker einen stärkern Eindruck, als man manchmal bey Christen gewahr wird.

Hieraus können wir einen neuen Beweiß hernehmen, daß ganz Europa ehemals von einem und eben demselben Volk bewohnt gewesen sey. Setzt man diesen Gedanken zum Grund, so kan man die vollkommene Uebereinstimmung, die man unter den ältesten Bewohnern von Europa, sowohl in Kleinigkeiten, als ausserordentlichen Umständen antrift, leicht begreifen. Wir wollen es aus der griechischen und römischen Historie erläutern.

Die Griechen waren in Absicht auf die Stücke, wovon wir in dem gegenwärtigen Hauptstück reden, von den übrigen Celten im geringsten nicht unterschieden. Bey ihnen thaten sich die Dichter ebenfalls weit früher hervor, als die Redner. Man hat poetische Ausarbeitungen bereits vor dem trojanischen Krieg gehabt, da im Gegentheil Pherecydes von Scyros erst gegen die fünf und vierzigste Olympiade, das ist, ohngefähr sechs hundert Jahre nach diesem Krieg, in ungebundner Rede zu schreiben anfieng. (Plin. N. L. VII. 56. Isidor. Orig. L. I. c. 27. Suidas Tom. III. p. 592.)

Die ältesten Dichter der Griechen waren zugleich Tonkünstler. Auch hierinnen stimmen sie mit den Celten überein. Nicht weniger auch darinnen, daß der gröste Theil des Unterrichts, den die Griechen in den ältesten Zeiten ihrer Jugend gaben, in einer Menge Verse bestand, die sie auswendig lernen musten. Anfänglich gab

man ihnen Lieder, zum Lob der Gottheit; nachher verband man auch damit Gesänge, worinnen die Tapferkeit und andere heldenmäßige Tugenden besungen wurden; just so, als wie wir von den Celten bewiesen haben. (Strabo L. III. p. 330. Aelian. V. H. L. II. c. 39.) So weiß man ferner, daß noch in spätern Zeiten Verse aus dem Homer, und andern ältern Dichtern, öffentlich abgesungen worden sind. Athenäus setzt noch hinzu, daß in diesem Dichter deswegen einige Verse vorkämen, die nicht vollzählig wären, weil es die Melodie, nach welcher sie gesungen worden waren, also erfordert hätte. (Athen. XIV. 8.) Hieher gehört auch noch die Gewohnheit, die man bey den ältesten Griechen antrift, daß sie ihre Gesänge unter der Begleitung musicalischer Instrumente anstimmten. Die Kunstwörter, Fuß, Mensur, Cadenz, Strophe, Antistrophe, die man bey den Griechen antrifft, beweisen offenbar, daß in den ältern Zeiten auch bey ihnen Gesang und Tanz unzertrennlich verbunden gewesen war. Endlich finden wir auch, daß viele griechische Völker lange Zeit die Gewohnheit mit ihren Waffen zu tanzen beybehalten haben. Nach dem Zeugnis des Strabo lernten die Cretenser ihre Jugend mit den Waffen tanzen und springen, und dabey gewisse Lieder, für deren Urheber man den Thales von Milet ausgab, nach dem Ton der Instrumente singen. Sie giengen nach einer gewissen Mensur mit dem Gesang der Kriegslieder in das Treffen. Tyrtäus erregte durch seine Kriegslieder in den Lacedämoniern die bereits in etlichen Treffen geschlagen worden waren, von neuem einen solchen Muth, daß sie wie verzweifelte Leute den Feind aufs neue angriffen, und auch den Sieg davon trugen. Nicht nur aber der Schlacht-

gesang

gesang war unter den Griechen gewöhnlich, sondern es wurde auch keine Feyerlichkeit, keine Gasterey gehalten, wobey nicht der Gesang der Lieder, und der Waffentanz einen wesentlichen Theil der Freude ausmachte. Das ganze vierzehente Buch des Athenäus enthält Geschichte, die diese Sache erläutern. (Strabo L. X. p. 481. Justin. L. III. c. 5. Thucyd. L. V. c. 80. Schol. ad Pindari Pyth. II. p. 226. ad Aristoph. Vesp. p. 255.)

Sollte nun eine so starke in die Augen leuchtende Aenlichkeit zwischen den Griechen und Celten, unter so mannichfaltigen Umständen, eine bloße Würkung des Zufalls sey? Kaum ist es zu begreifen.

Es ist hier keine weitläufige Untersuchung nöthig, wenn man einsehen will, wer die Cureter, Coribanten, Cabiren, Telchiner, Idäische Dactyler gewesen sind, von welchen die Griechen vorgeben, daß sie vor ihnen diese verschiedene Ceremonien bekommen hätten. Man beschreibt sie als Leute, die am ganzen Leibe bewaffnet gewesen, als wenn sie im Begriff stünden, in das Treffen zu gehen; in diesem Aufzug brachten sie den Göttern ihren Opfer mit Gesang, wilden Geschrey, und Tänzen unter allerhand Verzuckungen und einer so wilden Musik, daß sie jedermann für Rasende oder Besessene gehalten hätte. Aus dieser Beschreibung erkennt man die Gewohnheit der Scythen und Celten sonnenklar. Auch diese brachten ihre Opfer unter Absingung gewisser Lieder, auf eben die Art, und in dem nemlichen Aufzug, wie man von den Curetern erzählt. Die Scythen hatten auch wirklich in allen den Ländern, wo man diese Begeisterte hinsetzte, ihre Wohnsitze; in Phrygien, Mysien, auf den In-

seln Creta, Euböa, Lemnus, und den meisten Provinzen von Griechenland. Die Cureter und Coribanteu, waren also Leute, die den Göttern nach der alten Religion und Landesmanier dienten. Die verschiedenen Tänze, die man ihnen zuschreibt, waren nichts anders, als heilige Tänze, die bereits in den ältesten Zeiten einen Theil des öffentlichen Gottesdienstes der Celten ausgemacht hatten. Ein jeder District, eine jede Provinz, ein jedes Volk, hatte seine besondere Tänze; ja bey einem jeden Volk gab es besondere Tänze, die nach dem Unterscheid der Feste, und der Gesänge, die dabey gesungen wurden, verschieden waren. Dahin gehören zum Exempel die Berecynthia, Cretica, Gnoßica ꝛc. Strabo hat in dem zehnten Buch seiner Erdbeschreibung mit vieler Genauigkeit alles dasjenige, was die Alten von den Curetern und Coribanten erzählt haben, zusammen getragen. Wenn man alle Nachrichten sorgfältig mit einander vergleicht, so waren die Cureter die ältesten Einwohner von Euböa, welche ehemals Abantis genennt wurde; sie stammten ursprünglich aus Thracien her, und von ihnen bekam die Insel, die in der spätern Zeit Euböa genennt wurde, den Namen Abantis. Wie die neuen Griechen in das Land kamen, so machten sie ihnen den Besitz der fruchtbarsten Ebenen lange Zeit streitig. Und von diesen kam ihr Gesang und Tanz, mit dem Namen auf die Griechen.

Eben dieses muß man von den Römern und den alten Einwohnern von Italien sagen. Die Rede, in welcher Appius, mit dem Zunahmen der Blinde, gegen die 125te Olympiade zu Rom dem Senat und Volk den Frieden, welchen ihnen

Pyrrhus anbot, wiederrieth, ist das erste Probestück in ungebundener Rede, wovon wir in der römischen Geschichte Meldung finden. Es geschah dieses in eben dem Jahr, da die Gallier bey Delphi geschlagen wurden. (Paus. Phoc. XXIII. Polyb. I. p. 6.) Vor dieser Zeit kannte man in Italien keine andere, als poetische Producte des Genies, oder höchstens mündliche Erzählungen, die von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzt wurden, und das Andenken der merkwürdigsten Begebenheiten erhielten. Wenn Silius von einigen alten italiänischen Völkern redet, so sagt er, daß sie unter Absingung gewisser Lieder, zum Lobe ihres Gottes Sancus, des Stifters ihrer Nation, und seines Sohnes Sabus, von welchem die Sabiner ihren Ursprung und Namen bekommen hatten, in das Treffen gegangen wären. (Sil. Ital. L. VIII. v. 420.) Eben dieses sagt Virgil von den Lateinern, die sich nach seiner Erzählung, der Anländung des Aeneas und seiner Trojaner wiedersetzten. Seine Worte sind: ibant æquati numero, regemque canebant, welche die meisten Ausleger von einer gewissen Cadenz und einem tactmäsigen Marsch erklären. (Virg. Aen. VII. v. 698.) Cicero bedauert oft in seinen Schriften, daß die Lieder, deren in des Catons ältesten Nachrichten von Italien, die er Origines nennte, gedacht würde, verlohren gegangen wären. (In Bruto, p. 455. Quæst. Tusc. L. I. p. 3434. L. IV. p. 3535.) Der Inhalt derselben war das Lob der Helden; man sung sie bey öffentlichen Feyerlichkeiten und Gastereyen ab. Jeder Gast nahm, wenn die Reihe an ihn kam, seine Leier, und sang eines von diesen Liedern.

Hier sehen wir also die stärkste Uebereinstimmung zwischen den Celten und den alten Einwoh-

nern von Italien. Ob nun gleich viele von diesen Gebräuchen, wovon wir geredet haben, mit der Zeit unter den Römern abgekommen sind; so haben sie doch auch viele bis auf die Zeiten der Kayser erhalten. Wir wollen noch von einigen derselben reden.

Jedermann weiß, daß bey einem feyerlichen Triumph, das siegreiche Kriegsheer bey seinem Einzug in Rom, die Gewohnheit gehabt habe, Lieder zum Lobe der Götter zu singen; zu gleicher Zeit besungen sie auch den Feldherrn, unter dessen Anführung sie die Feinde geschlagen hatten, und dessen Triumphwagen sie jetzo begleiteten. Sextus Pompejus bemerkt, daß die Römer auch Trauerlieder gehabt hätten, die sie bey Begräbnißen unter Begleitung musicalischer Instrumente abgesungen hätten. Man nennte sie Näniä, und ihr Inhalt war das Lob des Verstorbenen. (Dionys. Halic. L. II. p. 102. Sextus Pompej. p. 10.) Ferner hatten die Römer auch eine Art Schauspiele, in welchen Tänzer auftraten, die die alten Lieder unter tausend wunderlichen Stellungen absungen. Dem Strabo zu Folge, sollen diese Spiele ursprünglich von den Oscern und Ausoniern, den ältesten Einwohnern von Italien hergekommen seyn. (Strabo L. V. p. 233.) Endlich sagt Dionys von Halicarnaß mit deutlichen Worten, daß die Salier bey den Römern eben das gewesen wären, was die Cureter bey den Griechen waren. „ Es waren, sagt er, Jünglinge, die zu gewissen Zeiten des Jahrs, mit „ einem Schwerd, Schild und Lanze bewaffnet, „ durch die Stadt liefen, und Lieder zum Lobe „ der Kriegsgötter sungen. In ihren Tänzen „ machten sie nach dem Tact allerhand künstliche

Sprün-

„ Sprünge und Cabriolen mit einer bewunderns-
„ würdigen Geschicklichkeit. Die Mensur, nach
„ welcher die Sprünge geschahen, wurde entwe-
„ der durch die Stimme der Sänger, oder durch den
„ Ton der musicalischen Instrumente, oder auch
„ durch das Geklapper, welches sie machten, da
„ sie mit ihren Schwerdtern und Lanzen wieder
„ ihre Schilder schlugen, angegeben.“ (Dionys. Hal. L. II. p. 129.)

Man sieht hier offenbar die celtische Gewohnheit, von welcher wir oben geredet haben. Erstlich besungen die Salier in ihren Liedern ausser den Mars und Hercules, auch diejenigen Helden, die sich im Krieg besonders hervorgethan hatten. Zweytens brachten sie ihre Opfer nach alter Art, das ist, sie tanzten mit ihren Waffen um den Altar herum. Drittens das Fest der Salier fiel gerade in die Zeit, da die Athenienser eine ähnliche Feyerlichkeit hatten, nemlich im Monath März; nun aber haben wir oben schon angemerkt, daß die Celten in eben diesem Monath über ihre Armee die Musterung hielten, und Opfer brachten, um von den Göttern in dem Feldzug, den sie eben jetzo anfangen wollten, Glück zu erbitten. Viertens hatten die Salier noch eine besondere Gewohnheit, die man noch bis diese Stunde in Deutschland und den nordischen Königreichen antrifft. Nemlich der Anführer der tanzenden Gesellschaft machte erst ganz allein einen Vortanz, und die andern machen alsdenn alle die Bewegungen, die er ihnen vorgemacht hatte, nach. Fünftens, Numa Pompilius hat zwar das Fest der Salier zu Rom eingeführt, aber er war nicht der erste Erfinder davon. Lange vorher, ehe die Salier in Rom aufkamen, waren sie schon bey den Ein-

wohnern in Tusculum anzutreffen, von welchem sie Numa entlehnt hatte. Endlich hatten die Römer ausser diesen noch einige andere Feyerlichkeiten, die mit dem Tanz der Cureter eine grosse Aenlichkeit hatten. (Servius in Virg. Aeneid. L. VIII. v. 285. Dionys. Halic. II. 130. Livius L. VII. c. 2. L. XXVII. c. 37.)

Wenn man nun alles dieses zusammen nimmt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese so ausserordentliche Gebräuche aus keiner andern Ursache bey allen europäischen Völkern angetroffen worden sind, als weil sie ursprünglich alle mit einander aus einer Quelle hergekommen sind. Und alle diese Gewohnheiten treffen wir gerade so auch bey den alten Persern an. Man weiß zwar nicht mit Gewißheit, wo dieses Volk eigentlich hergekommen sey; allein, je mehr man nachdenkt, desto mehr wird man in den Gedanken bestättigt, daß sie ursprünglich von denjenigen Scythen abstammten, welche in Europa in der folgenden Zeit den Namen der Celten bekommen haben. (Strabo XV. p. 733. Zosim. L. III. c. 22. Ammian. Marcell. L. XIV. c. 4. Curtius L. V. c. 1. Athenæus L. I. c. 13.)

Eilftes Hauptstück.

Von der Schreibkunst der Celten.

Von den Liedern der Celten kommen wir ganz natürlich auf die Untersuchung, ob sie ihre Gedanken durch gewiße Characktere schriftlich aufgezeichnet, haben? was sie sich vor Schriftzeichen be-

bedient? ob sie ein Alphabeth gehabt, und von wem sie solches bekommen haben? wenn sie angefangen haben, eine Kenntnis der Buchstaben zu bekommen, und ihre Gesetze, Geschichte, Religion, und mit einem Wort, alles, was sie sonsten in ihren Liedern vortrugen, schriftlich zu entwerfen? Die Beantwortung dieser Fragen, soll den Inhalt des gegenwärtigen Hauptstücks ausmachen.

Die alten Einwohner von Europa konnten weder lesen noch schreiben. Sie haben dieses mit den meisten Völkern auf dem Erdboden gemein gehabt, welchen dieses bewundernswürdige Geheimnis lange Zeit unbekannt geblieben ist. *) Allein, sobald andere Völker nur von weiten einige Kenntnis vom Schreiben und von den Buchstaben bekommen haben; so nahmen sie solche mit der grösten Begierde an. Die alten Einwohner von Europa aber vernachläßigten nicht nur diese Kunst ganz und gar, sondern verworfen sie auch noch zu einer solchen Zeit, da sie unter andern Völkern bereits vollkommen bekannt war.

Die natürliche Wildheit der celtischen Völker ist ohne Zweifel die Hauptursache, daß sie eine so

*) Von den Americanern weiß man, daß als die Spanier in das Land kamen, und einander ihre Gedanken in Briefen mittheilten, sich die Wilden so wenig einen Begriff von der schriftlichen Aufzeichnung der Gedanken machen konnten, daß sie sich vielmehr einbildeten, in dem Brief wäre ein Geist, der dem andern alles sagte, was der eine haben wollte.

starke Abneigung gegen alles, was eine Verwandschaft mit den Buchstaben hatte, bezeigten. Da sie keine andere Beschäftigung kannten, als nur den Krieg, und mit nichts anders umgiengen als nur mit den Waffen; so glaubten sie, daß sie sich zu tief erniedrigten, wenn sie lesen und schreiben lernten.

Aelian giebt uns einen einleuchtenden Beweiß. Er sagt, daß unter den alten Thraciern kein einziger gewesen wäre, der die Buchstaben gekennt hätte; er setzt hinzu, daß überhaupt alle Barbaren, die sich in Europa niedergelassen hätten, es für die niederträchtigste und schimpflichste Sache gehalten hätten, sich mit den Buchstaben abzugeben; da im Gegentheil unter den asiatischen Barbaren ihr Gebrauch beynahe allgemein gewesen sey. (Aelian. V. H. L. VIII. c. 6.) Die Hunnen hatten eben diese Gedenkungsart der Europäer, und hatten nach dem Zeugnis des Procops, entweder gar keine Kenntnis davon, oder machten sich wenigstens nicht viel daraus, (Procop. L. IV. c. 18.) In dem Theodorich, König der Gothen in Italien, hatte dieses Vorurtheil so feste Wurzel gefaßt, daß er sich während seines ganzen Lebens nicht gänzlich davon los machen konnte, ob er gleich gröstentheils unter Römern lebte. Er war so unwissend, daß er kaum die Anfangsbuchstaben seines Namens schreiben konnte.

Man hätte glauben sollen, daß sich wenigstens die Geistlichkeit diesem Vorurtheil würde wiedersetzt, und solches auszurotten gesucht haben; allein sie that es nicht, sondern sie unterstützte es vielmehr aus allen Kräften. Die Druiden, die die Gelehrsamkeit in ihrer Gewalt hatten, wollten sie nicht gemein werden lassen, damit sie ihren

Werth

Werth nicht verlieren möchte. Es würde ihnen äusserst empfindlich gewesen seye, wenn man anderswo Gelegenheit gehabt hätte, Wissenschaften zu suchen, als bey ihnen. Sie bedienten sich hiebey dieses listigen Kunstgriffs. Sie machten dem gemeinen Volk weiß, daß so bald man anfieng, sich auf schriftliche Aufsätze zu verlassen, das Gedächtnis den Augenblick verlohren gieng, indem sich niemand mehr Mühe geben würde, etwas auswendig zu lernen, wenn er es zu aller Zeit in einem Buch finden könnte. Sie machten daraus den Schluß, daß es dem Gedächtnis, worauf die Celten doch so viel hielten, zum grösten Nachtheil gereichen würde, wenn sie sich auf die Schreibkunst legen würden. Ferner sagten sie, sie dürften ihren Unterricht niemanden mittheilen, der nicht in der Religion ihres Landes eingeweihet wäre, und aus diesem Grund müsten sie ihn sehr geheim halten; es wäre also eine Versündigung an der Religion, die dem Kirchenraub gleich wäre, wenn man diese Geheimniße schriftlich aufsetzen wollte, indem es unmöglich sey zu verhindern, daß nicht ein solches Buch, worinnen ihre Lehren enthalten wären, mit der Zeit, es möchte nun geschehen wenn es wollte, den Fremden in die Hände kommen sollte.

So lang die heidnische Priesterschaft ihr Ansehen behauptete, so fanden sie immer Mittel, das gemeine Volk zu überreden, daß es gegen Religion und Gewißen sey, daß ein Laye lesen oder schreiben lernen sollte. Sie machten sich ein besonderes Geschäfte daraus, die Unwissenheit unter dem Volk zu erhalten. Sie machten sich also zu Gewißensrichtern über ihre Mitbrüder, von denen ihr Schicksal auf gewisse Weise abhieng.

Von

Von dem ganzen Inbegriff ihrer Lehren war nicht das geringste aufgeschrieben; sie hatten also nicht nur die Freyheit so viel davon bekannt zu machen, als es ihnen gut dünkte, sondern die Lehren selbsten nach ihrem Gefallen zu bilden und zu bestimmen. Sie wendeten alles, was ihre Religion schreckliches haben konnte, an, um ihre Mitbürger abzuhalten, daß nicht vielleicht einer oder der andere auf den Gedanken kommen möchte, die zerstreuten Grundsätze zu sammeln, und ein ganzes System daraus zu erbauen. So sehr konnte eigenes Interesse und verdorbene Staatskunst auch die Heiligthümer mißbrauchen! Allein findet man nicht in den sogenannten mittlern dunkeln Zeiten selbst in der Christenheit etwas ähnliches. Nachdem die Wissenschaften in den abendländischen Reichen in Verfall gerathen waren, so zogen sich die Ueberbleibsel davon in die Klöster. Die französische Geistlichkeit riß einige Funken von diesem Lichte an sich, aber den übrigen Theil der Welt bedeckte Finsternis und Dunkelheit. Die Geistlichkeit war sehr wohl damit zufrieden, daß die Wissenschaften auf dem Erdboden verschwunden waren, nnd sie unterstützte diese Unwissenheit aus allen Kräften. Lange Zeit widersetzten sie sich der Wißbegierde der Layen, wenn diese durch die Empfindungen ihrer Bedürfniße erweckt wurden, weiter zu denken. Man suchte die Begierde zu lernen, bald durch den Vorwand einer falschen Ehrbegierde, bald durch die Gefahr, welcher die Religion dadurch würde ausgesetzt werden, zu unterdrücken; endlich brach der große Geist einiger Edlen durch die Hinderniße hindurch, uan sahe die Wissenschaften als die Sonne an, welche bestimmt ist, den Erdboden zu erleuchten. So verschwand nach und nach auch in diesem Stück das

alte

alte Vorurtheil der Celten. Der Umgang mit den Griechen und Römern hatte in den ältern Zeiten schon einen Grund hiezu gelegt, und wir finden, daß wenigstens in Gallien ein grosser Theil der Nation von diesem Vorurtheil schon vorher abgebracht war.

Julius Cäsar und Strabo sagen von den Galliern daß sie Briefe, Verträge, Rechnungen, und was sie sonsten in öffentlichen und privat Geschäfften, die das bürgerliche Leben angiengen, nöthig gehabt hätten, schrifftlich aufgezeichnet, und sich dazu der griechischen Buchstaben bedienet hätten; allein, zur schrifftlichen Aufzeichnung der Geschichte, Gesetze, und Religion, haben die Druiden niemals ihre Einwilligung gegeben, sondern sich sorgfältig in acht genommen, daß nichts davon bekannt wurde. Origenes bemerkt dieses gegen den Celsus, da er das Alterthum der Druiden so sehr erhob. Der Kirchenvater sagt, so viel ich weiß, haben wir kein einziges Werk von ihnen. (Strobo IV. 181. Cæs. VI. 14. Orig. contr. Celf. L. I. p. 14.)

Aus diesen Ursachen darf man sich gar nicht wundern, wenn von der alten europäischen Geschichte so wenig Denkmäler übrig sind. Es wurde für ein Staats- und Religionsverbrechen gehalten, die Lieder aufzuschreiben, und diese waren doch die einzige Quellen, woraus man etwas von diesen Materien schöpfen konnte.

Es ist wahr, so bald die christliche Religion unter den Celten eingeführt wurde, so legten sie nach und nach dieses schändliche Vorurtheil, welches die dickste Unwissenheit in seinen Schuz nahm, ab; sie fiengen an, ihre Geschichte und Gesetze, schrifft-

schrifftlich vorzutragen; allein, es ist nicht weniger wahr, daß, so wie die alte Religion abnahm, auch die Lieder, worinnen sie enthalten war, verlohren giengen. Die Vertheidiger der Abgötterey behielten sie für sich, und hüteten sich mit aller Sorgfalt, daß sie den Christen nicht zu Gesicht kamen; und diese, wenn sie einige solcher Lieder in ihre Hände bekamen, unterdrückten sie den Augenblick, weil sie zum Lob der falschen Gottheiten, und abgöttischer Helden verfertigt waren. Von den Gothen waren noch zur Zeit des Jornandes einige solche Gesänge übrig. Wenn sie nach der Zeit völlig verlohren gegangen sind, so ist die Ursache davon diese, daß sie von den Christen nicht weiter abgeschrieben worden sind, als welche alle Kräffte anwanden, diese Ueberbleibsel des Heidenthums gänzlich zu vernichten.

Aber die christliche Geistlichkeit fieng bald an, das alte Vorurtheil und die Kunstgriffe der Druiden wieder hervorzusuchen. Auch diese fand ihren Vortheil dabey, das gemeine Volk in der Unwissenheit zu erhalten. Man brauchte nicht viel Mühe, den deutschen und gallischen Adel zu überreden, daß es für einen Kriegshelden ganz unschicklich sey, in die Schule zu gehen, und schreiben und lesen zu lernen. Sie konnten ihre Absicht um so viel leichter erreichen, da hiedurch das alte Vorurtheil wieder aufgeweckt wurde, welches weder die Zeit noch die Erleuchtung des Christenthums gänzlich ausrotten konnte.

Es war nicht allein die Gelehrsamkeit gänzlich in die Clöster verbannt, sondern so gar die Kenntnis der Buchstaben, und die Kunst zu schreiben, hatten daselbst ihren einzigen Aufenthalt gefunden.

Wenn

Wenn man also ein Testament machen, eine Schenkung unterschreiben, einen Freyheitsbrief ausfertigen, oder sonst eine öffentliche Urkunde schrifftlich abfassen wollte, so muste man einen Mönch kommen lassen, der es ausfertigte. Der Erblasser, die Zeugen, oder die andern in der Urkunde benannte Personen, machten unter die Schrifft ein Creutz, oder sonst ein Zeichen, statt ihres Namens Unterschrifft, und der Geistliche schrieb alsdenn den Namen, den es bezeichnen sollte, hinzu. Daher kommen unter dergleichen Urkunden so oft die Worte: signum Leidradi. Caroli &c. vor.

So ist denn der wahre Ursprung der Dichtkunst, wenigstens in Europa, in der Unwissenheit im Schreiben, und der Verachtung, welche die Celten gegen die Wissenschaften hatten, zu suchen. So lang diese Völker die Buchstaben nicht kennten, oder sich derselben nicht bedienen wollten, musten sie alles, was sie dem Gedächtnis einverleiben wollten, in Verse und Lieder verfassen, um es durch dieses Mittel auf ihre Nachkommen zu bringen. Als daher im neunten Jahrhundert, Ludwig der Fromme, den Sachsen die heilige Schrifft in die Hände geben wollte, so muste er einen Dichter aus ihrer Nation den Auftrag machen, das alte und neue Testament in deutsche Verse zu übersetzen. Da in eben diesem Jahrhundert, Ottfried, die vier Evangelisten deutsch übersetzen wollte, so muste er sich ebenfalls der Verse dazu bedienen. Eine Uebersetzung in ungebundener Rede würde ohne Nutzen gewesen seyn. Die Sachsen konnten damals noch nicht lesen, und wollten es auch nicht lernen; aber dazu liesen sie sich doch bewegen, die Bücher der heiligen Schrifft auswendig zu lernen, wenn man sie ihnen in deutsche Verse übersetzen, und die

Frey=

Freyheit geben würde, sie nach ihrer Art zu singen. (Duchesn. rer. Francic. Tom II. p. 226.)

Einige Gelehrte von der ersten Grösse, haben zwar der Dichtkunst einen ganz andern Ursprung gegeben. Der berühmte Rollin behauptet, daß die Betrachtung Gottes, und eine brennende Liebe zu ihm, die Menschen zu erst auf die Gedanken gebracht habe, ihre Empfindungen in einem geistvollen Liede auszudrücken. Er beweist sehr umständlich, wie der Gedanke von Gott, als dem einzigen würdigen Gegenstand der menschlichen Liebe, die Menschen ganz natürlicher Weise habe ermuntern müssen, entweder ihre Gedanken und Empfindungen durch Bewegungen der Hände und Füsse zu erkennen zu geben, oder ihre schwache Stimme durch den Ton musicalischer Instrumente zu beleben und zu erhöhen, oder endlich ihre Worte nach dem Sylbenmaß, der Cadenz und Mensur, welche ihre Hände auf den musicalischen Instrumeuten, und ihre Füsse im Tanzen beobachteten, abzumessen, und einzurichten. (Rollin. maniere d'enseigner & etudier les belles lettres. T. I. p. 298.)

Diese Muthmasung ist zwar derjenigen weit vorzuziehen, die den Ursprung der Dichtkunst von Wein und Liebe herleitet; allein, der Hochachtung, die wir gegen Rollins übrige Verdienste haben, unbeschadet, können wir dennoch nicht umhin, ihr unsern Beyfall zu versagen. Die Liebe zu Gott konnte unmöglich die Celten angetrieben haben, Lieder zu singen, und mit mörderischen Händen an denen oft noch das Blut ihrer Feinde klebte, um ihre Altäre zu tanzen.

Unter allen europäischen Völkern haben die Griechen zuerst den Gebrauch der Buchstaben gehabt

habt. Von ihnen kamen mit den Buchstaben auch Künste und Wissenschaften nach und nach in die andern abendländische Provinzen. Indessen bekennen doch die Griechen selbst, daß sie nicht die ersten Erfinder davon gewesen wären, sondern daß sie diese Ehre den Phöniciern lassen müsten. Es war in Griechenland eine allgemein angenommene Meynung, daß die Tyrier, die unter der Anführung des Cadmus, zu der Zeit, da die Jonier und Pelasger den grösten Theil von Peloponnes innen hatten, in dem untersten Theil von Griechenland gekommen waren, verschiedene nützliche Kenntniße mit gebracht, und unter den Landeseinwohnern ausgebreitet hätten, und daß hierunter auch der Gebrauch der Buchstaben gewesen, wovon die Griechen vorher nichts gewust hätten. (Athen. I. c. 22. Lucan. III. v. 220. Herodot. V. c. 58. Plin. H. N. VII. 56. Isidor. Orig. I. c. 3.)

In der folgenden Zeit haben die Pelasger, das ist, die alten Einwohner des Landes, in der Form und Aussprache der phönicischen Buchstaben einige Veränderungen gemacht, und man nennte deswegen diese neuen Charactere die Pelasgischen, um sie von denjenigen zu unterscheiden, welche damals unter den Phöniciern noch üblich waren. Ob nun gleich Cadmus den Peloponesern durch die Einführung der Buchstaben einen wichtigen Dienst gethan hatte; so vergaßen es doch die Argiver gar bald, und jagten ihn zur Dankbarkeit zum Lande hinaus. Er begab sich nach Illyrien, wo er in kurzer Zeit starb. Man sahe noch zu den Zeiten des Plutarchs sein Grabmal daselbst. Apollodor erzählt die Sache mit einigen veränderten Umständen. Er läst den Cadmus zu

erst nach Thracien, sodann nach Theben, und endlich nach Illyrien kommen, und erzählt überhaupt viele Fabeln von ihm. (Diod. Sic. III. 140. Herodot. V. 58. Paus. Bœot. IV. 719. Athen. XI. 2. Apollodor. L. III. p. 129.)

Wenn es wahr ist, daß Cadmus die Buchstaben nach Griechenland gebracht hat; so müssen die Griechen etliche Jahrhunderte haben vergehen lassen, ehe sie sich derselben allgemein bedient haben. Nach der Rechnung des Herrn Vignoles, die sich auf die Arundelianische Marmortafeln gründet, kam Cadmus im Jahr 3195. der julianischen Zeitrechnung, nach Theben. Dieses Jahr fällt in das 126te nach dem Auszug der Kinder Israel aus Aegypten, in das 740te vor dem Anfang der Olympiaden, welche im Jahr 3998. der julianischen Zeitrechnung anfangen. Von der Zeit, da Cadmus nach Griechenland gekommen war, bis zu der Zeit, da Pherecydes von Scirus unter den Griechen das erste Werk in ungebundener Schreibart lieferte, verflossen wenigstens 950. Jahre. (Vignoles, chronologie de l'histoire sainte. Tom. II. p. 31.)

In diesem Zeitraum von ohngefehr tausend Jahren, hatten die Griechen keine andere schöne Geister und Gelehrten, als nur allein die Dichter. Diese verfertigten ihnen ihre Gesänge und Lieder, welche, wie wir oben bemerkt haben, von den Griechen auswendig gelernt wurden. Man kan hieraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Buchstaben in diesem langen Zeitraum in Griechenland wenig bekannt müssen gewesen seyn.

Es scheinet zwar daß die Gedichte des Homers und des Hesiodus ohngefähr 250. Jahre vor den Zeiten des Pherecydes geschrieben sind; aber beide Dichter lebten dennoch über 675. Jahre später als Cadmus. Wir wollen einige Anmerkungen zum Beweiß dieser Sache anführen. Herodot schrieb seine Geschichte im Jahr 310. nach der Erbauung der Stadt Rom, das ist im Jahr 4270. der julianischen Zeitrechnung. (Plin. Hist. N. XII. 4. Vignoles l. c. Tom. II. p. 769.) Dieser Geschichtschreiber aber versichert, daß diese beiden Dichter höchstens 400. Jahre vor seinen Zeiten gelebt hätten. Nach dieser Rechnung fällt ihr Zeitalter in das 3870ste Jahr der julianischen Zeitrechnung, das ist 68. Jahr vor dem Anfang der Olympiaden. Suidas geht nicht weit von dieser Rechnung ab. Er setzt den Homer 57. Jahr vor den Anfang der Olympiaden. In dem Leben des Homers, welches man, wiewohl fälschlich, dem Herodot zuschreibt, wird dieser Dichter über 258. Jahre weiter hinauf gesetzt. Dieser Erzählung zu Folge, soll dieser Dichter 622. Jahre vor dem Feldzug des Xerxes gebohren worden seyn. Nun aber kam Xerxes im ersten Jahr der 75ten Olympiade, das ist im 4234ten Jahr der julianischen Zeitrechnung, das erste mal nach Europa; folglich müste dieser Dichter im Jahr 3612. gebohren worden seyn. Aber das kan nicht seyn; denn die Griechen ließen sich nicht eher in Kleinasien, wo doch Homer gebohren war, nieder, als im Jahr 3660. Uebrigens aber sind fast alle Geschichtschreiber über die Zeit, wenn Homer gelebt haben soll, uneinig. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist doch aus allen Nachrichten, so wiedersprechend sie auch sind, dieses klar, daß Homer, viele Jahrhunderte nach der ersten Erfindung der Buchstaben gelebt hat.

Dazu setzen wir ferner dieses. Homer war einer von den griechischen Aeoliern, die sich in Asien niedergelassen hatten, wo die Kenntniß der Buchstaben viel älter war, als in Europa. Hesiodus war zwar zu Aseres in Böotien gebohren, aber sein Vater stammte von Cuma, einer aeolischen Stadt in Asien, ab. Ferner ist gewiß, daß die griechischen Schriftzüge zu den Zeiten des Pherecydes noch sehr grob und unförmlich waren. So hat man zum Exempel bemerkt, daß Solon seine Gesetze, die er den Athenienfern in der 46ten Olympiade gegeben hat, auf Tafeln graben lies.

Das Resultat aller dieser Anmerkungen ist dieses, daß der würkliche Gebrauch der Buchstaben, und mit demselben der Flor der Wissenschaften in Griechenland viel später ist, als es die Schriftsteller gemeiniglich vorgeben. Es scheint fast unglaublich zu seyn, daß die Griechen erst tausend Jahre hernach, nachdem sie die Buchstaben hatten kennen gelernt, prosaische Geschichtschreiber und andere Schriftsteller sollen gehabt haben. Vielleicht sind die Jonier, welche die Buchstaben von den Phöniciern bekommen hatten, nicht diejenigen, die nach der Rechnung des Petavs, 130. Jahre nach der Zerstörung von Troja, das ist im 3660ten Jahr der julianischen Zeitrechnung, aus Peloponnes ausgezogen sind. Wenn Suidas, auf das Zeugnis eines alten Schriftstellers sagt, daß die Lydier und Jonier, die Buchstaben von einem Sohn des Agenors, mit Namen Phönix, bekommen hätten; so ist es wahrscheinlich, daß hier diejenigen Jonier müssen verstanden werden, welche Nachbarn der Lydier waren. Eben so kan man eine Stelle des Plinius erklären, wo er versichert, daß sich alle Völker bequemt hätten,

ten, die Buchstaben der Jonier zu gebrauchen, das heist, daß alle europäische Völker die Buchstaben von den Joniern aus Asien bekommen hätten. (Plin. H. N. VII. 57.) Ueber diese Stelle machen wir noch folgende Anmerkung. Die Jonier hatten ihre Buchstaben von den Phöniciern bekommen; allein anstatt daß diese von der rechten gegen die linke Hand schrieben, so wendeten es die Jonier um, und schrieben von der Linken gegen die Rechte, und veränderten dadurch auch die Form der phönicischen Buchstaben. Und hierinnen, sagt Plinius, folgten ihnen alle europäische Völker nach.

Es kan auch seyn, daß man den alten Cadmus aus Phönicien mit einem andern gleiches Namens, der einige Jahrhunderte später lebte, verwechselt hat. Es ist dieser Cadmus von Miletum in Kleinasien gewesen. Suidas, der von ihm redet, sagt, daß ihm einige Schriftsteller die Erfindung der Buchstaben zuschrieben. Andere, welchen Plinius und Solin nachschreiben, behaupten von ihm, daß er das erste Werk unter den Griechen in ungebundener Schreibart verfertigt habe. (Plin. V. 29. VII. 56. Solin. c. 53.) Dieser ist es vielleicht, der seinen Landsleuten die Kenntniß der Buchstaben beygebracht hat. Wenigstens ist so viel gewiß, daß er in Asien dasjenige gethan hat, was Pherecydes lange Zeit hernach in Griechenland gethan hat; er schrieb nemlich zuerst in ungebundener Schreibart. Daraus folgt der natürliche Schluß, daß die Jonier zu der Zeit, als sie nach Asien gekommen waren, die Buchstaben noch nicht müssen gekannt haben.

Dieser Cadmus also aus Miletum in Kleinasien, und nicht der alte Phönicier, machte die

Buchstaben bey den Griechen bekannt. Er war ein gebohrner Grieche, und hatte sich in dem asiatischen Jonien niedergelassen. Es ist also offenbar, daß er erst nach der Zeit, als die Jonier nach Asien gekommen sind, das ist, nach dem 3660ten Jahre der julianischen Zeitrechnung, muß gelebt haben. Er kan also kein Zeitgenoße des Orpheus gewesen seyn, als welcher zur Zeit der Argonauten, etliche Menschenalter vor der Zerstörung von Troja, gegen das Jahr 3530. gelebt hat.

Die Griechen mögen nun also angefangen haben, sich der Buchstaben zu bedienen, wenn sie wollen; so ist doch so viel gewiß, daß sie sie ursprünglich von den Phöniciern bekommen haben. Wenn es auch ihre eigne Schriftsteller nicht so deutlich behauptet hätten; so dürfen wir nur die Benennungen ansehen, die sie ihren Buchstaben gaben, wenn wir vollkommen überzeugt werden wollen, daß sie phönicisches Ursprungs sind. Die noch im Hebräischen vorhandene Namen, Aleph, Beth, Gimmel, Daleth, ꝛc. geben, hinlänglich zu erkennen, daß die griechischen Namen, Alpha, Betha, Gamma, Delta, ꝛc. keine andere als jene sind. Sehen wir ferner die Ordnung an, in welcher beide ihre Buchstaben setzen, und die alte Form ihrer beiderseitigen Charactere, so ist die Uebereinstimmung unleugbar.

Von den Griechen kommen wir auf die Lateiner. Es war eine allgemein unter den Römern angenommene Meinung, daß die alten Einwohner von Italien ihre Buchstaben von den Pelasgern, das ist, von denjenigen Griechen, die sich zu verschiedenen Zeiten in dem untern Theil von Italien nieder gelassen hatten, bekommen haben.

Die

Die Römer bereicherten ihre Sprache mit einer unendlichen Menge Wörter aus der griechischen Sprache; sie nahmen ausser dem auch viele griechische Gewohnheiten von eben den Griechen, die sich in Italien niedergelassen hatten, an. Aus diesem Grund ist es auch höchst wahrscheinlich, daß sie die Buchstaben durch eben diesen Weg bekommen haben. Diese Wahrscheinlichkeit steigt bis zur unleugbaren Gewißheit, dadurch, daß uns Plinius versichert, daß noch zu seiner Zeit eine Inschrift vorhanden gewesen sey, woraus man deutlich abnehmen könnte, daß die alten griechischen Characterе von den römischen wenig oder gar nicht unterschieden gewesen seyn.

Allein haben denn auch die Lateiner die Buchstaben wirklich so frühzeitig gekennt, als ihre Schriftsteller vorgeben? Livius erzählt, daß sich Evander, der eine Colonie von Peloponesern nach Italien geführt hatte, unter den Lateinern dadurch einen besondern Ruhm erworben habe, daß er ihnen das Geheimniß der Buchstaben entdeckt habe, welche unter diesem rohen und barbarischen Volk bisher gänzlich unbekannt gewesen wären. Dionys von Halicarnaß sagt eben dieses, und setzt noch hinzu, daß der Gebrauch der Buchstaben damals unter den Griechen, als sie sie nach Italien gebracht hätten, noch ganz neu gewesen sey. Und er muß wirklich noch neu gewesen seyn, wenn es wahr ist, daß die Mutter des Evanders, die man für eine begeisterte Person hielt, sich für die Erfinderin dieses bewundernswürdigen Geheimnißes ausgegeben hat. Allein, wenn nicht die ganze Erzählung vom Evander eine Fabel ist; so hat man wenigstens starke Gründe zu glauben, daß die Buchstaben weit später nach Italien ge-

kommen sind. Wir wollen einige derselben anführen.

Erstlich kam der Erzählung des Dionys von Halicarnaß zu Folge, Evander ohngefehr 60. Jahre vor dem trojanischen Krieg nach Italien; und es ist noch sehr ungewiß, ob die Griechen damals schon die Kenntniß der Buchstaben gehabt haben. Zweytens ist es gewiß, daß die Lateiner erst einige Jahrhunderte nach den Zeiten des Evanders angefangen haben, sich der Buchstaben zu bedienen. Man weiß zum Exempel daß die Römer die Gewohnheit gehabt haben, alle Jahre einen Nagel in den Capitol einzuschlagen, um dadurch die Jahre zu bemerken, die seit der Erbauung der Stadt verflossen waren. Diese Ceremonie wurde noch im Jahr 391. nach der Erbauung der Stadt unter dem Consulat des Aemilius Mamercinus und des Genucius Aventinensis beobachtet. Nun wollen wir zwar nicht behaupten, daß die Römer zu der damaligen Zeit noch gar keine Kenntniß von Buchstaben sollten gehabt haben; aber so viel muß man doch zugestehen, daß diejenigen, die zuerst diese grobe Art zu zählen eingeführt haben, es mag nun zu Rom, oder in den italiänischen Städten, wol sie gleichfalls angetroffen wurde, geschehen seyn, gewißlich weder lesen, noch schreiben konnten, denn sonsten würden sie sich gewiß einer bequemern Art zu zählen bedient haben: nun aber wurde Rom erst 500. Jahr hernach erbaut, als Evander mit seinen Arcadiern nach Italien kam. Dritteus Appius, mit dem Zunahmen Cöcus, oder der Blinde, war unter den Römern der erste, der in ungebundener Schreibart geschrieben hat. Die alten lateinischen Volks-Lieder waren noch zu den Zeiten des Censors Cato in guten Andenken. Aus allen diesen Gründen läst sich also ver-

vermuthen, daß die Kenntniß der Buchstaben in Italien viel neuer sey, als die römischen Schriftsteller insgemein vorgeben. (Liv. I. 7. VII. 3. Dionys. Halicarn. L. I. p. 26. II. 77. Isidor. Orig. L. III. c. 8. Servius ad Virg. Aeneid. VIII. v. 336. Sext. Pomp. L. III.

Was die Gallier anbelangt, so haben sie ohne allen Zweifel ihre Buchstaben von den Griechen bekommen. Diese hatten zu Marseille eine berühmte Colonie, und Strabo sagt mit ausdrücklichen Worten, daß die Gallier nicht allein die Buchstaben, sondern auch die Sprache der Griechen angenommen hätten. Es versteht sich aber von sich selbst, daß Strabo von denjenigen Provinzen redet, die nicht so gar weit von Marseille entfernt waren. Die Gallier schickten ihre jungen Leute dahin, und diese bekamen frühzeitig einen Geschmack an der Beredsamkeit; sie lernten daselbst ausser andern Stücken auch die griechische Sprache. In den übrigen Provinzen redete man gallisch, welches ein Dialect der celtischen Sprache war. Der heilige Hieronymus führt eine Stelle aus dem Varro folgendes Inhalts an: zu Marseille redet man drey Sprachen, griechisch, lateinisch und gallisch. Hieraus folgt ganz deutlich, daß die Gallier ihre besondere Sprache müssen gehabt haben. (Strabo IV. 181.)

Julius Cäsar verstunde griechisch und lateinisch; aber er muste sich dennoch eines Dollmetschers bedienen, da er mit einem vornehmen Aeduer, mit Namen Divitiacus, in Unterhandlung tretten wollte. Bey einer andern Gelegenheit wollte er an den Quintus Cicero einen Brief schreiben, den der Feind nicht sollte lesen können, im

Fall er ihm in die Hände gerathen sollte: was that er? er schrieb griechisch. Diese Vorsicht würde gewiß ganz unnütz gewesen seyn, wenn die griechische Sprache unter den Galliern gemein gewesen wäre. (Cæsar. B. G. I. 19. V. 48.)

Ob nun zwar die Gallier schon ihre eigne und besondere Sprache hatten; so schrieben sie doch alle mit griechischen Buchstaben. So sagt Cäsar, daß man nach der Niederlage der Helvetier unter der eroberten Beute auch ein Verzeichnis ihrer Truppen mit griechischen Buchstaben geschrieben, gefunden habe. (Cæs. B. G. I. 29.) Tacitus sagt, daß man an der Gränze von Deutschland und Rhätien einige Inschrifften gefunden habe, die gleichfalls mit griechischen Buchstaben wären geschrieben gewesen. (Germ. c. 3.) Auf eben diese Art muß man noch eine andere Stelle aus dem Cäsar erklären. (B. G. VI. 14.) Er sagt, daß die Druiden nicht gestatteten, daß man ihre Lehren und Unterricht schrifftlich aufsetzte: aber in privat Geschäfften und Rechnungen bedienten sich die Gallier der griechischen Schrifft, das ist, sie schrieben ihre Sprache mit griechischen Buchstaben. Scaliger ist einer andern Meinung, und behauptet, daß obgleich die Druiden, und überhaupt alle Gallier, ihre eigene Sprache gehabt hätten, sie doch in keiner andern, als der griechischen Sprache, und mit griechischen Buchstaben, geschrieben hätten. Hottomann geht noch weiter, und behauptet, daß der Ausdruck: uti litteris græcis, bey den Lateinern überhaupt nichts anders heisse, als in der griechischen Sprache mit griechischen Buchstaben schreiben. (Scaliger. epist. L. I. 16. Hottomanni Franco-Gallia c. 2.) Allein die oben angeführten Stellen beweisen die Unrichtigkeit dieser Meinung

nung. Dieser Ausdruck bedeutet gewiß nichts anders, als eine Sprache, sie mag seyn welche sie will, mit griechischen Buchstaben schreiben.

Wir machen den Beschluß dieser Materie mit der Schrifft der Deutschen. Hier aber müssen wir nothwendig einen Unterschied unter den verschiedenen Völkern der Deutschen machen. Diejenigen, die durch die Römer waren überwunden worden, zum Exempel, die Bataver, die Noriker, die Pannonier, bekamen frühzeitig eine Kenntnis von den Buchstaben, wie auch von den Wissenschaften, die zu Rom in Flor waren; sie erhielten diese Kenntnisse durch die Colonien, die von den Römern am Rhein und der Donau angelegt waren. Pannonien wurde zum Exempel vom August überwunden, und zu den Zeiten des Tibers, war schon die römische Schrifft in diesem Lande eingeführt. (Vellej. Paterc. L. II. c. 11.)

Eben dieses gilt von denjenigen Völkern, welche Nachbarn und Freunde der Römer waren. So bald die Römer die Gothen unter ihre Freunde und Bundsgenossen aufnahmen, welches zur Zeit des Kaysers, Constantin des Grossen, geschahe; so schickten sie ihnen einen Bischoff, mit Nahmen Ulphilas, oder Gulphilas. Dieser Geistliche unterrichtete sie im Christenthum, lehrte sie die Buchstaben kennen, und übersetzte so gar die heiligen Evangelien in ihre Sprache. Daraus haben einige geschlossen, daß Ulphilas der Erfinder der Gothischen Buchstaben sey. Indessen wurden doch die Gesetze der Visigothen erst hundert Jahre hernach schrifftlich verfasset. So lange Zeit wurde erfordert, bis dieses Volk seine alten Vorurtheile ablegte. Sie hielten es für eine Gottlosigkeit, die

dem

dem Kirchenraub gleich wäre, Gesetze, durch welche ein ganzes Volk regiert wurde, zu Pappier zu bringen. (Philostorg. II. 5. Socrat. IV. 27. Sozomen. VII. 36. Isidor. chronic. p. 719.)

Eben diese Anmerkung kann man von den Franken, Lombarden, Vandalen und andern deutschen Völkern, die sich im römischen Reich niederliessen, machen. Die Buchstaben musten ihnen bekannt werden, so bald sie in ein Land kamen, wo sie üblich waren; dennoch vergieng eine geraume Zeit, ehe sie sich entschlossen, für sich selbst einen Gebrauch davon zu machen. Der Kayser Justinian hatte den Lombarden in Pannonien in der Mitte des sechsten Jahrhunderts Länder angewiesen, wo sie sich anbauen sollten, und es vergieng ein ganzes Jahrhundert, ehe sie ihre Einwilligung dazu gaben, daß seine Gesetze schrifftlich unter ihnen verfaßt würden. (Paul. Diac. hist. Longob. L. IV. c. 15.)

Was diejenige Völker aber anbelangt, die in dem Herzen von Deutschland wohnten, und die mit andern gesitteten Völkern nicht den geringsten Umgang hatten; so ist es gewiß, daß ihnen die Buchstaben völlig unbekannt gewesen sind. Männer und Weiber, sagt Tacitus, wissen nichts von dem Geheimnis der Schrifft (Germ. c. 9.) es müste denn seyn, daß Tacitus unter den secretis litterarum, nicht das Schreiben überhaupt, sondern, wie man aus dem Zusammenhang fast vermuthen sollte, geheime Liebesbriefe verstünde.

Eginhard bemerkt in dem Leben Carls des Grossen, daß Völker unter der Herrschaft dieses Fürsten gestanden wären, deren Gesetze damals noch nicht in Schrifften verfaßt gewesen wären. Allein dem Anschein nach zielt er auf die Westphäler, die durch einen langwierigen und blutigen Krieg von ihm überwunden worden waren. Auf diese

Völ-

Völker kann man auch dasjenige ziehen, was Eginhard gleich darauf sagt: „ Carl der Grosse, lies „ gewisse barbarische und alte Gesänge, die die Tha„ten und Kriege ihrer alten Könige enthielten, „ zusammen suchen, und schrifftlich aufzeichnen.“ (Eginhard. c. 29.)

Unter der Regierung des Kayfers, Ludwig des Frommen, hatten die Sachsen noch eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Lesen und Schreiben, und wollten schlechterdings nichts lernen, als Lieder; daher auch ihre Gesetze nicht eher als im zwölften oder dreyzehenten Jahrhundert aufgeschrieben wurden.

Alles dieses beweist deutlich genug, daß die Buchstaben erst sehr spät nach Deutschland gekommen sind. Einige neuere Schrifftsteller, handeln also ohne allen Grund, wenn sie den sogenannten Runen ein Alter zuschreiben, welches sie gewiß nicht haben. Venantius Fortunatus, der gegen den Anfang des sechsten Jahrhunderts gelebt hat, ist der erste Schriftsteller, der von Runen redet; aber er schreibt sie den Franken zu, deren Art zu schreiben so wie der Gothen ihre, damals noch sehr grob und unförmlich war; ob sie gleich beide ihre Buchstaben von den Lateinern und Griechen bekommen hatten.

AAus diesem Venantius lernt man auch die Art zu schreiben kennen, deren sich die Barbaren, von denen er redet, bedienten. Sie mahlten oder gruben vielmehr ihre Buchstaben in Tafeln von Eschen- oder Buchenholz, oder auch in die Rinde dieses Baums. Uebrigens sind die so genannten Runen nichts anders, als die gewöhnlichen Schrifftzüge aller europäischen Völker, die nur verstellt sind. Es hat hievon der gelehrte Celsius in Upsal um-

umständlich gehandelt; er zeigt, daß die Runen nichts anders sind, als römische Buchstaben, nur mit dem Unterschied, daß da die nordischen Völker ihre Buchstaben in Holz und Steine gegraben haben, sie solche leichter in geraden Linien formiren konnten; und daher kommt es, daß die Runen von unsern Buchstaben so verschieden aussehen.

Wir wollen uns in keine weitläufige Untersuchung einlassen, zu welcher Zeit eigentlich die deutschen Völker angefangen haben, eine Kenntnis der Buchstaben zu bekommen; sondern wir begnügen uns nur mit der einzigen Anmerkung, daß sie die Buchstaben wahrscheinlich eher von den Griechen, als den Lateinern bekommen haben. Sie setzen zwar die Buchstaben ihres Alphabeths in eben die Ordnung, wie die Lateiner; sie haben ferner den Buchstaben C, den die Griechen nicht kennen; aber es ist demohngeachtet gewiß, daß sie die Buchstaben, K, Y, und W, von den Griechen, und nicht von den Römern bekommen, und sie auch auf die nemliche Art ausgesprochen haben. Ferner, sprechen die Deutschen einige fremde Worte nach der Manier der Griechen, und nicht der Lateiner, aus. Sie sprechen zum Exempel das griechische Wort καισαρ Kaiser, und nicht Cäsar, aus. Endlich sind auch in ihrer Sprache einige Worte anzutreffen, die sie offenbar von griechischen Christen bekommen haben; zum Exempel, Kirche, von κυριακη, Pfaffe, von παππας, Litaney, von λυτανεια, Spende, (Austheilung der Almosen,) von σπονδη, und noch andere mehr.

Sollte es nicht auch höchst wahrscheinlich seyn, daß, indem die griechische Mißionarien die Deutschen

schen in der christlichen Religion unterrichteten, sie ihnen zugleich eine Kenntniß der Buchstaben sollten beygebracht haben. Sie behielten die griechischen Characteres so lang, als ihre Kirchen die griechischen Gebräuche, und so lang sie unter morgenländischen Patriarchen stunden. Die Deutschen bedienten sich nicht eher der römischen Buchstaben, als bis sie sich der lateinischen Kirche unterwarfen. Was wir oben von der Gleichgültigkeit, welche die celtischen Völker gegen die Künste und Wissenschaften hatten, gesagt haben, muß nicht von allen überhaupt, und ohne alle Einschränkung verstanden werden. Strabo merkt zum Exempel an, daß in Spanien ein Volk gewesen sey, welches viel auf die Gelehrsamkeit gehalten habe; ingleichen, daß die Gallier in der Nachbarschaft von Marseille, ihre jungen Leute in diese griechische Pflanzstadt geschickt hätten, wo sie nicht allein in der griechischen Sprache, sondern auch in der Beredsamkeit einen guten Geschmack bekommen hätten. Noch in einer andern Stelle lobt er die Gallier, daß sie sehr gelehrige Köpfe hätten, und sich seit einiger Zeit auf Künste und Wissenschaften legten. (Strabo IV. 195.)

Allein man würde einen offenbaren Fehlschluß machen, wenn man diese Stelle auf alle gallische Völker, ohne alle Ausnahme, anwenden wollte. Sie geht blos auf diejenigen Provinzen, wo die Römer ihre Colonien hatten. Man fand allda an denjenigen Künsten und Wissenschaften, die die Römer trieben, einen Geschmack, man lernte nach und nach ihre Sprache, man nahm endlich alle ihre Gebräuche und auch ihre Religion an. Allein in denjenigen Provinzen, wo die siegende Römer entweder nicht hingekommen waren, oder wo

sie

sie es nicht für vortheilhaft hielten, Colonien anzulegen; da erhielte sich Unwissenheit und Barbarey, noch so lang, als die Druiden ihr Ansehen behaupteten.

Cato, der Censor, hatte bereits zwey hundert Jahre vor den Zeiten des Strabo bemerkt, daß die meisten Gallier viele Mühe anwendeten, erstlich um die Kriegsübungen, und hiernächst auch um die Beredsamkeit zu erlernen. Diese Kunst konnte in ihren Staatsversammlungen, wo jeder Vorsteher einer Parthey, für einem freyen und unabhängigen Volk, seine Meynung mit Freyheit und Nachdruck vortrug, von großen Nutzen seyn. Ein geschickter und heftiger Redner bekam ordentlich die meisten Stimmen auf seine Seite. (Cato Orig. ap. Charisium L. II.)

Deswegen sagte einstens ein römischer General, mit Namen Cerealis, zu den Zeiten des Vespasians, zu den Galliern: „Ihr last euch blos „ mit Worten gewinnen, weil ihr von dem, was „ gut und böse ist, nicht nach der Natur der Sachen, sondern blos nach den Reden einiger aufrührerischer Personen urtheilt.“ (Tacit. Hist. IV. 73.) Deswegen wendeten auch die Gallier unter allen Künsten und Wissenschaften die meiste Mühe auf die Redekunst. Die römischen Kayser gaben aus Staats-Maximen diesem Geschmack der Nation nach; sie errichteten sogar in verschiedenen gallischen Städten Academien, und setzten Preiße für die besten Meisterstücke der Beredsamkeit aus. Auf der einzigen Academie zu Autun, waren zur Zeit des Tibers vierzig tausend Studenten. (Tac. Annal. III. 43.) Dem Sueton und Auson zu Folge, waren dergleichen Schulen auch zu Lion, Bour-

Bourdeaux, Toulouse und Narbonne. (Sueton. Calig. c. 20. Auson. Professores. Juvenal. I. 44.)

Wird man sich nun wohl wundern, daß man unter den Galliern so viele gute Redner, aber noch mehr sophistische Declamatoren antrifft? Die Redekunst war das Lieblings-Studium der Nation. Jedermann legte sich darauf: allein, wie es in jeder andern Wissenschaft auch zu geschehen pflegt, so geschah es auch hier. Unter der ungeheuern Menge von Liebhabern waren ihrer sehr wenige, die eigentlich Genie, und die nöthigen Talente zur wahren Beredsamkeit gehabt haben.

Zwölftes Hauptstück.

Von der starken Neigung der Celten zum Krieg.

Wir kommen nunmehr zu den Beschäftigungen der Celten. Der Krieg war, eigentlich zu reden, ihre einzige, wenigstens ihre Hauptbeschäftigung. Die Jugend lernte weiter nichts, als wie sie mit den Waffen umgehen sollte; die Männer giengen beständig in Krieg, und setzten diese Lebensart so lange fort, als sie im Stande waren zu dienen. Diese Völker würden in der That zu bedauern gewesen seyn, wenn sie wider ihren Willen gezwungen gewesen wären, die Waffen beständig in der Hand zu haben. Das Schicksal eines Volks ist gewiß traurig, welches in solchen Umständen ist, daß es ohne Unterlaß in Bereitschaft stehen muß, seine Güter, seine Freyheit,

sein Leben, gegen die ungerechten Anmaßungen eines Feindes mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen. Allein so verwirrt und dringend waren die Umstände der Celten nicht. Kein Mensch gedachte daran, sie anzugreifen; denn es war bey ihnen nichts zu holen: sondern sie, sie selbsten waren der angreifende Theil, sie thaten beständig Einfälle in die Länder ihrer Nachbarn, weil sie von ihren Streifereyen ihren ganzen Lebensunterhalt hatten. (Plutarch. Tom. I. p. 260. Polyb. L. I. p. 106. Cæs. B. G. VI. 21. Athen. VI. 174.)

Was die Scythen und Celten nicht von ihren Heerden bekamen, das holten sie von andern Völkern mit Gewalt. Ihre ganze Erziehung war also von Jugend auf darnach eingerichtet. Vater und Mutter erzogen ihre Kinder blos zu Kriegsübungen; von der zartesten Jugend an, gieng die Hauptabsicht ihrer Erziehung dahin, sie bey Zeiten zum Krieg zu gewöhnen, und sie zu den Beschwerlichkeiten desselben abzuhärten.

Wenn ein junger Mensch ein Alter von achtzehen bis zwanzig Jahren erreicht hatte; so wurde er sein eigner Herr. Zum Zeichen dieser Emancipation gab man ihm einen Schild, ein Schwerd, und eine Lanze. Nunmehr muste er für seine Erhaltung selbst Sorge tragen; er muste entweder von der Jagd leben, oder sich durch Plünderungen, die er in dem Gebiete der benachbarten Völker ausübte, seinen Lebensunterhalt verschaffen. Es war die Haupt-Maxime der Obrigkeiten, daß ihre Bürger keine andere Handthierung, als den Gebrauch der Waffen, lernen sollten.

Die Größe und Stärke des Adels bestund hauptsächlich in einer großen Menge von Clienten, die

die ein vornehmer Herr in seinem Dienste hatte. Um diese ansehnliche Menge von Menschen zu erhalten, und ihnen die nöthigsten Bedürfniße zu verschaffen, blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als der Krieg. Das ist eigentlich der Grund, warum noch zu den Zeiten des Cäsars, die Häupter der Deutschen nicht gestatteten, daß diejenigen Völker, die unter ihrer Herrschaft stunden, länger als ein Jahr in einer Gegend blieben noch daß sie sich eigne Häußer baueten, um sich gegen Hitze und Kälte zu schützen. Man erlaubte zwar einzelnen Personen sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen; aber wenn sie das eine Jahr zu Hause geblieben waren, um das Land zu bauen, so musten sie das folgende Jahr in Krieg gehen.

Die Absicht aller dieser Anstalten war, wie Cäsar bemerkt, den Deutschen beständig Hinderniße in Weg zu legen, daß ihre Neigung zum Krieg nicht unvermerkt abnehmen, und dagegen eine Lust zum Ackerbau einschleichen möchte. Sie konnten sie um so viel leichter erhalten, weil selbsten das gemeine Volk an den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Kriegs ein so besonderes Vergnügen fand, und keine andere Beschäftigung zu haben wünschte. (Cæs. B. G. IV. 1. Veget. L. III. c. 10. Ammian. L. XV. c. 12.)

Die herrschende Wildigkeit und Faulheit, der die Celten ergeben waren, war die Quelle dieser Neigung zum Krieg. Sie hatten eine natürliche Abneigung gegen alle Arbeit, und es schien ihnen nichts leichter und bequemer zu seyn, als die Erndten, welche andere durch ihrer Hände Arbeit erworben hatten, zu rauben, und sollte es auch mit Lebensgefahr verbunden gewesen seyn. Im

Gegentheil war es ihnen äusserst verdrießlich und unangenehm, das Land zu bauen, und auf die Ertragnisse desselben zu warten. Um dieser kriegerischen Neigung desto mehr Lebhaftigkeit zu verschaffen, so bildeten sie sich ein solches politisches Lehrgebäude, daß mit den Waffen, Ehre, Gerechtigkeit, ja selbst die Seeligkeit in der zukünftigen Welt, verbunden war. Von einem jeden dieser Stücke werden wir besonders reden.

Die Ehre eines ganzen Volks bestund nach ihren Begriffen darinnen, wenn es die Länder ihrer Nachbarn weit und breit verwüstet, und rings um seine Gränzen herum weite Steppen oder Wüsteneyen hatte. Sie sahen dieses als einen ungezweifelten Beweiß an, daß der Schrecken ihres Namens bey allen Nationen so groß sey, daß sich niemand getrauete, ihnen zu wiederstehen, oder in ihrer Nachbarschaft zu wohnen. Einzelne Personen aber, suchten die Ehre darinnen, nicht, daß sie von ihrem Fleiß und Arbeit, (denn dieses wurde bey ihnen für schimflich und niederträchtig gehalten,) sondern von dem Raub und der Beute, die sie in den benachbarten Staaten gemacht hatten, lebten. (Gæs. B. G. IV. 3. VI. 23. Sil. Ital. L. III. v. 389. Pompon. Mela III. 3. Ovid. Trist. L. V. c. 10.)

Diese Rauberey wurde gar nicht für schimpflich gehalten. Die Jugend bahnte sich dadurch einen Weg zur wirklichen Größe; sie lernten bey Zeiten sich ihren Unterhalt durch ihren Degen zu verschaffen. So rühmte sich einer von den Pelasgen auf der Insel Creta, daß sein Schwerdt, Schild und Lanze, sein gröster Reichthum sey. „Mit diesen Waffen, sagte er, säe und pflanze

ich,

„ ich, damit erndte ich, damit keltere ich meinen „ Wein. Sie verschaffen mir Hochachtung unter dem Volk; jeder nennt mich seinen Herrn; „ wer sich nicht getraut, seinen Degen mit dem „ meinigen zu messen, fällt mir zu Füßen, erkennt meine Oberherrschaft, und verkündigt in „ allen Orten, daß ich ein großer Herr sey. (Athen. L. XV. p. 14.)

Da die Celten dergleichen Vorstellungen gleichsam mit der Muttermilch einsogen; so machten sie sich bey erwachsenen Jahren eine Ehre daraus, sich mit allen denjenigen herumzuschlagen, sie auch wohl gar umzubringen, die ihre Güter gegen unrechtmäßige Anmaßungen vertheidigen wollten. Hier kam es blos auf die Ueberlegenheit der Macht an; diese allein übte überall ihre Herrschaft aus; sie allein wurde als der Grund des Rechts angesehen. Daher sahen die celtischen Völker den Krieg als die einzige Beschäftigung an, der sich ein freyer Mensch widmen könnte. Ein König von Thracien sagte: „ wenn er keinen Krieg „ führte, so sähe er nicht ein, worinnen er seinem geringsten Stallknecht vorzuziehen sey. „ (Plutarch. apophth. II. 174.)

Die Celten suchten also ihre wahre Ehre nirgends anders, als auf dem Schlachtfeld, unter Blut und Morden. Der Soldat erlangte einen höhern oder niedern Grad des Adels, nachdem er mehr oder weniger Feinde getödet hatte. Loblieder, Ehrenbezeugungen, Vorzüge, Beute, Geschenke, alles dieses wurde allein dem Tapfern zu Theil, der sich durch seine Stärke hervorgethan hatte. Kamen sie im Treffen um, so trösteten sie sich damit, daß sie auf dem Bette der Ehren

gestorben waren, und eine große Anzahl Bewunderer hinterließen. Jeder beneidete ihren Ruhm und ihr Glück, daß sie mit den Waffen in der Hand gestorben waren. (Ammian. Marc. XXXI. 3. Herodot. IV. 64. Sil. Ital. III. v. 341. VIII. v. 18.)

Kam im Gegentheil ein Celte aus dem Treffen zurück, ohne einen Feind getödet zu haben; so hatte er keinen Theil an der Beute, er wurde vielmehr von den andern verlacht und verachtet. Diejenigen, die sich gar entwaffnen ließen, oder nur ihren Schild verlohren, wurden für unehrlich gehalten. Man schloße sie von feyerlichen Gastmählern aus, sie durften nicht zu den bürgerlichen und gottesdienstlichen Versammlungen kommen; ja sie wurden verurtheilt, sich in keine andere, als weibische Verrichtungen zu mischen. (Tacit. Germ. c. 6. Justin. XXXII. 3.)

Da die ganze Denkungsart der Celten nach diesen Grundsätzen bestimmt wurde; so hielten es die Bataver, nachdem sie einmal von den Römern überwunden waren, für eine Ehre, daß sie von ihnen zu Kriegsdiensten gebraucht, nicht aber, wie andere Ueberwundene, Tribut zu bezahlen, gezwungen wurden. Auch hier blieb ihnen noch die Laufbahn der Ehre offen, die sonst den überwundenen Völkern verschloßen war.

Diese ihre Grundsätze waren zwar falsch; aber sie waren es nur zum Theil. Es ist wahr, man macht sich einen sehr kleinen Begriff von dem Menschen, wenn man sich einbildet, daß seine ganze Größe, Vollkommenheit und Ehre einzig und allein in einen gewißen äussern Geschicklichkeit und Stärke bestehe, wodurch er sich andere seines gleichen

chen unterwürfig machen kan. Wenn man Morden und Rauben als eine edle Beschäftigung ansiehet, so erniedrigt man die Vernunft ausserordentlich tief. Allein auf der andern Seite, ein Soldat, der in einem rechtmäsigen Krieg sein Leben für die Wohlfarth des Staats wagt; ein General, der durch Handlungen der Klugheit und Tapferkeit, eine ganze Nation vom Untergang und Unterdrückung befreyet; sind sie nicht alles Lobes und aller Vorzüge würdig?

Es ist schwer zu begreifen, wie sich die Scythen und Celten haben überreden können, daß der Krieg ein rechtlicher Beweiß seyn könne, das ist, daß die Uebermacht einem Menschen ein wirkliches und uneingeschränktes Recht, über die Schwächern gebe. Wer die Macht in Händen hat, kan sie leicht mißbrauchen, welches kein Mensch leugnen wird, der nur einige Kenntniß von der Menschengeschichte hat; er wird tausend mal in Versuchung kommen, die Heiligkeit der Verträge, die Grundsätze der Gerechtigkeit und natürlichen Billigkeit zu verletzen. Ja er wird so gar Mittel finden, sich selbst und andere zu teuschen, er wird nicht ermangeln die ungerechtesten Forderungen und offenbare Gewaltthätigkeiten mit dem Mantel einer scheinbaren Vernunft und Gerechtigkeit zu bedecken. Allein kan wohl hieraus ein Recht hergeleitet werden, welches der Stärkere wirklich über den Schwächern hat? Wenn man der überlegenen Macht weicht, so geschieht es aus Noth, der freye Wille hat keinen Antheil daran. Eine Kugel die ruhig liegt, wird von derjenigen, die auf sie stößt, fortgetrieben; erlangt aber diese dadurch ein Recht über jene?

Die Celten gründeten ihre Forderungen auf einen sehr wunderbaren Grundsatz. Sie behaupteten, daß es der Wille Gottes sey, daß der Stärkere den Schwächern beraube; und dieser müste folglich seine Güter, die er nicht im Stande sey zu vertheidigen, gutwillig abtretten. Solche Begriffe schicken sich nur für eine barbarische Nation.

Unsere Rechtsgelehrte sagen, daß die vollkommene Gleichheit, in welcher alle Menschen vermöge der Geburt sind, auch die wechselsweise Gleichheit der Pflichten bestimme. Die Celten aber hatten eine ganz andere Rechtsgelehrsamkeit; sie glaubten vollkommen berechtigt zu seyn, die Ungleichheit der Menschen zu ihrem Vortheil anzuwenden. Wir wollen sie selbsten reden lassen, und eine Geschichte anführen, wo sie ihre Grundsätze deutlich entwickeln.

Im Jahr 363 nach Erbauung der Stadt Rom glaubten die senonischen Gallier, daß sie in ihren bisherigen Wohnungen, nicht mehr Raum genug hätten; sie suchten sich also weiter auszubreiten, und belagerten deswegen die Stadt Clusium, die ihnen sehr wohl gelegen war. Die Belagerten ruffen die Römer zu Hülfe, welche auch sogleich drey Gesandten an die Senoner schickten, und ihnen in einer öffentlichen Versammlung ihr Unrecht vorstellen ließen. Der Vortrag der Gesandschaft schloß sich damit, daß die Senoner sogleich alle Feindseligkeit gegen die Clusiner, als welche ihnen keine Gelegenheit dazu gegeben hätten, einstellen sollten, widrigenfalls, wenn diese gütliche Vorstellungen keinen Eidruck bey ihnen machen würden, sähe sich die Republik wieder ihren Willen

genö-

genöthigt, die Clusiner mit aller Macht zu unterstützen.

Die Gallier antworteten mit einer standhaften Offenherzigkeit, ohne alle Verstellung und Rückhalt: „ Wir kennen zwar die Römer nicht, doch „ glauben wir, weil sie die Clusiner in ihren verwirrten Umständen zu Hülfe gerufen haben, daß „ sie ein tapferes Volk seyn müssen. Eure Herrn „ haben den Weg der Güte eingeschlagen, und eine Gesandschaft an uns geschickt, ehe sie ihre „ Kriegsvölker anrucken ließen, um ihre Bundsgenoßen zu unterstützen. Wir verwerfen den „ Frieden nicht, den ihr uns anbietet; allein die „ belagerten Clusiner haben mehr Land, als sie „ brauchen, und bearbeiten können; wir verlangen weiter nichts, als daß sie uns, die wir „ Mangel daran haben, einen Theil von ihrem „ Ueberfluß abtretten sollen. Wenn man uns „ dieses zugestehet, so sind wir bereit, Friede zu „ machen. Wir erwarten vor euerer Abreise eine entscheidende Antwort. Werden uns die „ Clusiner diese Forderungen nicht einräumen, so „ sind wir bereit in eurer Gegenwart ihnen ein „ Treffen zu liefern, damit ihr euern Römern die „ Nachricht bringen könnt, daß die Gallier alle „ andere Völker an Tapferkeit übertreffen. “

Die Gesandten stellten sich, als wenn sie die ganze Stärke dieser Antwort nicht einsähen, und machten ihnen noch ferner diese Vorstellung: „ es „ wäre ja eine offenbare Ungerechtigkeit, von einem Volk Länder zu verlangen, die es rechtmäsig besässe, und sie mit Krieg zu bedrohen, „ wenn sie ihre rechtmäsige Besitzungen nicht gutwillig verlassen wollten. “ Allein die Gallier erklärten ihnen gerade heraus: „ daß sie ihr

„ Recht auf der Spitze ihres Degens trügen; ta-
„ pfere Krieger könnten auf alles einen gegründe-
„ ten Anspruch machen. Ihr selbsten, sagten sie
„ zu den Gesandten, habt aus keiner andern Ur-
„ sache den Albanern, Fidenatern und andern
„ Völkern den Krieg angekündigt, als um ihnen
„ ihre Länder weg zu nehmen. Wir machen euch
„ hierüber keine Vorwürfe, daß ihr ungerecht ge-
„ handelt hättet; ihr habt weiter nichts gethan,
„ als daß ihr das allerälteste Gesetz beobachtet
„ habt, welches dem Stärkern ein uneingeschränk-
„ tes Recht über den Schwächern zugesteht. Die-
„ ses Gesetz fängt von der Gottheit an, und er-
„ streckt sich bis auf die unvernünftigen Thiere.
„ Diese sind von der Natur so geartet, daß im-
„ mer die stärkern mehr haben wollen, als die
„ Schwächern, und sich deswegen diese unter-
„ würfig machen. Nehmt also eure Beschwer-
„ den wegen der Clusiner wieder zurück, denn
„ sonst, das sagen wir euch frey heraus, werdet
„ ihr sehen, daß die Gallier gegen die Völker, die
„ ihr unterdrückt habt, gleiches Mitleiden bewei-
„ sen, und eben solche Maasregeln gegen eure
„ Ueberwundene ergreifen werdet, als ihr jetzo
„ gegen die Clusiner merken lasset. (Liv. V. c. 35. Plut. in Camill. Tom. I. p. 136.)

Die Römer billigten zwar diese Grundsätze der Gallier nicht ausdrücklich, dennoch aber handelten sie selbsten darnach. Wir überlassen es den Rechtsgelehrten zu zeigen, wie falsch und unrichtig diese Grundsätze an sich betrachtet sind; so viel aber zeigt der erste Augenschein, daß nach diesen Grundsätzen, zwey Dinge, die einander schnurstracks entgegen gesetzt sind, Gerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, mit einander verwechselt werden.

Dem

Dem sey nun wie ihm wolle, so haben die Celten bey tausend Gelegenheiten nach diesen Grundsätzen gehandelt. Die Römer wurden einstens von eben diesen Galliern, von denen wir allererst geredet haben, in dem Capitol belagert, und wurden darauf mit ihnen einig, daß sie gegen eine gewiße Summe Geldes abziehen wollten. Der Vertrag wurde geschlossen, und es war nunmehr an dem, daß er in die Erfüllung gesetzt, und das Geld den Galliern dargewogen werden sollte; allein ihr General hatte eine falsche Wage. Der römische Tribun wurde darüber aufgebracht, und fragte trotzig, was dieses bedeuten sollte? Nichts anders, sagte Brennus, indem er seinen Schild und Schwerdt auf die Wagschale legte, als daß der Ueberwundene sich alles Unglück müsse gefallen lassen. (Liv. & Plutarch. l. c.) Eine ähnliche Gesinnung äusserten die Cimbrer vor dem Treffen, in welchem sie von dem Marius waren geschlagen worden. Der Heerführer dieser Barbaren näherte sich dem römischen Lager, und forderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einem Treffen zu bestimmen, in welchem entschieden werden sollte, welchem von ihnen beiden das Land, wo die beiden Armeen stunden, zugehören sollte. (Plut. in Mario. Tom. I. p. 419.)

An solchen Zügen erkennt man die Gesinnungen der Celten; sie sahen ein Treffen nicht anders an, als eine Entscheidung, die das göttliche Gericht über die Streitigkeiten der Völker gebe; sie glaubten, daß die göttliche Vorsicht hiedurch den Ausspruch thäte, welcher der Stärkste, und folglich der Würdigste sey, über den andern zu herrschen. Auf eben die Art urtheilte Ariovist, daß nach dem Kriegsrecht der Ueberwinder mit dem

Ue=

Ueberwundenen nach seinem Gutachten umgehen könnte. Das Kriegsrecht ist ihm nichts anders als das Gesetz des Stärkern. (Tac. Hist. L. IV. c. 17. Cæs. B. G. I. 36.)

Diese Ideen, welche die Celten von dem Krieg überhaupt hatten, wendeten sie auch auf die Zweykämpfe an. Sie sahen diese gleichsam als einen Ausspruch der göttlichen Gerechtigkeit an, wodurch die Streitigkeiten einzelner Personen auf eben die Art entschieden würden, als die Wiedersprüche ganzer Nationen durch ein Treffen geschlichtet würden. Diese Processordnung schien ihnen die klärste, kürzeste und sicherste zu seyn. Sie wollten schlechterdings ihre Einwilligung nicht dazu geben, wenn man sie zwingen wollte, ihre Streithändel auf eine andere Art auszumachen. Sie sahen es als die gröste Beleidigung an, wenn man einen Mann von Ehre den Ausprüchen der Gerichtsstuben unterwerfen wollte, da er einen weit kürzern und rühmlichern Weg vor sich sähe, sich sein Recht in der Geschwindigkeit zu verschaffen. (Liv. XXVIII. 21. Vellej. Pat. II. 118.)

Indessen hatte doch diese Procedur auch vieles Nachtheilige für diese Schläger selbst, die alles durch ihren Degen entscheiden wollten. Vermöge ihrer Grundsätze musten sie eingestehen, daß derjenige, der mit dem Degen besser umzugehen wuste, als sie, auch ein gegründeteres Recht auf ihr Eigenthum hätte, als sie selbsten. Sie waren deswegen ihren angenommenen Grundsätzen selbst nicht allemal getreu. So sahe man, daß eben die Gallier, welche sagten, daß da, wo die Macht sey, auch das Recht sey, sich in gütliche Vergleiche einließen, da die Umstände eine den Römern vor-

vortheilhafte Wendung genommen hatten. Man schlug sie, und gieng mit ihnen eben so um, wie sie mit andern umgegangen waren; und dadurch lernten sie die Gesetze der Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit schätzen.

Endlich zeigten die Celten ihre starke Neigung zum Krieg auch dadurch, daß sie mit den Waffen auch die Glückseligkeit, die sie nach diesem Leben hofften, in ein gewisses Verhältnis setzten. Sie wünschten, wenn ihre Stunde kommen würde, mit den Waffen in der Hand im Krieg zu sterben, weil sie glaubten, daß ein Mensch, der eines natürlichen Todes stürbe, der zukünftigen Glückseligkeit nicht theilhaftig werden würde; wenigstens glaubten sie, daß er nicht einen solchen Grad der Seeligkeit und Herrlichkeit erlangen würde, als einer, der auf dem Schlachtfeld sein Leben verlöhre. Daher thaten die Irrländerinnen, bey der Geburt eines Sohnes, das Gebet zu Gott, daß er diesem Kind die Gnade erweisen wolle, dereinstens im Krieg mit den Waffen in der Hand zu sterben. (Paul. Diac. hist. misc. L. V. p. 58. Solin. cap. 25.)

Diese Grundsätze, von denen wir bisher geredet haben, sind von allen Scythen und Celten überhaupt angenommen worden. Wird man sich nun wohl wundern, wenn man höret, daß die Celten beständig Krieg gesucht haben? daß sie, wenn sich nur von weiten eine Gelegenheit dazu zeigte, begierig darnach gegriffen haben; daß sie ihn niemals ausgeschlagen haben? daß alle Celten ohne Ausnahme, alt und jung, mit der grösten Begierde in Krieg gegangen sind? daß sie in Gefahren und Schlachten eben so vieles Vergnügen, als

gesit-

gesittete Völker in der Ruhe des Friedens gefunden haben? Dieses sind lauter Folgen, die natürlicher Weise aus ihren einmal angenommenen Maximen herkommen musten.

Eben so wenig zu verwundern ist es, daß die meisten celtischen Völker vom Raub lebten. Sie trieben das Kriegshandwerk und Rauberey nicht für Geld, nicht aus Zwang, sondern aus wirklicher Neigung; zum Theil wurden sie zwar auch durch die Noth dazu gedrungen. Wenn man weiter kein Handwerk zu treiben gelernt hat; wenn man keine andere Kunst als den Krieg versteht; wenn man es für eine Schande hält, von seiner Hände Arbeit zu leben; wenn man mit sonst nichts anders, als den Waffen, umgehen kan, das ist, wenn man weiter nichts als Soldat ist; so wird man an allen Stücken Mangel leiden, wenn man im Frieden lebt. Es blieb also den Celten nichts anders übrig, als entweder Hungers zu sterben, oder zu rauben uud zu morden.

Dieses war in den ältesten Zeiten die edelste Beschäftigung der Spanier, Gallier, Brittannier, Deutschen, Illyrier, Thracier, Ligurer, mit einem Wort, aller europäischen Völker. Sie führten alle mit einander einerley Lebensart, sie waren alle mit einander Räuber, nur mit dem Unterschied, daß heut zu Tage ein Strasenräuber oftmals seine eigene Landsleute ausplündert, und solches auf seine eigne Rechnung thut; die Celten hingegen beraubten nur ihre Nachbarn, und trieben dies Handwerk unter dem Schutz uud Vorwissen ihrer Obrigkeit, die sie gleichsam dazu privilegirte. (Justin. XLIV. 2. Virg. Georg. III. 408. Herodian. III. p. 301. Veget. I. 2. Cæs. B.

G.

G. VI. 35. Tac. Germ. c. 46. Herodot. II. 171. Curtius III. 10. Strabo VII. 318. Florus IV. 12. Mela II. 1.)

Zu Anfang des Frühlings wurde in einem jeden Staat eine General-Versammlung gehalten. Alle freye Leute die im Stande waren, die Waffen zu tragen, musten dabey erscheinen. Hier erschienen sie von Kopf bis auf die Füße bewaffnet, und waren fertig, auf den ersten Wink ins Feld zu gehen.

Hier berathschlagte man sich unter allen zuerst, wohin man für dieses Jahr den Krieg spielen wollte. Man brachte alle Beschwerden, die der Staat gegen den einen oder andern seiner Nachbarn hatte, oder auch nur haben konnte, in Anregung; man lauerte alsdenn auf eine schickliche Gelegenheit, wie und wo man sich rächen könnte; derjenige, der mit der grösten Heftigkeit und Wildheit redete, bekam meistentheils alle Stimmen auf seine Seite.

Fand man aber keine gegründete Ursache zum Krieg, so suchte man einen jeden Vorwand auf, durch den man den Angriff, auch nur zum Schein beschönigen könnte, damit es doch wenigstens das Ansehen haben möchte, daß man mit Wohlstand ein Volk angriff, welches man im Grunde betrachtet, nur ausplündern wollte. Bald war die eine Nation zu mächtig, und dieses war ihnen Grund genug, sie durch einen feindlichen Einfall zu schwächen; bald wollte man einer Nation, die Beute, die sie von einer andern gemacht hatte, wieder abnehmen, und sie dadurch in den Stand der Gleichheit setzen; bald wollte man einer unterdrückten Nation zu Hülfe kommen, oder gut gesinnte Nachbarn gegen andere vertheidigen; bald bot man an-

dern

dern auf ihre Unkosten Hülfsvölker an, und erwartete in ähnlichen Umständen ein gleiches von ihnen. Mit einem Wort, es fehlte ihnen niemals an Vorwand zu feindlichen Einfällen, und das Resultat einer solchen General-Versammlung war allemal eine Kriegs-Erklärung gegen die eine oder die andere Nation. (Mela III. 3. Strabo IV. 195. Ammian. Marcell. XVI. 13.)

Zur Zeit des Julius Cäsars waren die Gallier schon zum Theil civilisirt, und dennoch versichert er, daß vor seiner Ankunft nicht leicht ein Jahr vergangen sey, wo die Einwohner des Landes nicht in einem Krieg verwickelt gewesen, und worinnen sie entweder der angreifende, oder vertheidigende Theil gewesen wären. Etwas ähnliches sagt eben dieser Schriftsteller von den Sueven, die in der folgenden Zeit zum Theil Catten genennt wurden. Sie hatten alle Jahre Krieg, ließen aber doch einen Theil der Einwohner zu Hauße, um das Land zu bauen. Plutarch sagt eben dieses von allen deutschen Völkern überhaupt, daß sie alle Jahre aus ihrem Lande auszögen, einen Feldzug zu thun. (Cæs. B. G. IV. 1. VI. 15. Plutarch. in Mario. Tom. I. p. 411.)

Mit einem Wort die Geschichte der celtischen Völker ist nichts anders, als eine Geschichte ihrer Kriege, Schlachten und Eroberungen. Sie trieben nichts anders als das Kriegshandwerk, wenigstens wollten sie nichts, als ihre kriegerische Thaten auf ihre Nachkommen kommen lassen.

Wenn die Umstände so beschaffen waren, daß sie sich in keinen auswärtigen Krieg einlassen konnten, ohne sich selbsten in das gröste Unglück da-

durch

durch zu stürzen; so musten sie wider ihren Willen den Frieden dem Krieg vorziehen. Alsdenn war es aber den jungen Leuten aus guten Familien, die Herzhaftigkeit genug hatten, erlaubt, sich ein kleines Corps anzuwerben, an deren Spitze sie sich als Freybeuter stellten. Sie thaten darauf vor der ganzen Versammlung die Erklärung, daß sie Willens wären, dieses oder jenes Unrecht, das ihnen von einem ihrer Nachbarn wäre angethan worden, entweder an seiner Person, oder der ganzen Familie zu rächen. Andere sagten, daß sie mit diesen ihren Clienten bey einer auswärtigen Macht in Dienste gehen wollten, und in andern Ländern, wo Krieg geführt würde, Gelegenheit suchen, sich hervor zu thun, weil ihnen in ihrem eigenen Vaterland vorjetzo der Weg dazu verschloßen sey.

Sobald eine solche Erklärung bekannt gemacht war, so kamen die kühnsten und herzhaftesten Streiter haufenweis zusammen, und schwuren diesem neuen General den Eyd der Treue. Die General-Versammlung tadelte ein solches Aufgebot von Freywilligen so wenig, daß sie vielmehr diejenigen, die diesen kleinen Feldzug mit machten, mit den grösten Lobeserhebungen überhäufte. „Wenn „ein Scythe, sagt Lucian, beleidigt worden ist, „und sich nicht selbsten rächen kan; so opfert er „einen Ochsen; diesen läst er kochen und in Stücke zerschneiden; die Haut des Thiers breitet er „alsdenn auf der Erde aus, setzt sich darauf, „und legt seine Hände auf den Rücken, so wie „man den Gefangenen die Hände auf den Rücken bindet. Dieses ist die demüthigste Stellung die ein Scythe machen kan. Hierauf versammeln sich alle seine Freunde, und diejenigen, die in einem freywilligen Corps unter seiner

„ Anführung zu seiner Rache Dienste thun wol-
„ len: ein jeder nimmt ein Stück von dem Fleisch
„ des Ochsen, setzt seinen rechten Fuß auf die
„ Haut, auf welcher der Beleidigte sitzt, und ver-
„ spricht ihm nach seinem Vermögen, vier, fünf,
„ sechs und noch mehr Reuter auf seine eigene
„ Kosten zu seinem Dienst zu stellen. Andere ver-
„ sprechen ihm eine gewiße Anzahl bewaffneter
„ Fußvölker; die ärmsten dienen in eigner Per-
„ son. Auf einer solchen Ochsenhaut verbindet
„ sich oft ein ganzes Heer treuer und tapferer
„ Streiter, wovon sich ein jeder, ob er gleich frey-
„ willig ist, mit einem unverbrüchlichen Eyd
„ anheischig macht, Treue und Tapferkeit zu be-
„ weisen.“ (Lucian. in Toxari p. 634.)

Was hier Lucian von den Scythen überhaupt sagt, stimmt mit demjenigen genau überein, was Cäsar und Tacitus von den Deutschen insonderheit erzählt. Ersterer bemerkt: „ wenn einer von
„ den Häuptern des Volks einen solchen Parthey-
„ gang vorzunehmen beschloßen hat, so macht er
„ es der General-Versammlung bekannt, damit
„ diejenigen, die mit ihm ausziehen wollen, sich
„ bey ihm angeben können. Diejenigen, die den
„ Zug billigen, und nichts gegen diesen Anführer
„ einzuwenden haben, stehen auf und versprechen
„ ihm ihren Beystand. Sie bekommen darüber
„ von der ganzen Versammlung die grösten Lo-
„ beserhebungen. Wenn einer von diesen Leuten,
„ die sich freywillig haben anwerben lassen, dem
„ General nicht folgt, so wird er als ein Flücht-
„ ling und Verräther angesehen, kein Mensch
„ traut ihm mehr, es mag in einer Sache seyn,
„ in welcher es will.“ (Cæs. B. G. VI. 23.)

Tacitus sagt beynahe eben dieses: „ Wenn „ ein Volk lange Zeit in Friede und Müßiggang „ zugebracht hat, so gehen die meisten jungen „ Leute von Stand aus eigner Bewegung zu an„ dern Nationen, die in Krieg verwickelt sind, „ und bieten ihnen mit ihren Clienten ihre Dien„ ste an, entweder, weil sie in den Gefahren des „ Kriegs die schönste Gelegenheit haben, sich her„ vor zu thun und Ruhm zu erwerben, oder, „ weil sie ohne Krieg ihre Clienten nicht ernäh„ ren können, und also suchen müssen, durch die „ Beute ihre Bedürfniße zu ersetzen. (Tac. Germ. c. 14.)

Etwas ähnliches treffen wir, der Nachricht des Diodors von Sicilien zu Folge, auch bey den Spaniern an. Die jungen Leute, besonders welche Stärke und Muth hatten, zogen sich in die Gebürge, und thaten von da aus Einfälle in alle spanische Provinzen. (Diod. Sicul. L. V. p. 215.)

Auch auser der General-Versammlung, auf welche gemeiniglich ein oder der andere Feldzug folgte, waren die Celten immer bey andern Völkern, die ihren Degen und Arm brauchten, in Diensten. Sie achteten ihr Leben nicht, sondern verkauften es an alle diejenigen, die es bezahlen konnten. Es galt ihnen gleich viel, ob der Krieg gerecht oder ungerecht war, wenn er ihnen nur Gelegenheit verschafte, Lebensmittel und Ruhm zu erwerben.

Auf diese Art boten die Cimbrer den Römern ihre Dienste an, und verlangten anstatt des Soldes, daß sie ihnen einige Länder anweisen sollten; übrigens sollte man sie zu Kriegsdiensten brauchen.

wie und wo man wollte. Ariovist erbot sich gleichfals beym Cäsar, daß er alle seine Kriege führen und zu einem glücklichen Ende bringen wollte, ohne daß sich Cäsar die geringste Mühe geben, oder einiger Gefahr aussetzen sollte. (Florus III. 3. Cæs. B. G. I. 44.)

Diese würkliche Raserey bey andern Völkern Kriegsdienste zu thun, war allen scythischen und celtischen Völkern gemein. Sie gaben Kriegsvölker, wer sie nur verlangte, ja sogar oft zweyen Völkern, die mit einander in Krieg verwickelt waren zugleich, und stritten also gegen ihre eigene Landsleute. (Sil. Ital. XIII. 680. Cæs. B. G. VIII. 45. Thucyd. L. IV. c. 129. Diod. Sic. XX. p. 738. Mela I. 16. Appian. Bell. civ. I. 4. Jul. Capitol. Marc. Aurel. c. 21.)

Der Adel that es aus Ehre, der gemeine Soldat aber des Brods wegen. Es wurde daher in ganz Europa nicht leicht ein einziger Krieg, der etwas zu bedeuten hatte, geführt, wo nicht celtische Truppen dabey gebraucht wurden. Selbsten in den Unternehmungen Alexanders des Großen, thaten sie diesem Eroberer sehr wesentliche Dienste. In dem Feldzug, den er in den ersten Jahren seiner Regierung unternahm, lernte er die Tapferkeit der Illyrier, Triballer, Geten und anderer barbarischen Völker, die an Macedonien gränzten, kennen, und stund von dem Krieg, den er gegen sie angefangen hatte, ab. Er wollte sie lieber zu Freunden haben, und fand durch seine Freygebigkeit Mittel, sie in seine Dienste zu bekommen. (Arrian. Exped. Alex. p. 3. Diod. Sic. L. XVII. p. 570. Curt. III. 9. IV. 9.)

Die

Die celtischen Völker, welche die Carthaginenser in Sold genommen hatten, waren ihre beste Stütze, in dem ersten Krieg, den sie gegen die Römer führten; allein diese Miethlinge wurden hernach dem Staat von Carthago auf zweyen Seiten beschwerlich und gefährlich, erstlich, durch ihre übertrieben hochgespannte Forderungen, und sodann durch den förmlichen Aufstand, den sie nach dem Krieg erregten. Und dem ohngeachtet ließen sich die Carthaginenser nicht abschrecken, sondern nahmen in den folgenden Kriegen ein ansehnliches Heer celtischer Völker, aus Spanien, Gallien und Ligurien, wieder in ihre Dienste.

Als Hannibal nach seinem Zug über die Alpen seine Armee musterte, so bestand sie aus sechs tausend Mann zu Pferd, und zwanzig tausend zu Fuß, worunter acht tausend Spanier waren. Er vermehrte sie hernach durch ansehnliche Recrutirungen von Galliern und Ligurern, die er theils mit Gewalt zwang Dienste zu nehmen, theils reichlich bezahlte, theils auch auf ansehnliche Versprechungen verwies. Mit diesen Völkern setzte er ganz Italien einige Jahre lang in Schrecken, und der gemeinen Meinung nach, würde er den römischen Staat gänzlich zerstöret haben, wenn er sich seiner Siege recht zu bedienen gewust hätte. Ich sage mit Fleiß der gemeinen Meinung nach; denn es hat immer einer diesen Vorwurf dem andern nachgesagt. Wir wollen ihn untersuchen. Er soll sich seine Siege nicht gehörig zu nutz gemacht haben. Kennt man wohl viele Generale, welche besser als er, sich der Umstände zu seinem Vortheil zu bedienen, sich aus schlimmen Stellungen zu ziehen, das, was ihm zuwieder zu seyn schiene, zu seinem Vortheil zu wenden, die Gemüther mit

grösserer Geschicklichkeit zu lenken gewust hat? Aber warum führte er seine Armee nach Capua, und nicht gerades Weges nach Rom, und belagerte diese Hauptstadt? Er stund an der Spitze einer Armee, die aus Leuten aus allerhand Ländern bestund, die, wie schon bemerkt worden ist, theils aus Zwang, theils für Geld, theils auf Hoffnung ansehnlicher Versprechungen, dienten. Muste er unter diesen Umständen seinen Soldaten nicht in einigen Stücken nachgeben? Sie waren nunmehr reich, würden sie nicht überall ein Capua gefunden haben? Und gesetzt, er hätte Rom belagert; würde es der Stadt wohl an Mitteln der Vertheidigung gefehlt haben? Es ist wahr, der erste Schrecken nach der Schlacht bey Cannä war groß; aber es ist nicht das erstemal, daß aus einer heftigen Bestürzung eine desto grössere Herzhaftigkeit entsteht. Wenn es Hannibal mit einem Haufen von zusammen gelaufenen Gesindel zu thun gehabt hätte; so hätte er sich schmeicheln können, den Staat von Rom zu vernichten, wenn er die Stadt belagert hätte, ehe sie sich erholt hätte; aber die Stärke von Rom beruhte auf ihrer innern Einrichtung. Seine celtische Soldaten waren zwar gut, aber sie konnten doch nicht alles ausrichten.

Nachdem die Römer ihre Eroberungen erweiterten, so gewöhnten sie sich, besonders nach den Zeiten des Julius Cäsars, eine große Anzahl celtischer Hülfsvölker in ihre Dienste zu nehmen. Diese erhielten zwar das Reich einige Jahre lang, wurden ihm aber am Ende selbst gefährlich, indem man auser andern Nebenursachen, ihnen hauptsächlich den Verfall und gänzlichen Ruin des römischen Reichs zuschreiben muß.

Wenn

Wenn ein Staat mit seinen Nachbarn im Frieden lebte, und der Soldat weder zu Hauß, noch auswärts etwas zu thun fand; so geriethen diese wilden Völker einander selbsten in die Haare. Es entstunden bürgerliche Kriege unter ihnen, wodurch sie mehr geschwächt wurden, als durch alle ihre auswärtigen Feinde. Cäsar sagt: „ man „ sieht nicht nur ganze Völkerschaften und Districte, „ sondern sogar einzelne Familien, in verschiedene „ Partheyen getheilt. Jede hat einen Anführer an ihrer Spitze, der über seine Clienten „ eine gewisse Art von Oberherrschaft führt; alle „ Händel, welche unter den Personen von einer „ Parthey entstehen, werden für das Oberhaupt „ derselben gebracht, nach dessen Gutachten sich „ ein jeder richtet.“ (Cæs. B. G. VI. 11.) Cäsar redet zwar hier blos von den Galliern, aber es kan von allen celtischen Völkern überhaupt gelten, wie wir umständlich beweisen werden, wenn wir von der Regierungsform der Celten reden werden. Ueberall sahe man nichts als Uneinigkeiten, Beschwerden, Widersprüche, die leicht in öffentliche Kriege ausbrachen. Diese streitende Partheyen vereinigten sich zwar wieder, wenn ihnen ein auswärtiger Feind zu gefährlich wurde, um mit zusammengesetzten Kräften, desto bessern Widerstand zu thun; allein, kaum war die Gefahr vorbey, und der gemeinschaftliche Feind zurück getrieben; so gieng der Lerm aufs neue wieder an. Tacitus hat also ganz recht, wenn er wünschte, daß die Deutschen immer von diesem Geist der Uneinigkeit möchten regiert werden. Er sagt: „ wenn auch die Deutsche unsere Freunde „ nicht seyn wollen, so ist doch wenigstens zu „ wünschen, daß sie es unter einander selbst nicht „ seyn, sondern vielmehr einander haßen mögen.

„ Das Schicksal könnte uns keinen wichtigern
„ Dienst erweisen, als wenn es den Saamen der
„ Uneinigkeit unter die Deutschen ausstreuete. „
(Tac. Germ. c. 33.)

Polybius bemerkt, daß, wenn die Gallier von einem Feldzug zurück kamen, sie oftmals über der Theilung der Beute dermaßen uneinig wurden, daß es zu offenbaren Feindseligkeiten ausschlug, wodurch oftmals der Kern der siegenden Armee aufgerieben wurde. (Polyb. L. II. p. 107.) Ein Beyspiel dieser Art sahe man an denjenigen barbarischen Völkern, die zur Zeit des Kaysers Honorius in Spanien und Gallien einfielen. Sie hatten bereits verschiedene Länder erobert, konnten aber nicht einig werden, wie sie sie unter einander vertheilen wollten. Sie griffen zum Degen, um ihren Streit dadurch zu entscheiden; die Folge aber war, daß sie sich unter einander zur grösten Freude ihrer Feinde selbst aufrieben. Sie musten eingestehen, daß ihre beständigen innerlichen Kriege, ihren Feinden den grösten Vortheil verschafften; aber sie wurden dem ohngeachtet nicht klüger.

Vallia, König der Visigothen, hatte dem Kayser Honorius versprochen, daß er ihm alle fremde Völker, die sich in Spanien nieder gelassen hatten, unterwürfig machen wollte. Da die Könige der Alanen, Vandalen und Sueven, (das waren die fremden Völker in Spanien,) Nachricht davon bekamen, so schrieben sie folgenden Brief an den Kayser: „ Lebe mit uns allen in
„ Frieden, und nimm die Versicherung, die wir
„ dir zu deiner Sicherheit anbieten, an. Lasse uns
„ unter einander immerhin angreifen, der Scha-

de

„ de wird immer auf unserer Seite seyn, und du „ wirst den Vortheil davon haben, wenn wir „ uns unter einander aufreiben. Der gröste Vor„ theil, den das römische Reich haben kan, be„ stehet darinnen, daß wir alle in diesem Krieg „ umkommen. " (Paul. Diac. hist. misc. L. XIV. p. 181. Oros. L. VII. c. 43.) Kan wohl Wildigkeit, Erbitterung und Partheyengeist höher steigen, als hier? Sollten aber auch alle Absurditäten, die die römischen Schriftsteller den celtischen Völkern schuld geben, wahr seyn? Sie waren doch wahrhaftig nicht so dumm, daß sie die Folgen ihrer Ausschweifungen nicht sollten eingesehen haben. Oder waren sie vielleicht durch ihren kriegerischen Geist so verblendet, daß sie ihr eignes Interesse nicht beherzigten?

Ausser den Partheyen, wodurch die celtischen Völker unter sich beunruhigt wurden, war auch die Situation, worinnen sich ein jeder gegen den andern befand, gewissermassen ein beständiger Krieg. Kein Celte hatte zwar zu befürchten, daß er von einem seiner Landsleute verrätherischer oder hinterlistiger Weise überfallen werden möchte: nein; die Gesetze der Ehre und des Wohlstands, die unter den Celten eingeführt waren, erlaubten nicht, daß ein ehrliebender Mann den andern angreifen oder tödten durfte, wenn er ihm nicht vorher angekündigt hatte, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Es würde offenbare Niederträchtigkeit gewesen seyn, wenn jemand anders hätte handeln wollen. Ein Verräther und Meuchelmörder war ihnen ein Abscheu, und dieses nicht allein nach den Grundsätzen des Gewissens, sondern ihr Point d'honneur brachte es mit sich, daß

ein Kriegsmann keine andere Mittel, als Gewalt und Stärke, anwenden durfte.

Hieran war nicht der Mangel guter Gesetze schuld, noch auch daß ihre Obrigkeiten nicht Ansehen genug hatten, die Streitigkeiten, die sich unter Privat-Personen hervorthaten, zu entscheiden; sondern es war ein Grundgesetz, welchem selbsten die Obrigkeiten unterworfen waren, daß niemals ein Scythe oder Celte, eine Ausforderung ausschlagen durfte, und deswegen musten die obrigkeitliche Personen ihre Einwilligung dazu geben, daß Privat-Personen ihre Streitigkeiten durch einen Zweykampf entscheiden konnten.

Erstlich, wenn man vor Gericht geführt wurde, und sollte es auch selbsten vor den König gewesen seyn, und die Sache betraf eine Beleidigung, Schulforderung und dergl. so hatte der Beklagte das Recht, dem bürgerlichen Gerichtszwang zu verwerfen, und seine Unschuld in einem Zweykampf, den er seinem Gegner anbot, zu beweisen. Wenn die Frage über die Thatsache, oder das Recht, nicht ganz klar war, wenn zum Exempel der Beklagte die Schuld, die man von ihm forderte, oder das Verbrechen, das er begangen haben sollte, leugnete, und nicht durch die Aussage glaubwürdiger Zeugen überführt werden konnte; so wurden die beiden Partheyen von dem Gerichtshof abgewiesen, und ihnen erlaubt, ihre Streitigkeit durch einen Zweykampf auszumachen. Selbsten die Zeugen musten sich mit einander schlagen, wenn ihre Aussage nicht mit einander übereinstimmte. (Ovid. Trist. L. V. el. 7. v. 47.)

Die Entscheidung, die man auf diese Art durch den Ausschlag der Waffen erhielt, wurde für weit

sicher-

sicherer gehalten, als der Ausspruch der bürgerlichen Obrigkeit. Man sahe es für ein Werk der göttlichen Vorsehung, oder selbst für ein göttliches Gericht, an. Wenn Fremde zu den Scythen kamen, so war das erste, daß sie ihnen die Köpfe ihrer Freunde zeigten, die entweder wegen eines Processes, den sie mit ihnen angefangen hätten, oder wegen sonst einer Fehde, in einem Zweykampf geblieben waren. So sagten die Deutschen zum Varus aus Schmeicheley, um ihn desto leichter einzuschläfern, daß er ein Mittel gefunden hätte, ihre Streitigkeiten, die sie vor seiner Ankunft mit dem Degen in der Faust ausgemacht hätten, durch den Ausspruch der Gerechtigkeit zu entscheiden. (Herodot. VI. 65. Vellej. Paterc. L. II. c. 118.)

Zweytens wenn mehrere Personen von gleichen Verdiensten sich um ein öffentliches Amt bewarben, so musten sie sich innerhalb der Schranken in einen Zweykampf einlassen, dessen Ausschlag denjenigen zu erkennen geben sollte, welcher der würdigste dazu wäre. (Livius L. XXXVIII. c. 21.)

Drittens erstreckte sich diese Gewohnheit so gar bis auf die Würden gottesdienstlicher Personen. Die Nachricht, die uns Cäsar davon giebt, ist deutlich und gewiß. Er sagt: „alle Druiden ste„ hen unter einem Oberhaupt, der eine unum„ schränkte Herrschaft über sie ausübt. Wenn „ dieser stirbt, und sich unter den Druiden einer „ findet, der mehr und grössere Verdienste hat, „ als irgend jemand von ihrem Orden, so wird „ er an die Stelle des Verstorbenen gesetzt. Sind „ ihrer aber mehrere vorhanden, die wegen glei„ cher Verdienste gleichen Anspruch an diese Ober„ stelle machen können; so wird einer von den

Drui-

„ Druiden nach den meisten Stimmen gewählt;
„ oftmals aber wird es auch durch die Waffen
„ in der Hand entschieden.“ (Cæs. B. G. VI. 13.)

Diese barbarische Gewohnheit hatte sich in einem alten Tempel, der nicht weit von der Stadt Rom stund, viele Jahre lang erhalten. Der Opferpriester dieses Tempels war ein flüchtiger Sclave, der diese Würde so lang begleitete, als er alle die Flüchtlinge, die ihm diese Stelle streitig machen wollten, umbrachte. Der erste aber, der so glücklich war, diesen Priester zu töden, kam ohne weitere Umstände an seinen Platz. Dem Kayser Caligula, währte einstens die Zeit zu lang, bis ein Priester, der viele Jahre diese Stelle begleitet hatte, auf die beschriebene Art abgelöset wurde. Er schickte deswegen einen kühnen Fechter dahin, der dem Priester mit dem Leben das Amt nahm. (Servius ad Virg. Aeneid. VI. v. 136. Ovid. Art. am. L. I. v. 259. Strabo V. 239. Sueton. Calig. c. 35.)

Da die Römer die Religion der alten Einwohner von Italien verliessen, und an deren statt die Religion der Griechen annahmen; so überliessen sie diese Priesterstelle, die man nur auf eine so schändliche Art erhalten, und mit Gefahr seines Lebens behaupten konnte, ihren Sclaven. Servius in der angeführten Stelle giebt es nicht undeutlich zu verstehen. Hier ist der Ort nicht über diese Materie weitläufige Untersuchung anzustellen, denn sie betrifft eigentlich die Religion der Celten.

Diese Wildigkeit gieng unter den Celten noch weiter. Es war etwas sehr gemeines unter ihnen, daß sich die besten Freunde auf den Degen heraus

forder-

forderten. Sie thaten es aus bloser Lust, um zu sehen, wer die meiste Herzhaftigkeit besitze. Ihre Besuche, Gastereyen und Schauspiele gaben ihnen tausend Gelegenheit dazu. Bald war die Gesellschaft so lebhaft, daß sie zu den Waffen griffen, bald hatte sie der Wein zu stark begeistert, bald war auch der blose Zulauf vieler Leute die einzige Ursache, daß sie vor den Augen so vieler Zeugen, Proben ihrer Herzhaftigkeit ablegen wollten. Derjenige, der herausgefordert wurde, durfte den Zweykampf nicht ausschlagen, wenn er nicht die ganze Zeit seines Lebens für ehrlos wollte angesehen seyn. So sehr verleitete sie eine übel verstandene Ehrliebe.

Wenn Livius das Leichenbegängnis beschreibt, welches Scipio der Africaner seinem Vater und Oheim, die beide in dem Spanischen Krieg umgekommen waren, zu Ehren anstellte; so führt er unter andern an, daß eine grosse Menge Standspersonen nach Carthagena gekommen wären, um diese Feyerlichkeit durch Zweykämpfe zu verherrlichen. „ Es waren daselbst nicht allein Fechter, die „ sich entweder aus Zwang, oder für Geld, mit „ einander herumschlugen, sondern auch viele, die „ es freywillig und umsonst thaten. Viele wur„ den von den Königen des Landes hingeschickt, „ um bey dieser Gelegenheit öffentliche Proben ih„ rer Tapferkeit abzulegen. Andere erklärten, „ daß sie blos, um dem Scipio Zeichen ihrer Hoch„ achtung zu geben, gekommen und bereit wären, „ ihn durch einen Zweykampf zu verehren. Noch „ andere thaten es, um ihre Herzhaftigkeit sehen „ zu lassen; andere liessen sich ein, weil sie eine „ Ausforderung, die bey dieser Gelegenheit an sie „ gethan wurde, nicht mit Ehren ausschlagen konn„ ten.

„ ten. Es waren auch einige vorhanden, die ih-
„ re Streithändel, die sie gegen einander hatten,
„ für den Richter nicht ausmachen konnten, oder
„ wollten, und mit einander einig wurden, sie je-
„ tzo durch einen Zweykampf zu entscheiden, so daß
„ der Gegenstand des Processes dem siegenden
„ Theil zu gut kommen sollte. " (Liv. XXXVIII. 21.)

Bey eben diesem Schrifftsteller findet man noch ein anderes merkwürdiges Beyspiel hievon. Hannibal hatte in seinem Heer gefangene Gallier. Er that ihnen den Vorschlag, daß sie sich gegen einander in Zweykämpfe einlassen sollten, und versprach demjenigen, der seinen Cameraden umbringen würde, nicht allein die Freyheit, sondern über dieses noch Waffen und ein Pferd. Sie nahmen alle, keinen einzigen ausgenommen, diesen Vorschag an, und schlugen sich mit einer solchen Lebhaftigkeit mit einander herum, daß sich der Carthaginensische Heerführer und seine Leute nicht genug darüber verwundern konnten. (Liv. L. XXI. c. 42.)

Die Europäischen Völker behielten noch lange Zeit die Ueberbleibsel dieser alten Barbarey bey; ja sie haben gewisser massen die Wildigkeit ihrer Vorfahren noch weiter getrieben: allein die Sache ist zu bekannt.

Curtius und Florus haben gewißlich die Sache nicht übertrieben, wenn der erstere sagt, daß die Scythen beständig in Waffen wären, der andere behauptet, daß jenseits der Donau eine solche Barbarey herrschte, daß man nicht einmal den Frieden dem Namen nach kennte. Und wenn auch die Deutschen die Süßigkeit des Friedens gekennt hätten, so würden sie ihn doch nicht geliebt haben, sondern

er

er würde ihnen vielmehr unerträglich gewesen seyn. Tacitus merkt von ihnen an, daß sie keine Ruhe und Frieden hätten, ausgenommen, so lang das Fest der Göttin Hertha dauerte. Alsdenn sagt er, wird der Krieg aufgeschoben, und alle Waffen werden verschlossen. Die Deutschen hatten diese Vorsicht gebraucht, um Streitigkeiten und Mordthaten zu verhüten, die gewiß unvermeidlich würden gewesen seyn, da bey dieser Feyerlichkeit ganze Nationen Tag und Nacht mit trinken zubrachten. Vielleicht hatten sie in Absicht auf ihre Religion noch eine besondere Ursache, daß dieses Fest nicht durch vergossenes Menschenblut möchte verunreinigt werden. (Tacit. Germ. c. 14. & 40. Curt. VII. 8. Flor. IV. 12.)

So wunderbar uns auch heut zu Tage diese Lebensart vorkommen mag, so hatte sie doch für die celtische Völker so viele Reizung, daß sie so gar ihr Leben mit der grösten Bereitwilligkeit hingaben, so bald sie Alters wegen nicht mehr im Stande waren, die Waffen zu tragen. Die Schwachheiten des Alters schienen diesen wilden Leuten eine unerträgliche Last zu seyn, als die sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, sie wären blos für die Waffen und den Krieg gebohren. Sie brachten sich entweder selbsten um, oder thaten ihren nächsten Verwandten, den Auftrag, die Erde und menschliche Gesellschaft von einer ihrer Meinung nach unnützen Last zu befreyen, und ihnen das Leben, das ihnen eine schwere Bürde war, zu nehmen.

Auf diese Art dem Leben zu entsagen, wurde unter ihnen für sehr rühmlich gehalten. Diese barbarische Gewohnheit hatte sich in Deutschland und den übrigen nordischen Gegenden lange Zeit erhal-

erhalten; aber ehemals war sie allen Europäischen Völkern gemein. (Procop. Goth. L. II. c. 14. Solin. c. 15. Silius Ital. I. 225. III. 328. Val. Flacc. VI. 122.)

Wir glauben nicht nöthig zu haben, weitläufig zu beweisen, wo die Griechen und Römer in Absicht auf diesen Punct ihre alte Lebensart herbekommen haben. Thucydides bemerkt gleich im Anfang seiner Geschichte, daß die ersten Einwohner von Griechenland Räuber gewesen wären, die vom Krieg und Raub gelebt hätten. „ Diejenigen, sagt er, „ welche an den Küsten wohnten, und besonders „ die Carier, rüsteten Schiffe aus, mit denen sie „ Seeräuberey trieben. Andere griffen offene und „ nicht bevestigte Städte, ingleichen diejenigen, „ die im Lande hin und her zerstreuet ihre Wohnungen hatten, an. Weit gefehlt, daß sie eine „ solche Lebensart für schimpflich hätten halten „ sollen, so suchten sie vielmehr die gröste Ehre „ darinnen. Daher ist bey einigen Völkern die „ Gewohnheit aufgekommen, die sie auch lange „ Zeit beybehalten haben, daß sie, sie mochten hingehen, wo sie hin wollten, ihre Waffen bey „ sich hatten. Diese Gewohnheit war ehemals „ in Griechenland allgemein. Die Athenienser waren die ersten, die sie abschafften. Man könnte, wenn es die Noth erforderte, hinlänglich beweisen, daß auch in andern Stücken die alten „ Griechen gerade eben die Lebensart gehabt haben, die man bey den Barbaren noch bis auf „ den heutigen Tag antrifft; " das ist, daß die Pelasger eben so lebten, wie die Thracier, die Nachbarn der Griechen. Hierüber darf man sich nicht wundern; es ist ja das nemliche Volk. (Thucyd. L. I. c. 6.)

Zu

Zu Rom hatte man im Anfang ebenfalls keine andere Lebensart, als zu Sparta, nemlich Krieg und Raub. Die Lacedämonier hatten sie von den Pelasgern, und die Römer von den alten Einwohnern in Italien bekommen. Wenn die Umbrier, sagt ein alter Schrifftsteller, Streitigkeiten unter einander hatten, so griffen sie zu den Waffen, und schlugen sich mit einander herum, wie in einem öffentlichen erklärten Krieg. Sie glaubten, daß die Gerechtigkeit allemal auf der Seite desjenigen sey, der seinen Gegner umbrächte. (Veget. III. 10. Nicol. Damasc. apud. Stobæum. l. III. p. 220.)

Auch die Perser lehrten ihre Kinder von dem fünften Jahr ihres Alters bis in das zwanzigste nichts anders, als reiten, mit dem Bogen schiessen, und die Wahrheit reden. Dieses war die ganze Erziehung, die auch die Scythen ihrer Jugend gaben. (Herodot. I. 136.)

Dreyzehentes Hauptstück.

Von den Leibesübungen der Celten, und ihren Ergötzlichkeiten.

Was wir bisher von der Lebensart der celtischen Völker und ihren Beschäftigungen gesagt haben, setzt uns in Stand, auch über ihre Leibesübungen zu urtheilen. Diese begriffen nichts anders in sich, als was man insgemein Kriegsübungen zu nennen pflegt, das ist, wodurch jemand ein guter Soldat wird. Ihre erste Sorge gieng also dahin, den Körper abzuhärten, und ihn beyzeiten zu gewöhnen, Frost, Hunger und Arbeit auszustehen. Cäsar erzählt, daß die Gallier

zu seiner Zeit allemal von den Deutschen wären geschlagen worden. Zur Ursache hievon giebt er an, daß die erstern bereits in Schwelgerey verfallen gewesen wären, die andern aber die harte und sparsame Lebensart der celtischen Völker noch immer beybehalten hätten. So sagt Ariovist dem Cäsar in einer Unterredung, die er mit ihm hatte, gerade ins Gesicht, die Römer hätten es mit kriegerischen Völkern zu thun, die in einer Zeit von vierzehen Jahren unter kein Dach gekommen wären, und alle Beschwerlichkeiten der Witterung auszustehen gelernt hätten. (Cæs. B. G. I. 36.)

Die Celten gaben sich viele Mühe, schnell und behend zu werden. In dieser Absicht übten sie sich beständig im Laufen. Hieran konnte man die Deutschen von den Sarmaten unterscheiden; denn da diese beständig zu Pferd waren, so verlernten sie das Gehen fast ganz und gar, geschweige, daß sie einige Geschwindigkeit im Laufen sollten gehabt haben. (Tacit. Germ. c. 46. Sidon. Apoll. Panegyr. Aviti. v. 235.)

Die großen ledernen Gürtel, die überall bey den Celten üblich waren, sind ohne Zweifel aus keiner andern Ursache erfunden worden, als die Lenden fest zusammen zu halten, damit diejenigen, die stark liefen, nicht so leicht ausser Athem kommen möchten. Erasistrat behauptet, daß sich die Celten deswegen so fest zusammen gegürtet hätten, damit sie desto länger aushalten könnten, wenn sie nichts zu essen gehabt hätten. Dem Theopomp zu Folge, brauchten die Illyrier diese Gürtel zu einer ganz entgegen gesetzten Absicht. Sie bedienten sich derselben, um desto besser trinken zu können, damit der Wein desto geschwinder wieder

weg

weg gehen möchte. Ephorus behauptet, daß die Celten, das ist, die Gallier diese Gürtel deswegen trügen, damit sie nicht zu dick würden. Da sie alle nach einem gewissen Maaß gemacht waren, so wurde denjenigen jungen Leuten, die zu dick geworden waren, als daß der Gürtel ihren Bauch umfaßen konnte, eine gewiße Strafe auferlegt. Eben dieses wird von den Spaniern erzählt. Alle diese Schriftsteller rathen blos, oder machen sich ein Vergnügen daraus, eine lächerliche Ursache von einem Gebrauch anzugeben, der einen sehr natürlichen und in die Augen fallenden Endzweck hatte. (A. Gellius N. A. L. XVI. c. 3. Athen. X. c. 12. Strabo IV. 199.)

Uebrigens müssen die Spanier von dem Vergnügen, das uns ein Spaziergang verschaft, nichts gewust haben, so wie es auch heut zu Tage den Türken gänzlich unbekannt ist. Wenigstens bemerkt Strabo, daß, als einige Spanier das erste mal in ein römisches Lager gekommen wären, und die Hauptleute durch die Gassen in dem Lager hin und her spatzieren hätten gehen gesehen, sie solche für wahnsinnig gehalten hätten; sie hätten sich in aller Geschwindigkeit in ihre Zelter versteckt, so wie man für einem Rasenden, der los gekommen ist, in Sicherheit zu setzen pflegt. (Strabo III. 164.)

Auser dem Laufen hatten die Celten noch eine andere Uebung, die einem Soldaten nicht weniger nöthig und nützlich ist. Sie badeten sich alle Tage, sowohl im Sommer als im Winter, im fließenden Wasser. Von ihrer zartesten Jugend an, wurden sie gewöhnt, über die breitesten und reisendesten Ströme zu schwimmen. Es war nichts

ungewöhnliches bey ihnen, daß ihre Truppen nach ihren Abtheilungen, gleichsam gliederweiß, über Flüße schwommen. (Pomp. Mela III. 3. Herodian. VII. 2. Ammian. Marcell. XXV. Pausan. Phocic. XX. p. 846. Plin. Penegyr. c. 72. Tacit. hist. L. V. c. 14. Cæsar de bello civili L. I. c. 48.)

Besonders war die Reuterey der Bataver hierinnen sehr berühmt. Diese setzte im Schwimmen über den Rhein und die Donau, ohne die Glieder zu zertrennen; die Reuter hatten in der einen Hand ihre Waffen, und in der andern den Zaum der Pferde. (Tacit. Agric. c. 18. Hist. L. II. c. 17. 35.)

Ferner lernten die Celten auch Reiten, die Waffen führen, nach der Scheibe schießen, Fechten, und allerhand kriegerische Evolutionen machen: allein diese Kriegsübungen, die eigentlich einen guten Soldaten bilden, waren bey ihnen ein bloses Schauspiel zur Lust, und ein Vergnügen, welches man bey Gastereyen, Leichenbegängnißen, allgemeinen Zusammenkünften und andern Feyerlichkeiten den Anwesenden machte. Allem Anschein nach sind hieraus in der folgenden Zeit die Turniere entstanden. (Strabo III. 155. Isidor. chron. p. 730. Varron. Fragment. p. 213.)

Nach diesen Kriegsübungen machte zu Friedenszeiten die Jagd den meisten Theil ihrer Beschäftigungen aus, oder es war vielmehr ihre einzige Beschäftigung. Cäsar sagt von den Deutschen, „daß sie starke Jäger wären, und daß ihre ganze Zeit zwischen der Jagd und dem Krieg „getheilt wäre.“ Tacitus sagt von ihnen, „wenn sie nicht im Krieg sind, so wenden sie ei-

nen

„ nen geringen Theil ihrer Zeit auf die Jagd, die „ übrige Zeit bringen sie mit nichts anders, als „ essen und schlafen zu. (Gæs. B. G. IV. 1. VI. 21. Tac. Germ. c. 15.)

Die Ausleger der Alten behaupten, daß sich Cäsar und Tacitus hier einander geradezu widersprächen. Allein, wo ist denn der Widerspruch? Der erste sagt, daß die Jagd und der Krieg die einzige Beschäftigung der deutschen Völker gewesen wäre. Der andere sagt ebenfalls, daß sie zu Friedenszeiten keine andere Beschäftigung, als die Jagd hätten. Aber er setzt noch hinzu, daß sie in Vergleichung der Zeit, die sie in einer schändlichen Faulheit und Müßiggang hinbrächten, nur sehr wenige Zeit zur Jagd anwendeten. Beyde Nachrichten lassen sich sehr gut mit einander vereinigen, und es ist unbegreiflich, wie Lipsius, Colerus, und andere, in der Vergleichung derselben, so viele Schwierigkeiten haben finden können.

Dem sey nun wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß man bey allen celtischen Völkern eine überaus starke Neigung zur Jagd findet. Nach dem Krieg sahen sie sie als die edelste und nützlichste Uebung an, womit sie sich abgeben könnten. Da sie keine Beschäftigung des Geistes hatten, so diente sie ihnen zu einem wirklichen Zeitvertreib; und man kan mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie ihre Zeit noch weit übler würden angewendet haben, wenn man ihnen diese kleine Ergötzlichkeit genommen hätte. Sie diente ihnen ferner dazu, ihren Leib abzuhärten, seine Kräfte zu vermehren, und ihnen in ihren Wendungen Geschicklichkeit und Behendigkeit zu verschaffen. Durch die Jagd konnten sie sich einen

grossen Theil ihrer Nahrungsmittel und übrigen Bedürfnisse verschaffen; ihr Land wurde von einer Menge wilder Thiere, die so wohl dem Menschen, als auch den Erdfrüchten und zahmen Thieren nachtheilig waren, befreyet. Sie hatten zu dieser mörderischen Uebung auch noch ferner aus dem Grund eine so starke Neigung, weil sie sie als ein Bild des Krieges, und gleichsam als die Lehrzeit dazu ansahen. Die jungen Leute fiengen an, Krieg mit Bestien zu führen, und lernten dadurch in der Folge Menschen, so lange als sie im Stande waren, die Waffen zu tragen, zu bekriegen. Aus dieser Ursache fanden sie ein reizendes Vergnügen an den gefährlichen Jagden, da sie zum Exempel besonders auf Elendthiere und Auer- oder Büffel-Ochsen ausgiengen.

Das **Elendthier** ist eben dasjenige, welches die Griechen und Lateiner Bison nennen. Es glich ihrer Beschreibung nach, zum Theil einem Hirsch, und zum Theil einem Ochsen, dem erstern in Ansehung seiner Größe und Hörner, dem andern in Ansehung der Dicke und Stärke. Auch bey den Deutschen wurde dieses Thier Wisen, oder Wisant genennt. (Plin. H. N. L. VIII. c. 15.)

Die Art, wie sie gegen dieses Thier verfuhren, war folgende. Sie machten unten in einem Thal einen Graben, welchen sie mit starken Palisaden einfaßten. An dem Anhang des Thals, und um den Graben herum breiteten sie frisches, oder feuchtes Ochsenleder aus. Die Jäger, die zu Pferd waren, jagten alsdenn das Thier auf, und trieben es in das Thal gegen den Graben zu. Wenn es hier auf das naße Leder kam, so konnte es keinen festen Fuß fassen, es glitschte ab, und

rollte

rollte in die Grube hinunter. Hier ließen sie es vier bis fünf Tage, um es durch Hunger zu bändigen. Darauf bunden sie es, und machten es so zahm, daß es sich vor einen Wagen spannen ließ. (Pausan. Phocic. c. 13. Mart. Epigr. L. I. c. 105.)

Man fieng dieses Thier nicht allein in den Wäldern von Gros-Deutschland, sondern auch in den Gebürgen in Italien, Pannonien, Pöonien, und auf dem Berg Vosge. Heut zu Tage findet man es nirgends, als in Litthauen, und einigen nördlichen Provinzen von Europa. (Paul. Diac. hist. Longob. L. II. c. 6. Gregor. Turon. L. X. c. 10.)

Was den Urus, von dem die Alten reden, anbelangt, so ist man fast durchgängig der Meinuag, daß er derjenige wilde Ochs sey, den man in Deutschland auch jetzo noch Auerochs nennt. Ehemals fand man ihn auf den Pyrrhenäischen Gebürgen, auf den Alpen, und überhaupt in allen großen europäischen Wäldern; heut zu Tage findet man ihn nur in Preußen, und einigen nordischen Gegenden, und auch da fängt er an rar zu werden. (Virg. Georg. L. II. v. 374. Varro de re rust. L. II. c. 1. Pausan. Bœot. c. 21. Isidor. Orig. L. XII. c. 1.)

Cäsar sagt, daß der Auerochs in Ansehung der Figur und Farbe einem zahmen Ochsen ähnlich sey; und hierinnen hat er recht: aber wenn er hinzu setzt, in Ansehung der Größe, sey er etwas kleiner als ein Elephant, so hat er sich nicht genau ausgedrückt. Er hätte sagen sollen, daß er ein wenig größer wäre, als ein zahmer Ochs; denn zwi-

schen einem Elephanten und Auerochsen ist noch ein sehr großer Unterschied. „ Dieses Thier hat der „ Beschreibung des Cäsars zu Folge, eine ausser„ ordentliche Stärke und Geschwindigkeit; es ist „ so wild, daß es weder Menschen noch Thiere „ schonet, die ihm aufstoßen. Deswegen üben „ sich die jungen Leute in der Jagd gegen dieses „ Thier. Diejenigen, die ihrer am meisten erlegt „ haben, und die Hörner als Beweise des Sieges „ vorzeigen können, erhalten die grösten Lobeser„ hebungen. “ Der Auerochs wurde übrigens auf eben die Art gefangen, als die Elendthiere, nemlich in Gruben.

Wir werden uns in keine besondere Beschreibung der Jagd, und wie sie die celtischen Völker anstellten, einlassen; sondern wir begnügen uns nur das wichtigste aus den alten Schriftstellern anzuführen.

Wenn man den Erzählungen des Plinius Glauben beymessen will, so muß in Scythien überhaupt, und in Deutschland besonders, nicht viel zu jagen gewesen sey. Er giebt zur Ursache davon an, daß die Thiere daselbst keine Nahrung fänden. Man mag diese Anmerkung des Plinius einschränken, wie man will, so ist sie nicht richtig. Natürlicherweiße muste sich das Wild in den großen Wäldern und unbebauten Ländern sehr vermehren; über dies waren in den Wäldern große Wiesen und Ebenen, die von den Einwohnern nicht benutzt wurden. Alles dieses konnte dazu dienen, daß sich wilde Thiere von allerhand Art dahin zogen, und sich vermehrten. (Plin. H. N. L. VIII. c. 15.)

Wenn

Wenn man bedenkt, daß die Scythen und Celten ihren Lebensunterhalt zum Theil von der Jagd harten; wenn man überlegt, daß sie mit Leder und Häuten einen starken Handel mit den benachbarten Nationen getrieben haben, ohne dasjenige zu rechnen, was sie selbsten zu ihren Kleidern, Schildern und Decken auf die Wägen, brauchten: so wird man leicht eingestehen, daß ihr Land eine große Menge wilder und zahmer Thiere muß hervorgebracht haben. Ausser denen Thieren, die noch heut zu Tage in den Ländern, wovon Plinius redet, häufig angetroffen werden, zum Exempel, Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Füchse und Hasen; sahe man in den ältern Zeiten ganze Heerden von Pferden und wilden Eseln in den Wäldern herum laufen; aber nach und nach sind diese in ganz Europa ziemlich ausgerottet worden, so wie die Wölfe in Engelland.

Beyläufig müssen wir hier ein paar Worte, von dem Thier Alce, Bonasus, und andern reden, die ehemals in Celtica zu Hauße gewesen seyn sollen, an deren Wirklichkeit aber von einigen stark gezweifelt wird. Was das Thier Alce anbelangt, so sagt Cäsar, daß es keine Fugen der Gliedmasen gehabt, und seine Beine nicht habe biegen können, daher es auch nicht anders habe ruhen können, als daß es sich an die Bäume angelehnt habe. Plinius und Solin, reden auch von diesem Thiere, aber ohne dieser wunderbaren Beschaffenheit Meldung zu thun, die sie einem andern Thiere, das sie Achlis oder Machlis nennen, beylegen. Pausanias nennt auch das Thier Alce, von seiner ausserordentlichen Beschaffenheit aber schweigt er ganz stille. Wie viel Fabeln sind durch Erzählungen ehemals in die Naturhistorie gekommen!

Solin sagt ferner, daß in dem Hercynischen Wald Vögel angetroffen würden, deren Federn in der Nacht einen solchen Glanz von sich gäben, daß sich die Reisende derselben in der dicken Finsternis bedienten, um den Weg zu finden. Artemidor redet von einem paar Raben, die noch wunderbarer gewesen seyn sollen; und die in einer gallischen Seestadt sollen gewesen seyn. Die Einwohner des Landes überließen ihnen die Entscheidung ihrer Proceße. So lächerlich diese Fabeln sind, so haben doch viele von den alten einander treulich hierinnen nachgeschrieben. (Cæs. VI. 27. Plin. H. N. VIII. c. 15. Solin. c. 32. 52. Pausan. Bœot. XXI. 750. Strabo IV. 198.) Nach dieser kleinen Ausschweifung kommen wir wieder auf die Jagd der Celten.

Die alten Schriftsteller rechnen durchgängig den Bogen unter die Gewehre, deren sich die Celten bey der Jagd zu bedienen pflegten. Dieser Umstand muß besonders bemerkt werden, denn ausser den Völkern, die in der Nachbarschaft der Sarmaten wohnten, haben die andern von Bogen und Pfeilen gar keinen Gebrauch gemacht. Strabo sagt zwar, daß einige gallische Völker Bogen und Schleudern führten; allein er setzt hinzu, die Gallier durschößen die Vögel mit einer Art von Wurfpfeil, die sie mit der blosen Hand abwürfen. Daraus folgt also, daß wenn von Pfeilen geredet wird, die die Celten auf der Jagd sollen gebraucht haben, nicht von den sogenannten Pfitschpfeilen, sondern von Wurfpfeilen, oder Wurfspiesen, die Rede zu verstehen sey. (Strabo L. IV. 196.)

Auf diese Art muß auch eine Stelle aus dem Gregorius Turonensis erklärt werden. Dieser Schrift=

Schriftsteller erzählt, daß die Franken eine ungeheure Menge Pfeile anf die Römer geschoßen hätten; nun aber sagt Agathias, daß die Franken keine Bogen und Pfeile im Krieg geführt hätten, es können also diese angeführten Pfeile nichts anders als Wurfpfeile gewesen seyn. (Gregor. Turon. II. 278. Agath. II. 40.) Auser diesen Wurfpfeilen hatten die celtischen Jäger auch eine Art von Picken, die die Gallier Sparus, und die Deutschen noch heut zu Tage, Speere zu nennen pflegen. (Pompej. Fest. p. 79. Servius ad Virg. Aeneid. L. XI. v. 682.)

Die Celten hatten die Gewohnheit, welche die Wilden in America noch heut zu Tage haben, daß sie die Pfeile, deren sie sich auf der Jagd bedienten, vergifteten, indem sie sie in den Saft eines Krautes, das in der gallischen Sprache Lineum genennt wurde, tunkten. Plinius und Gellius scheinen den Helleborus darunter zu verstehen. Ein neuer französischer Schriftsteller versteht das Pilsenkraut, (hyoscyamus) darunter. Strabo sagt, er habe gelesen, daß dieses Gift von einem Baum herkäme, der mit dem Feigenbaum viele Aenlichkeit habe, und deren Frucht beynahe die Gestalt habe, wie das Capital an einer Säule von der corinthischen Ordnung. Wir überlassen die Entscheidung dieser Sache den Kräuterkennern; so viel ist indessen gewiß, daß die Pfeile, die mit dem Saft des einen oder andern von diesen Kräutern bestrichen gewesen, den Thieren schlechterdings tödlich gewesen waren, wenn sie auch nur eine leichte Wunde davon bekommen hatten. Nichts desto weniger war das Fleisch gut zu essen; ja es wurde sehr zart davon; nur dasjenige, welches der Pfeil unmittelbar getroffen hatte,

wurde weggeworfen. (Plin. L. XXVII. c. 11. L. XXV. c. 5. Gell. N. A. L. XVII. c. 15. Religion des Gaulois L. II. p. 384. Strabo IV. p. 198.)

Eben dieses Gifft war auch den Menschen, die durch einen auf diese Art vergiffteten Pfeil verwundet wurden, tödlich. Daher war es in den Gesetzen der Franken und Bayern verboten, sich derselben gegen ihre Landsleute zu bedienen. Es scheint, daß sich dieses Verbot nicht auf auswärtige Feinde muß erstreckt haben. Wenigstens siehet man aus dem Gregorius Turonensis, daß die Franken einstens auf die Römer Pfeile geschossen haben, die in den Safft eines gewissen Krautes waren getunkt worden, wodurch alle diejenigen, die damit verwundet wurden, sturben, auch wenn die Wunde an sich betrachtet, nicht tödlich war.

Indessen sind doch dergleichen Beyspiele in den Abendländern selten; desto häufiger aber sind sie bey den Sarmaten und denen Völkern, die den östlichen Theil von Europa bewohnten. Bey diesen war es etwas gewöhnliches, ja allgemeines, daß sie ihre Pfeile im Krieg in ein feines, und desto gefährlicheres Gifft tunkten. Es wurden Vipern und Menschenblut dazu gebraucht. (Arist. de mir. aud. Tom. I. p. 712. Aelian. de animal. IX. 15. Ovid. Trist. III. 10. 64. ex Ponto IV. 7. 11. Sil. Ital. I. v. 324. Plin. H. N. L. XI. 53.)

Bey der Jagd hatten die Celten Hunde, die ausserordentlich leicht und flüchtig waren. Wenn Xenophon etwas davon gewust hätte, sagt Arrian,

rian, so würde er nicht so schlechterdings behauptet haben, daß ein Hund natürlicher Weise keinen Hasen einholen könnte, sondern wenn es geschähe, so wäre es bloser Zufall. Ovid scheint auch nichts von den Hunden der Celten gewust zu haben, denn er siehet sie, als etwas ungewöhnliches und ausserordentliches an. Man nennte sie in der celtischen Sprache Vetragi, Vertragi. Die Erklärungen dieses Worts, die einige aus der Etymologie geben, sind verschieden. Bald soll es so viel seyn, als Vertrager (dauerhaft) bald Fell = trager, (zottig) bald Feld = jager ꝛc. Sie hatten auch eine Art Dachshunde, die die Gallier Segusü nennten. Auch in der Herleitung dieses Worts sind die Gelehrten nicht einig. Einige glauben, daß ihnen diese Benennung von den Segusiern, einem Volk, das in der Gegend von Lion wohnte, beygelegt worden, so wie wir auch heut zu Tage einige Art Hunde von gewisser Städten und Ländern benennen. Allein, da diese Etymologie nicht nur ungewiß ist, sondern auch diese Art Hunde in ganz Deutschland mit diesem Namen benennt wurde; so haben andere ihre Benennung von dem deutschen Wort suchen hergeleitet, weil sie besonders dazu gebraucht wurden, die Dachse und Füchse in ihren Löchern und Hölen aufzusuchen. (Arrian. de venat. p. 191. Leg. Salic. p. 317. Leg. Alemann. p. 385. Leg. Baiuv. p. 435.)

Strabo merkt auch an, daß die Gallier Docken aus Gros = Brittannien bekommen hätten, die nicht allein vortrefflich zur Jagd, sondern auch gut zum Krieg zu gebrauchen gewesen wären. Eben dieses sagt man auch von den Hunden der Cimbrer und Pöonier. (Strabo IV. 199. Plin. VIII. c. 41. Pollux V. 6.)

Aus

Aus diesem Grund darf man sich gar nicht wundern, daß Leute, deren ganze Neigung auf den Krieg und die Jagd gieng, und die die Hunde zu beiden brauchten, demjenigen, der einen Hund gestohlen hatte, eine doppelte Strafe zu erkannten, davon die eine in die gemeine Cassa, und die andere dem Eigenthumsherrn des Hundes anheim fiel. Der Dieb konnte sich aber von dieser Geld-Strafe durch eine Leibesstrafe loskaufen, die eben so lächerlich, als nach den Begriffen dieses Volkes schimpflich war. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, von diesen Strafen unter den Celten, und besonders den Deutschen zu reden. (Leg. Burgund. p. 304.)

Die Celten verrichteten ihre Jagd grösstentheils zu Pferd. Wenn Arrian von den Mysiern, Geten, Illyriern, und Scythen redet, so bemerkt er, daß obgleich ihre Pferde klein, mager und unansehnlich gewesen wären, sie dennoch weit leichter und flüchtiger, und zum Laufen und Nachsetzen dauerhafter gewesen wären, als die grösten und schönsten Pferde, die man zu seiner Zeit aus Sicilien, Thessalien und Peloponnes bekommen hätte, dermassen, daß ein Scythe, wenn er einem Hirsch nachgesetzt hätte, nicht nöthig gehabt hätte, Pferde zu wechseln. (Arrian. de venat. p. 206.)

Eben dieser Schrifftsteller sagt uns, daß bey einigen celtischen Völkern ein Fest gefeyert worden, welches mit dem heutigen Sanct-Huberts-Fest einige Aenlichkeit gehabt hätte. „ Die Jäger, „ sagt Arrian, feyern alle Jahre ein Fest zu Ehren „ der Diana. Einige opfern dieser Göttin einen „ Beutel mit Geld, welches sie das Jahr über zu„ sammen gebracht haben. Sie legen nemlich

„ für

„ für einen jeden Hasen, den sie gefangen oder ge-
„ tödet haben, zwey Obolen, für einen Fuchs ein
„ Drachma, und für ein Reh vier Drachmen, bey-
„ seite. Am Ende des Jahrs, auf dem Geburts-
„ tag der Diana, öffnen sie den Beutel und kau-
„ fen für das darinnen befindliche Geld ein Op-
„ fer: dieses ist entweder ein Schaf, oder eine
„ Ziege, oder ein Kalb, wenn anders das in dieser
„ Sparbüchse gesammelte Geld hinreichend ist.
„ Wenn sie ihre Andacht verrichtet, und die Erst-
„ linge des Opfers dargebracht haben; so halten
„ so wohl die Jäger, als die Hunde eine gute Mahl-
„ zeit, und die letztern bekommen überdies noch
„ Kränze aufgesetzt, zum Zeichen, daß auch ihrent-
„ wegen das Fest gefeyert worden.“ (Arrian. d.
1. p. 222.)

Unter den übrigen Ergötzlichkeiten der Celten ausser der Jagd, nahmen die Gastereyen den ersten Platz ein; oder besser zu sagen, alle übrige Ergötz-lichkeiten wurden nicht anders, als bey Gastereyen angestellt, und waren eigentlich nur ein zugehöri-ges Stück derselben. Bey keinem Volk, es mag so groß oder klein gewesen seyn, als es immer wollte, wurden bürgerliche oder gottesdienstliche Feste gefeyert, kein Geburtstag wurde begangen, kein feyerliches Leichenbegängniß wurde gehalten, keine Ehe wurde vollzogen, kein Freundschafts-Bund wurde bestättigt, wobey nicht die angestell-ten Gastereyen einen wichtigen Theil ausgemacht hätten.

Tacitus sagt, daß unter allen Völkern die Deutschen vielleicht die einzigen wären, wo man sich ein Vergnügen daraus machte, zusammen in Gesellschaft zu essen, und die Fremden zu bewirthen.

Die Gallier hatten eben diesen Geschmack, oder er war vielmehr der allgemeine herrschende Geschmack unter allen Scythen und Celten. Ein vornehmer Herr, der sich die Liebe des Volks erwerben, und eine grosse Menge Clienten auf seine Seite bringen wollte, konnte seine Absicht nicht besser erreichen, als wenn er das ganze Volk tractirte.

So erzählt Possidonius, daß Luernius, der Vater desjenigen Bituitus, den der Fabius Maximus überwunden hatte, einen Raum von zwölf Stadien im Quadrat, mit Schranken habe einfassen lassen, worinnen er allen denjenigen Personen, welche dorhin kamen, viele Tage lang hinter einander, die besten Speisen und Getränke vorsetzen lies. Philarg redet von einem andern vornehmen Herrn, mit Namen Ariamnes, der auf den Landstrassen eine Art von Sälen habe bauen lassen, worinnen vierhundert Personen bequem Platz hatten. Er tractirte darinnen ein ganzes Jahr hindurch alle diejenigen, die dahin kamen. Viele Menschen kamen aus den nächsten Städten und Dörfern in der Absicht dahin, um sich im Essen und Trinken etwas zu gute zu thun; auch viele Fremde, die ohngefehr in diese Gegend kamen, wurden genöthigt, Theil an dieser Gasterey zu nehmen.

Da die Grösse und Stärke des Adels grösstentheils in der Menge von Clienten bestund, die sich einem Herrn zum Dienst gewidmet hatten; so hielten deswegen diejenigen, die Häupter einer Parthey seyn wollten, beständig offene Tafel. Unter diesen Clienten waren einige, die ihren Herrn und Heerführern so ergeben waren, daß sie Glück und Unglück mit ihnen theilten, und ihnen im Leben und Tod getreu blieben. Diese Personen, die man

in

in Gallien und Deutschland Soldurier, oder Soldner nennte, hatten für ihren Dienst die Ehre, daß sie mit ihrem Herrn beständig an seinem Tische speiseten. „ Ihr ganzer Sold, sagt Tacitus, ist, „ daß sie beständig zu Gastereyen gezogen werden, „ wo es zwar die Wahrheit zu sagen, etwas unsauber und unordentlich hergeht, übrigens aber „ die gröste Verschwendung herrscht. (Tacit. Germ. c. 14.)

Wenn Herodot von den Scythen überhaupt redet, so sagt er, daß ein jeder Vorsteher einer Provinz alle Jahre eine Gasterey hielte, wozu alle die tapfern Helden, die einen oder mehrere Feinde im Krieg getödet hätten, gezogen würden. Man merkt leicht, warum diese Gastmahle alle Jahre zu einer bestimmten Zeit gehalten wurden. Es geschahe nemlich zu der Zeit der allgemeinen Reichs- oder Staaten-Versammlung, bey welcher die Grossen weder Mühe noch Kosten sparten, um die Stimmen des Volks zu erhalten. Es war ihnen viel daran gelegen, daß sie der Gunst des gemeinen Haufens gewiß seyn möchten, theils weil sie hier von ihrem Verfahren Rechenschaft geben musten, theils auch weil ihr Ansehen, und selbsten die Würden, die sie begleiteten, von der Gunst des Volks abhiengen. Man schmeichelte hier denen, die sich durch ihre Tapferkeit hervorgethan hatten, und die Hochachtung, worinnen sie stunden, setzte sie in Stand, alle Berathschlagungen nach ihren Willen zu lenken. (Herodot. L. IV. p. 66.)

Auser diesen National-Gastereyen, welche so lang dauerten, als die General-Versammlung bey einander war, waren die Celten auch durch die Gesetze der Ehre und Gastfreyheit noch besonders verpflich-

tet, allen denjenigen, die zu ihnen kamen, sie mochten bekannt, oder unbekannt seyn, zu essen zu geben. Das erste, sagt Diodor von Sicilien, was ein Gallier thut, wenn ihm ein Fremder begegnet, ist, dieses, daß er ihn zum Essen einlädet. Hatte dieser keine Zeit sich aufzuhalten, so bat er ihn wenigstens einen Trunk zur Erfrischung zu nehmen. (Diod. Sicul. V. 212.)

Selbst das Frauenzimmer war nicht von diesem Ceremoniel befreyt. Zum Exempel, Gregorius Turonensis erzählt, als ein Franke zur Frrdegonda gekommen wäre, um ihr wegen des Todes einer gewissen Person Vorwürfe zu machen; so hätte ihn die Prinzeßin demohngeachtet bey der Tafel behalten wollen; da er es aber abgeschlagen, so hätte sie ihn inständig gebeten, wenigstens einen Trunk bey ihr zu thun, damit sie nicht den Schimpf hätte, daß er ungegessen und ungetrunken aus ihrem Pallast gienge. Allein es lag eine List unter diesem Ceremoniel verborgen; denn bey dieser Gelegenheit wurde ihm Gifft im Trunk beygebracht. (Gregor. Turon. VIII. 31.) Mehrere Beyspiele von dieser Art erzählt Paulus Diaconus (hist. Longob. I. 13. III. 14. & 18.)

Was die Ceremonien anlangt, die die Scythen und Celten bey ihren Gastereyen beobachteten; so waren es überall die nemlichen. Um die Neugierde des Lesers hierinnen zu befriedigen, wollen wir einige Beyspiele anführen. Wenn Athenäus die Gastereyen der Celten beschreibt, so sagt er, „alle Gallier essen auf „niedrigen Tischen; sie verzehren sehr wenig „Brod, aber desto mehr gekochtes, geröstetes „oder gebratenes Fleisch. Im essen sind sie sehr

„ unsauber, sie nehmen die Stücke Fleisch in
„ beide Hände, und zerreißen sie mit den Zäh-
„ nen; was sie nicht abreißen können, das
„ schneiden sie mit einem Messer, das sie im
„ Gürtel stecken haben, ab. Ist die Gesellschaft
„ sehr zahlreich, so setzen sich die Gäste in einem
„ Cirkel rund herum. Der vornehmste Platz ist
„ in der Mitte; hier sitzt derjenige, dem man
„ unter den übrigen Gästen den grösten Vorzug,
„ entweder wegen seiner Geburt, oder seines
„ Reichthums zugestehet. Zu seiner Rechten sitzt
„ derjenige, der die Gasterey giebt; die übri-
„ gen Gäste sitzen nach ihrem Rang, auf beiden
„ Seiten. Jeder Gast hat seinen Waffenträ-
„ ger mit seinem Schild hinter sich stehen. Die
„ Trabanten sitzen gegen über auch in einem
„ Kreis, und werden eben so tractirt wie ihre
„ Herrn. (Athen. IV. 12.)

Eben dieser Schriftsteller setzt noch hinzu, daß ihr Brod, dessen sie sich bey ihren Mahlzeiten bedienten, so gebacken wäre, daß es sich leicht in eben so viel Stücke zerbrechen lies, als Gäste vorhanden wären; ferner, daß niemand von einem Gericht etwas genösse, wenn nicht der Vornehmste bey dem Gastmahl etwas davon genommen hätte. Dem Diodor von Sicilien zu folge,
„ sitzen die Gallier, wenn sie essen, auf der Er-
„ de. Es wird eine Wolfs- oder Hundshaut
„ ausgebreitet, und darauf setzen sich die Gäste.
„ Beym Essen werden sie von ihren Kindern,
„ oder andern jungen Leuten, sowohl männli-
„ chen als weiblichen Geschlechts, bedient. Nicht
„ weit von der Tafel ist der Herd, nebst vielen
„ Castrol-Löchern, über welchen Kessel und Brat-
„ spieße stehen, woran ganze Viertheil Fleisch ste-

„ cken. Das beste Stück wird dem Tapfersten
„ vorgelegt. (Diod. Sic. V. 212.)

Ob gleich Thracien sehr weit von Gallien entfernt lag, so hatten doch die Einwohner beider Länder in Ansehung ihrer Gastereyen einerley Gewohnheiten. Wenn Xenophon von einem Gastmahl redet, das Seuthes, der König in Thracien, ihm zu Ehren, da er mit seinen Griechen aus Asien zurück kam, angestellt hatte, so sagt er, „ daß man das Fleisch auf dreyfüßige Tische, „ deren nach der Anzahl der Gäste vier und „ zwanzig gewesen wären, aufgetragen hätte. „ Auf jedem Tisch wurde Fleisch und gesäuertes „ Brod aufgetragen, und dieser Trachten folg„ ten verschiedene auf einander. Die Gäste saßen „ in der Runde herum, der König zählte die „ Brode, und theilte sie unter die Gäste aus. „ Eben so verfuhr er mit dem Fleisch, und be„ hielte nur das für sich, was er essen wollte. (Xenophon expedit. Cyri L. VII. p. 177.)

Wenn Anaxandrides die Vermählungsfeyerlichkeiten des athenienſischen Generals, Iphicrates, mit der Tochter des Königs Cotis in Thracien beschreibt, so sagt er: „ daß der ganze „ Mark mit Tapeten bedeckt gewesen wäre, und „ eine große Anzahl schlecht geputzter Leute dar„ auf gesessen, und Butter gegessen hätten; „ man hätte Kessel daselbst gesehen, die so gros, „ als Cisternen, gewesen wären; der König Co„ tis hätte den Gästen selbsten Brühe in einer „ goldenen Schüssel präsentirt. “ (Athen. IV. 3.)

Aus diesen verschiedenen Beschreibungen ist also offenbar, erstlich, daß die Celten, wenn sie ge-

gessen haben, an einem Tisch, und zwar jeder besonders, gesessen sind; zweytens, ob sie gleich einem jeden Gast seinen Platz nach dem Rang, den ihm seine Geburt, sein Alter, und sein Amt gab, anwiesen; so blieb doch die vornehmste Stelle immer dem Tapfersten; drittens, derjenige, der diesen obersten Ehrenort innen hatte, genoß noch eines andern Vorzugs. Man trug das Brod und alle übrige Gerichte vor ihm auf die Tafel; er nahm sich das Beste heraus, und schickte alsdenn den andern Gästen das übrige. Die Celten hatten nach dem Zeugniße des Posidonius, von uralten Zeiten her die Gewohnheit,
„ daß wenn Fleisch aufgetragen wurde, der Tap-
„ ferste immer das beste Stück für sich behielt.
„ Machte ihm ein anderer von den Gästen diese
„ Ehre streitig, so muste er den Degen ziehen,
„ und sich auf Leben und Tod mit ihm schlagen.
(Strabo III. 155. Athen. IV. 13.)

Nach diesen Erzählungen wird man keinen Anstand nehmen, auch den Nachrichten, die uns Mela von den Gastereyen der Celten giebt, Glauben beyzumessen. Dieser sagt, daß man bey den Gastmählern der Scythen nichts als lauter Rodomondaten hörte; jeder erzählte da seine heroischen Thaten, und wie viele Feinde er mit mörderischen Händen umgebracht habe; und bey alle dem handelte man doch auch ernsthafte Geschäfte ab. Was auf der allgemeinen Versammlung vorgetragen werden sollte, wurde bey den vorhergehenden Gastereyen abgeredet. (Mela L. II. c. 1.)

Eine ähnliche Anmerkung macht Tacitus von den Deutschen. „ Sie berathschlagen sich oft,
„ sagt er, beym Essen über die wichtigsten Ge-

„ genstände, zum Exempel, über Aussöhnung
„ der Feinde, Stiftung der Ehen, Wähl der
„ Fürsten, Kriegserklärung und Friedensschlüs-
„ se. Sie glauben, daß der Mensch zu keiner
„ Zeit seine Gedanken mit grösserer Offenherzig-
„ keit sage, und zu grössern Unternehmungen
„ besser aufgelegt sey, als wenn er durch geisti-
„ ge Getränke erhitzt wäre. Dieses Volk, wel-
„ ches an und vor sich weder fein noch listig ist,
„ bekommt durch die Freyheit des Orts einen
„ noch größern Hang, die geheimsten Gedanken
„ des Herzens zu entdecken. Bey diesen Gele-
„ genheiten sagt ein jeder seine Meinung ohne
„ Verstellung und Zurückhaltung frey heraus.
„ Den folgenden Tag wird dasjenige, was den
„ Tag vorher vorgetragen worden ist, mit ru-
„ higem Geist überlegt. Beyde Zeitein sind sehr
„ wohl gewählt, Geschäfte die dabey vorkom-
„ men, zu verrichten. Sie bereden sich unter
„ einander zu einer Zeit, wo sie lebhaft und
„ von aller Verstellung entfernt sind; sie fassen
„ aber erst einen entscheidenden Entschluß, wenn
„ sie bey kaltem Blut, und folglich nicht in
„ Gefahr sind, sich durch Hitze und Uebereilung
„ zu betrügen. (Tacit. Germ. c. 22. Hist. IV. 14.)

Das merkwürdigste hiebey ist, daß Herodot eben dieses und beynahe mit einerley Worten von den Persern erzählt; nur mit dem einzigen Unterschied, daß er unter seine Erzählung keine so scharfsinnigen Anmerkungen mischt, als dem römischen Geschichtschreiber sein großes Genie eingab. Hier sind seine Worte: „ Die Perser ha-
„ ben die Gewohnheit, sich über die wichtigsten
„ Gegenstände alsdenn unter einander zu berath-

schla-

„ schlagen, wenn sie ein Glas Wein zu viel ge-
„ trunken haben. Wenn die Sache, über die
„ sie sich mit dem Glas in der Hand beredet ha-
„ ben, von allen genehmigt worden ist; so trägt
„ sie der Hausherr, bey welchem die Ueberlegung
„ angestellt worden ist, den andern Tag, wenn
„ sie nüchtern sind, zum zweyten mal vor; wird
„ sie alsdenn wieder gut geheißen, so setzt man
„ sie ins Werk, wo nicht, so wird sie ganz und
„ gar verworfen. Haben sie aber die erste Be-
„ rathschlagung einer Sache bey nüchternen Ma-
„ gen angestellt, so wiederholen sie die Untersu-
„ chung beym Essen. " Es ist nicht wahrschein-
lich, daß Tacitus den Herodot sollte ausgeschrie-
ben haben, ohne ihn zu nennen; vielmehr hat
die vollkommene Uebereinstimmung der Sitten
zwischen den Deutschen und Persern in diesem
Stück, eine übereinstimmende Erzählung verur-
sachen müssen. (Herodot. I. 133. Strabo XV. 734.
Curtius VII. 4.)

Wir haben oben gesagt, daß die Celten or-
dentlicher Weise aus irrdenen oder hölzernen
Krügen getrunken haben, ausgenommen bey
feyerlichen Mahlzeiten, wo man sich der wilden
Ochsenhörner und menschlichen Hirnschädel zu
Trinkgeschirren zu bedienen pflegte. Die tapfern
Krieger hatten hierbey noch einen andern Vor-
zug. „ Ein Scythe, sagt Herodot, der noch
„ keinen Feind getödet hatte, durfte auch an
„ der Ehrentafel keinen Platz einnehmen; dieje-
„ nigen im Gegentheil, die ihrer sehr viele er-
„ legt hatten, bekamen dadurch das Recht, öf-
„ ter zu trinken, als die andern. (Mela L. II.
c. 1.)

Der König, oder Oberste des Gastmahls, welches gewöhnlich der Tapferste von der ganzen Gesellschaft war, trank zuerst, und brachte alle Gesundheiten rechts und links aus. Er lies sich nach seinem Belieben von dem Mundschenken ein Horn, oder einen Krug, von dem Schenktisch reichen, füllte ihn mit Wein oder Bier, stund auf, wendete sich gegen seinen Nachbar, nennte ihn mit Namen, grüßte ihn, und trank alsdenn den Becher entweder ganz, oder zum Theil, nachdem er Lust zu trinken hatte, aus. Er lies ihn darauf durch einen Bedienten wieder füllen, und gab ihn demjenigen, dem er ihn zugetrunken hatte. Dieser machte es wie sein Vorgänger, und trank ihn seinem Nachbar, oder demjenigen, der in der Würde der nächste nach ihm war, zu. Wenn nun auf diese Weise der Pocal von dem ersten bis zum letzten um den ganzen Tisch herum gegangen war; so setzte man ihn wieder auf den Schenktisch, und nahm einen andern. Auf diese Art konnten die Gäste nicht eher trinken, als bis die Reihe an sie kam; allein, wenn ihnen der Krug präsentirt wurde, so durften sie ihn auch nicht ohne zu trinken, zurück geben. Unter den mancherley Gesundheiten waren einige, die nur allein den tapfersten Kriegern zugetrunken wurde. (Athen. IV. 3. IV. 13.)

Dieses ist der Ursprung einer Ceremonie, die unter allen scythischen und celtischen Völkern sehr gemein war. Die Einführung und der Endzweck derselben war sehr natürlich. Diejenigen, die einem Gastmahl beywohnten, trunken alle nacheinander aus einem Becher; sie hatten alle einerley Getränk; wer zuerst trank, machte seinem Nachbar das Compliment mit diesen Worten:

ten: ich trinke dir es zu, oder ich trinke vor dir, und wünsche, daß dir dieser Trunk eben so wohl bekommen möge, als mir selbst. Sie wollten dadurch anzeigen, daß weder Gift noch sonst etwas schädliches in dem Becher wäre. Es wurde deswegen für eine Beschimpfung gehalten, wenn man jemand einen Becher darbot, ohne zuerst von dem Bier, oder Wein, der darinnen war, zu trinken. (Athen. X. 12. XI. 7. X. 9. Pollux VI. 3.)

Der gröste Theil dieser Gewohnheiten herrscht noch heut zu Tage in Deutschland und Norden. Ehemals wurden sie unter den Griechen und Römern eben sowohl angetroffen, als in Celtica. Wenn Varro von einem öffentlichen Gastmahl, welches man zu Rom alle Jahre anzustellen pflegte, redet; so sagt er, daß man alsdenn um die alten Gewohnheiten beyzubehalten, aus einem Becher in der Reihe herum getrunken habe. Critias, auf den sich Athenäus beruft, sagt eben dieses von den Lacedämoniern, daß sie bey ihren Feyerlichkeiten alle aus einem Becher getrunken hätten. (Varro de lingua latina IV. 21. Athen. X. 9.)

Plutarch behauptet, daß die Gewohnheit einander Gesundheiten zuzutrinken, ursprünglich von den Persern hergekommen sey. Er würde die Sache genauer getroffen haben, wenn er gesagt hätte, daß sie bey allen Völkern, welche von den Scythen abstammten, angetroffen würde. (Plutarch. Sympos. VII. 9.)

Uebrigens hatten die Thracier hierinnen noch einige besondere Gebräuche. Xenophon beschreibt

sie auf folgende Weise: „ Wenn der Mundschenk „ einem von den Gästen ein Horn mit Wein „ oder Bier gereicht hatte, so wandte sich dieser „ gegen den König und sagte: ich trinke dieses „ auf deine Gesundheit, und schenke dir ein „ Pferd, auf welchem du alle diejenigen, die „ du verfolgst, einholen kanst; ziehest du dich „ zurück, so darfst du nicht besorgen, daß du „ deinen Feinden in die Hände fallen werdest. „ Andere boten ihm auf gleiche Weise Sclaven, „ Kleider, Schalen, Tapeten, und dergleichen „ an. " Wir wissen, daß alle celtische Völker die Gewohnheit hatten, ihrem Fürsten Geschenke und freywillige Beysteuern anzubieten, und daß diese den grösten Theil ihrer Einkünfte ausmachten. (Xenoph. exp. Cyri min. L. VII. Athen. IV. 12. Tacit. Germ. 15.)

Xenophon setzt hinzu: nachdem er selbst auf diese Art die Gesundheit des Königs, Seuthes, getrunken hätte, so sey dieser Prinz aufgestanden, habe ihm nachgetrunken, und den Ueberrest des Weins in dem Becher einem der zunächst sitzenden Gäste auf das Kleid geschüttet. Was mag wohl die Absicht von diesem Gebrauch, der unter den Thraciern für eine Höflichkeit gehalten wurde, gewesen seyn? (Athen. IV. 12. X. p. 322.)

Wenn die Gäste abgegessen hatten, so fuhren sie noch immer fort zu trinken, und zwar aus grössern Bechern. Diese Fröhlichkeit dauerte gemeiniglich bis den folgenden Tag, und damit alles recht herrlich zugehen möchte, so trunk man so lang, als noch ein Tropfen Wein oder Bier im Hause war; die Gäste besoffen sich dermassen,

sen, daß keiner von der Stelle gehen konnte, sondern man muste sie nach Hause tragen. Strabo bemerkt von den Lusitaniern, das ist, Portugiesen, daß anfänglich, da das Bier ihr gewöhnlicher Trank gewesen, sie noch wenig Wein gehabt hätten, der Wein aber, den sie in einer Weinlese gemacht hätten, wäre auch auf einmal bey einer Gasterey verzehrt worden. Athenäus sagt von den Galliern, daß sie zwar wenig auf einmal, aber desto öfter, trünken. (Sttabo III. 15. Athen. IV. 13.)

Tacitus sagt von den Deutschen, daß es bey ihnen gar nichts schimpfliches gewesen sey, Tag und Nacht mit Trinken zuzubringen; sondern es erforderte es vielmehr der Wohlstand, daß ein Wirth seine Gäste bis den folgenden Morgen bey sich behielte. Aelian sagt beynahe eben dieses von den Persern; und wir werden bald sehen, daß diese herrschende Neigung zum Trunk, allen celtischen Völkern überhaupt eigen gewesen ist. (Tacit. Germ. c. 22. Ammian. Marcell. XVIII. 2. Aelian. Var. Hist. L. XII. c. 1.)

So gar die Römer, die sich in der Folge der Zeit durch ihre Mäsigkeit so berühmt gemacht haben, waren in den ältesten Zeiten hierinnen nicht besser, als die übrigen Celten. Eine Stelle aus dem Varro, die Nonnius Marcellinus nur mit versetzten Worten aufbehalten hat, giebt es deutlich zu erkennen: man siehet daraus, daß die ältesten Römer anfänglich Schläuche, hernach kleine Tonnen, und endlich ganze Fässer mit Wein, auf ihre Gastereyen haben bringen lassen. (Non. Marcell. c. 15.)

Es ist leicht zu erachten, daß, wenn solche wilde und trotzige Gemüther, durch die Dünste des Weins erhitzt, und durch Reden von lauter Krieg und Schlägen belebt worden sind, es an Streitigkeiten bey ihren Trinkgelagen nicht wird gefehlt haben. Sie kamen häufig von Worten zu Schlägen. Diodor von Sicilien sagt es ausdrücklich von den Galliern. „ Es ist unter ihnen sehr „ gewöhnlich, wenn sie in ihren Gesellschaften „ hitzig werden, daß sie ohne viel Umstände zu „ machen, einander zu einem Zweykampf her„ ausfordern. Diese Völker machen sich aus „ dem Leben wenig oder gar nichts. (Diod. Sic. V. 212. Polyb. L. II. p. 107.) Von den Deutschen sagt Tacitus eben dieses. „ Es ist beyna„ he unvermeidlich, daß sie beym Trunk einan„ der in die Haare gerathen. Bey diesen Strei„ tigkeiten bleibt es selten bey blosen Schimpf„ worten, sondern es kommt zu Schlägen; Wun„ den und Tod sind nicht selten die Folgen da„ von. " (Tacit. Germ. c. 22.) Den Thraciern ist es zu allen Zeiten vorgeworfen worden, daß sie kein Gastmahl feyerlich begehen könnten, ohne Blut dabey zu vergiessen. (Horat. carm. I. 27. Statius Thebaid. II. v. 85. Ammian. Marc. XXVII. 4.)

Wenn es aber ruhig bey ihren Gastereyen zu gieng, so sungen sie Lieder ab, und begleiteten den Gesang mit dem Ton musicalischer Instrumente; sie tanzten auch dabey, und bemerkten die Mensur damit, daß sie mit ihren Schwerdtern und Lanzen nach einem gewissen Tact an ihre Schilder schlugen. Diese Veränderung hatten die Celten nicht allein bey ihren Gastmahlen, sondern auch bey allen ihren übrigen Ergötzlichkeiten.

keiten. „ Die Deutschen, sagt Tacitus, haben „ ein besonderes Vergnügen daran, wenn sie „ junge Leute nackend unter Schwerdtern und „ Lanzen herum schwärmen und tanzen sehen. „ Dies ist das einzige Schauspiel, womit sie sich „ bey allen ihren Versammlungen unterhalten. " (Tacit. Germ. c. 24.)

Wenn sie sich mit Gesang und Tanz einige Zeit belustigt hatten; so machten die Tänzer den Anwesenden ein neues Vergnügen. Sie fiengen an mit einander zu fechten, und damit dieses Spiel ein treffendes Bild des Kriegs seyn möchte, so muste sich einer anstellen, als wenn er im Gefecht das Leben verlohren hätte. Der Sieger beraubte den Ueberwundenen auf eben die Art, wie es in einer ordentlichen Feldschlacht zu geschehen pflegt. Er besung in einem Lied den Sieg, den er über seinen Feind davon getragen hatte, und die übrigen Acteurs trugen alsdenn den verstellten Todten weg. (Xenoph. exped. Cyr. min. c. 6.)

Die Celten sungen bey ihren Feyerlichkeiten keine andere Lieder als solche, die sie entweder vor oder nach der Schlacht anzustimmen pflegten. Obgleich diese feyerliche Schlägereyen der Gallier ordentlicher Weise nur ein Spiel waren; so wurden sie doch auch manchmal ernsthaft. Es geschahe oft, daß diese Acteurs gegen einander erbittert wurden, in Affect geriethen, und auf Tod und Leben auf einander losgiengen. Daher war es gar nichts seltenes, daß Wunden und Tod daraus erfolgten, wenn sie nicht von den Zuschauern von einander gerissen wurden. Manchmal hatten sie auch gedungene Fechter da-

bey,

bey, die den Gästen für Geld das barbarische Schauspiel machten, und einander in ihrer Gegenwart umbrachten. (Athen. IV. 13.)

Eben dieses geschahe auf den allgemeinen Reichs- und Landtägen, besonders aber bey Leichenbegängnissen. Hievon haben aller Vermuthung nach die ältesten Einwohner von Italien ihre Gefechte der Gladiatoren entlehnt. Nach dem Beyspiel der Celten stellten sie diese Ergötzlichkeiten zum Vergnügen des ganzen Volks bey öffentlichen Schauspielen, zum Vergnügen einzelner Personen aber, bey ihren Gastmahlen an. Eben dieser Gebrauch war auch bey den Tusciern, einem celtischen Volk, eingeführt. Oftmals forderten die Gäste einander aus blosen fröhlichen Muth heraus, um zu sehen, wer die gröste Geschicklichkeit und Tapferkeit habe. (Lucian. Toxar. p. 640. Athen. IV. 13.)

Nunmehr wird man dasjenige, was von den Riesen, das ist, Thraciern, die die Stadt Pallene bewohnten, erzählt wird, ohne Mühe glauben. Der gemeinen Erzählung nach, kam Hercules zu ihnen, und aus Erkenntlichkeit für die Ehre, die er ihnen dadurch erwiesen hatte, daß er bey ihnen eingekehret war, forderten sie ihn zu einem Zweykampf heraus. Die Thracier, so wie alle celtische Völker, beeiferten sich die Rechte der Gastfreundschaft auszuüben, und ihren Gast nach Würden zu bewirthen. Sie glaubten, daß sie diesem Fremdling, der wegen seiner Tapferkeit in einem so grossen Ansehen stund, keine grössere Ehre erweisen könnten, als wenn sie ihn ersuchten, eine Lanze mit ihnen zu brechen; zugleich wollten sie auch Proben ihrer eignen Tapferkeit

ferkeit ablegen. Dieses war Sitte des Landes. Tödete nun jemand in einem solchen Ehrengefecht seinen Gegner, so wurde er nicht nur nicht gestraft; sondern er wurde noch weit höher geschätzt, als vorher, und bekam von jedermann Schmeicheleyen. (Steph. de urb. p. 620. Apollodor. L. I. p. 45.)

Alle diese Ergötzlichkeiten der Celten schmeckten nach der Wildigkeit dieser Völker, die den Tod als einen Scherz und als einen vergnügenden Anblick, ansahen. Kein Fest schien ihnen vollkommen zu seyn, wobey nicht jemand das Leben verlohren hatte, oder wenigstens in Gefahr gewesen war, dasselbe zu verlieren. So erzählet man ein wunderliches Schauspiel, welches bey den Thraciern üblich gewesen seyn soll. Sie nennten es das Henkens-spiel, und es wird uns auf folgende Art beschrieben. „Oben an „einen Baum, oder an einer Decke band man „ein Seil an, und gerade darunter legte man „einen runden glatten Stein. Darauf warf „man das Loos; derjenige, der getroffen wur„de, muste auf den Stein tretten, und eine „Sichel in die Hand nehmen. Darauf muste „er sich den Strick um den Hals binden, und „zu gleicher Zeit nahm ein anderer in aller Ge„schwindigkeit den Stein, auf dem er stunde, „weg. Auf diese Weise hieng er zwischen Him„mel und Erde. War nun der Gehengte nicht „so glücklich oder geschickt, mit der Sichel, die „er in der Hand hatte, das Seil entzwey zu „schneiden, so wurde er erdrosselt, und die Zu„schauer sahen mit tausend Gelächter zu, wie „er starb, und verspotteten ihn noch dazu, als „einen ungeschickten Menschen, der sich nicht zu „helfen wisse." (Athen IV. 14.)

Diese

Diese Wuth gieng bey den Celten so weit, daß einige auf den Schauplätzen herumgiengen, und Geld, oder Geldeswerth einsammelten, dafür sie den Zuschauern das Vergnügen machen wollten, sich unter einander um zu bringen. Man gab diesen rasenden Menschen Gold, Silber, Krüge voll Wein, und dergleichen, und diese schwuren, daß sie die Erwartung der Zuschauer nicht hintergehen wollten. Diese Geschenke theilten sie alsdenn unter ihre besten Freunde aus, sie aber legten sich auf ihren Schild, und liessen sich ohne viele Verzuckungen die Kehle abschneiden. (Athen. IV. 13.)

Wir wollen nur noch eine einzige Anmerkung, welche Tacitus über die Spielsucht der Celten macht, beyfügen. „ Die Deutschen sagt er, sind „ dem Würfel = und Hazardspiel ausserordentlich ergeben. Sie treiben dieses Spiel, auch „ wenn sie nicht betrunken sind, mitten unter „ den ernsthaftesten Geschäfften. Sie sind dabey „ so hitzig, und kühn, sie mögen gewinnen oder „ verlieren, daß, wenn sie auch alle ihre Güter „ verspielt haben, sie auf dem letzten Wurf ihre eigne Person und Freyheit setzen. Derjenige, welcher verliert, geht alsdenn freywillig „ in die Sclaverey, gesetzt auch, daß er viel jünger und stärker ist, als der Gewinner; er läst „ sich gutwillig binden und verkaufen: so eigensinnig sind sie hierinnen. “ Sie geben dieser schlechten Handlung ein ehrwürdiges Ansehen, und nennen es sein Wort halten. Diejenige, die auf eine solche Art gewinnen, verkaufen die Sclaven, die sie auf diese Art in ihre Gewalt bekommen haben, an fremde Kaufleute, um den Schimpf und Beschämung, die mit einem solchen

Gewinn

Gewinn verbunden ist, von sich zu entfernen. (Tacit. Germ. c. 24.)

Tacitus hatte recht, wenn er sich darüber verwundert, daß die Deutschen ihre Neigung zum Spiel so weit trieben. Sie sahen sonsten die Freyheit, als das gröste aller Güter an, und zogen sie so gar dem Leben vor. Und demohngeachtet setzten sie sie auf den ungewissen Ausschlag eines Würfels. Das ist doch alles, was man Narrheit nennen kann.

Unter den Ergötzlichkeiten, die unter den Scythen und Celten üblich waren, verdient auch die Music einen Platz; allein, wir werden hier nicht umständlich untersuchen, wie weit ihre Kenntnis in dieser Kunst gegangen ist.

Dem ersten Anblick nach scheint es, daß die Tonkunst den Scythen gänzlich unbekannt gewesen sey, oder daß sie doch wenigstens nicht viel daraus gemacht haben. Zum Beweiß davon dient folgende Geschichte. Atheas, ein König der Scythen, der zur Zeit Philipps, des Königs von Macedonien lebte, hatte verschiedene Kriegsgefangene von den Griechen in seiner Gewalt. Unter diesen war auch ein vortrefflicher Flötenspieler. Da der König Nachricht davon bekam, so lies er ihn vor sich kommen, und befahl, daß er in seiner Gegenwart spielen sollte. Die ganze Gesellschaft bewunderte die Geschicklichkeit des Künstlers; nur allein der König empfand die Annehmlichkeit seiner Music nicht, sondern sagte, daß ihm das Wiehern seines Pferdes weit besser gefiel. (Plutarch. de Fortit. Alexandri. Opp. Tom. II. p. 334.) Anacharsis wurde gefragt, ob es in

Scythien Flötenspieler oder Spielerin gebe; er antwortete den Augenblick, daß man nicht einmal Weinstöcke daselbst fände. Er wollte ohne Zweifel durch diese Antwort zu verstehen geben, daß nur Leute, deren Vernunft durch den Wein umnebelt sey, an dem Ton der Instrumente ein Vergnügen finden könnten. (Plutarch. sympos. Opp. II. p. 148.)

Indessen kann man doch so viel mit Bestand der Wahrheit sagen, daß die Celten die Music nicht überhaupt, sondern nur die weichliche und weibische Music der Griechen verachtet haben. Wir haben oben schon angemerkt, daß sie Leiern, Cithern, Flöten, Trompeten und andere musicalische Instrumente gehabt haben. Die Lieder, die sie in ihren bürgerlichen und gottesdienstlichen Versammlungen bey Gastereyen, Leichenbegängnissen, vor und nach den Schlachten, gesungen haben, waren gewöhnlich mit gewissen musicalischen Instrumenten begleitet. Die Barden, welche diese Lieder verfertigten, waren zugleich Dichter und Tonkünstler, sie machten die Worte, und auch die Melodien, nach welcher sie gesungen wurden. Daher kam es, daß sie niemals ausgiengen, ohne ihre Cither bey sich zu haben; weil man oftmals in Gesellschaften, ja so gar an öffentlichen Plätzen von ihnen verlangte, daß sie singen sollten, und es war nicht gewöhnlich, daß sie ohne Begleitung musicalischer Instrumente sungen. Zum Exempel, da nach der Erzählung des Theopompus die Geten einstens eine Gesandschaft an diejenige Völker schickten, mit welchen sie damals in Krieg verwickelt waren, so tratten die Gesandten in das feindliche Lager und spielten auf der Cither. Sie sangen nach ihrer Gewohnheit Lieder über die Süßigkeit

des Friedens, den sie damals verlangten. (Athen. XIV. p. 467. Steph. de urb. p. 271.)

Die Celten hatten auch Arien und Concerte, wobey nicht gesungen wurde. Athenäus sagt, so oft die Könige in Thracien an der Tafel gesessen wären, so habe man sie mit allerhand musicalischen Instrumenten ergötzt. Ferner sagt er, wenn ein Thracier, oder Phrygier, bey einer Gasterey aufgestanden wäre, um eine Gesundheit zu trinken, so hätte man während der Zeit, als er getrunken hätte, ein Trinklied gespielt. Da die Music unter den Celten so gemein war, daß sie ihre Gesetze, ihre Geschichte, und überhaupt alles, was sie wusten, absungen; so ist es leicht zu vermuthen, daß sie auch durch eine beständige Uebung werden gesucht haben, immer geschickter in dieser Kunst zu werden. (Athen. XIV. p. 474. Archiloch. ap. Athen. L. X. c. 13.)

Endlich ist auch dieses ausser allen Zweifel, daß die ganze Music der Griechen von den Scythen oder Celten abgestammt ist. Die ersten Tonkünstler welche sie in dieser Kunst unterrichtet haben, Orpheus, Musäus, Thamiris, Eumolpus, waren alle mit einander aus Thracien. Die meisten musicalischen Instrumente, deren sich die Griechen bedienten, waren aus Scythien zu ihnen gekommen; ja einige behielten sogar ihre alte scythische Namen, die sie vorher gehabt hatten. Auch die verschiedenen Arten der Harmonie, oder die Tonleiter, die in Griechenland üblich waren, stammten von den Phrygiern, Lydiern, und Barbaren, das ist, den Doriern, die keine andere als die Thracier und Pelasger waren, her. Tamyras, ein Tonkünstler aus Thracien,

soll der Aussage des Plinius zu Folge, der Urheber der dorischen Harmonie gewesen seyn. (Plin. L. VII. c. 58.) Setzet man nun noch dazu, was wir oben von dem Gegenstand der griechischen Lieder sowohl, als von der Art, wie sie gesungen worden sind, gesagt haben; so wird man im geringsten nicht zweifeln, daß die Griechen auch hierinnen viel von den Scythen bekommen haben, oder vielmehr daß die alten Einwohner von Griechenland wirkliche Scythen gewesen sind, die in der Folge der Zeit ihre Music und andere Künste, dnrch den Umgang mit den Egyptiern, Phöniciern, und andern gesitteteten Völkern, die sich auf ihren Küsten niedergelassen haben, zu einer grössern Vollkommenheit und Verfeinerung gebracht haben.

Vierzehentes Hauptstück.

Von dem Charackter der Celten.

Wenn es sich die Menschen jederzeit zur Pflicht machten, ihrer Bestimmung gemäß zu leben; wenn sie sich Mühe gäben, alle ihre Schritte nach den gewissen und unwandelbaren Regeln einer gesunden Vernunft abzumessen, als worinnen die wahre Ehre des Menschen besteht, so würde man in allen ihren Urtheilen, und ihrer ganzen Lebensart, eine vollkommene Uebereinstimmung finden. Allein die meisten überlassen sich ohne alle Ueberlegung dem blinden Trieb ihres Temperaments, ihren Neigungen, die oft nicht allein verschieden, sondern auch einander

gerade

gerade entgegen gesetzt sind, nachdem entweder das Clima, die Beschaffenheit des Körpers, Erziehung, Lebensart, und tausend andere Umstände einen Einfluß in ihre Urtheile und Entschließungen haben.

Um also den Charackter, die Tugenden und Laster eines Volks, kennen zu lernen, muß man sich nicht bey blosen Grundsätzen aufhalten; denn diese sind gröstentheils, so wie die Regeln, nur ein Gegenstand der Speculation: sondern man muß den Menschen in der Erfahrung, durch Thatsachen kennen zu lernen suchen, man muß seine Neigungen, sein Interesse, seine Leidenschaften ausspähen; denn diese haben einen allgemeinen und beynahe unwiderstehlichen Einfluß in die Sitten und Aufführung desselben.

Die alten Schriftsteller sagen insgesammt, daß die Celten ein sehr lebhaftes und aufwallendes Naturell gehabt haben, und dieses schreiben sie sowohl ihrem Ueberfluß an Blut und guten Säften, als ihrem ausserordentlich hitzigen Temperament zu. Vitruv macht eine wunderliche Beschreibung von dem Temperament der nordischen Völker, das ist, der Gallier, Deutschen und Britten. „ Sie hatten nach seinem Bericht ei-
„ nen groſsen Ueberfluß an Blut, allein demohn-
„ geachtet fühlten sie auch die Rauigkeit des
„ Himmelstrichs, unter welchem sie lebten. Je-
„ nes machte sie herzhaft und unerschrocken;
„ dieses aber faul, dumm und unüberlegt. "
Diese Erklärung des Vitruvs ist nichts weniger als philosophisch. Es war nicht Faulheit und Dummheit, die sie unbedachtsam machte, sondern ihre Hitze und Lebhaftigkeit war Schuld

daran. (Veget. I. 2. Strabo IV. 195. Vitruv. VI. 1.) Natürliche Lebhaftigkeit, wenn sie gehörig gemäßiget, und durch Vernunft regiert wird, kan einem Menschen in allen Geschäften die grösten Vortheile verschaffen. Allein dieses thaten die Celten just nicht, sondern sie machten sich vielmehr ein ordentliches Geschäfte daraus, ihre natürliche Hitze ohne Rückhalt zu vermehren.

Zum Exempel die Erziehung, die sie ihren Kindern gaben, zielte an und vor sich dahin ab, sie wild und unbändig zu machen. Anstatt daß sie sie zu gewissen Beschäftigungen hätten anhalten, und zum Gehorsam gewohnen sollen, so machten sie sich bey ihrer Erziehung dieses zum Haupt- und Grundgesetz, ihre Kinder in keinem Fall einzuschränken, oder zu zwingen. Zur Beschönigung ihrer Sorglosigkeit führten sie folgendes Gleichnis an. Sie sagten, so wie die Bäume im Wald, welche nicht beschnitten und gewartet würden, gleichwohl höher und stärker würden, als diejenigen, denen die Kunst zu Hülfe käme; so wäre auch das wahre Mittel einer glücklichen Kinderzucht, wenn man die Kinder ihren Neigungen überließe, und sie den Weg gehen ließ, den ihnen die Natur zeigte, überhaupt aber sie niemals zwänge, etwas gegen ihren Willen und Neigung zu thun. (Cæs. IV. 1.)

So wie nun die kriegerische Lebensart, welcher sich diese Völker von Jugend auf widmeten, sie antrieb, so viel als es möglich war, ihre Leibesstärke zu vermehren; so brachte es auch die Art, wie sie den Krieg führten, mit sich, daß der Soldat alles mit Gewalt auszurichten suchen müste. Sie sahen deswegen Kühnheit und trotzi-

ge Verwegenheit als den einzigen wesentlichen Charackter der wahren Tapferkeit an. Die Gesetze der Ehre verpflichteten sie, sich auf nichts anders, als auf ihren Arm und Degen zu verlassen. Wer sich selbst Recht schaffen konnte, war es verpflichtet zu thun, und muste sogar erlittene Beleidigungen mit dem Blute seines Feindes abwaschen. Alles dieses muste ihnen nothwendig eine unwiderstehliche Neigung einpflanzen, Muth und Stärke bey sich zu vermehren, und dieses war die ganz natürliche Ursache von der ungezähmten Wildheit der celtischen Völker.

Die Hitze ihres Temperaments wurde also weder durch die Erziehung, noch durch Abhängigkeit und Gehorsam, noch durch irgend einen andern Zwang gemildert, vielmehr durch ihre Lebensart und tausend andere Umstände genährt und vergrössert. Und dieses bildete ihren ganzen Charackter, und war zugleich die Quelle einiger guten Eigenschaften; aber aus eben demselben folgten auch ein zahlreiches Heer von Lastern. Sie waren also von Natur nicht faul, nicht hinterhaltend, nicht argwöhnisch, nicht mißtrauisch, nicht betrügerisch, nicht furchtsam. Langsamkeit, Lügen, Verstellung, List, Betrug, Verrätherey, heimlicher lang nachgetragener Groll, Niederträchtigkeit, und dergleichen, konnte man den Celten nicht als allgemeine Laster vorwerfen. Ueberhaupt zu reden, waren sie im Gegentheil lebhaft und offenherzig, sie konnten eine Sache leicht faßen; sie waren hurtig, kühn, geschickt, erfindsam, fleißig, und zu geschwinden Ausführungen vortreflich aufgelegt. (Senec. de ira L. II. c. 5. Diod. Sic. V. 309. Tacit. Germ. c. 22.)

Diese Völker hatten ferner von Natur ein grosses und gutes Herz; dieses machte sie herzhaft und unerschrocken in Gefahr, gelehrig, wenn man sie auf der rechten Seite anzugreifen und ihnen zu schmeicheln wuste, frey und aufrichtig im Umgang, gastfreundschaftlich gegen Fremde, sanftmüthig und Mitleidig gegen Elende. (Strabo IV. 195.)

Menschen, die ein lebhaftes und hitziges Temperament haben, sind aber auf der andern Seite auch unruhig, leichtsinnig, verwegen, unbedachtsam, neugierig, leichtglaubig, trotzig, zornig. Alle diese Fehler hatten die Celten auch an sich, und sie trieben sie zum Theil bis zur gröstен Ausschweifung. Ihre Leichtsinnigkeit war so gros, daß sie oft bey den wichtigsten Geschäften ihre Entschließungen auf ein blosses Hörensagen gründeten. Sie hatten zwar von Natur eine Geschicklichkeit mit Ueberlegung in die Beschaffenheit einer Sache einzudringen; aber sie hatten nicht so viel Geduld, eine Sache bis auf den Grund zu untersuchen. Ihre Lebhaftigkeit trieb sie an, daß sie den ersten besten Vorschlag, der ihnen vorkam, blindlings annahmen; allein aus eben der Ursache konnten sie sich auch nicht lang damit beschäftigen. Sie waren veränderlich, und in diesem einzigen Punct blieben sie sich immer gleich. (Cæs. B. G. IV. 5. VI. 20.)

Ihre Neugierde trieben sie so weit, daß sie den Reisenden nachliefen, und sie zwangen stille zu stehen, um etwas neues von ihnen zu erfahren. In den Städten stunden die gemeinen Leute haufenweis um die Kaufleute herum, und fragten sie aus, wo sie herkämen, und was man dort neues

sag=

sagte. Reisende und Kaufleute machten sich oft ein Vergnügen daraus, allerhand Neuigkeiten zu erdichten. So wie sich diese erdichtete Zeitungen ausbreiteten, so entstunden in einem Staat oft starke Bewegungen daraus, und tausend übereilte Anschläge wurden gefast, die aber eben so geschind wieder verschwanden, als sie entstanden waren. Aus diesem Grund war in den wohleingerichteten Staaten von Gallien ein Gesetz, vermöge dessen eine Privatperson keine Neuigkeit ausbreiten durfte, sondern man muste solche zuerst vor die Obrigkeit bringen, welche solche hernach entweder unterdrückte, oder sie bekannt machte, nachdem sie es für vortheilhaft hielte, oder nicht. Auch war es nicht erlaubt, von Staats-Angelegenheiten ausser der allgemeinen Reichsversammlung etwas zu reden.

Der Trotz der Celten war bis auf das höchste getrieben. Sie stunden in den Gedanken, daß unter allen Völkern des Erdbodens kein einziges wäre, welches mit ihnen, wenigstens in Ansehung der Tapferkeit, könnte in Vergleichung gesetzt werden; denn dieses war eigentlich zu reden, die einzige Tugend, worauf sie sich etwas zu gute thaten. Diese närrische Einbildung machte sie stolz, prahlerisch, zänkisch, gewaltthätig und verwegen. Sie mochten einen Feind gegen sich haben, welchen sie wollten, so verachteten sie ihn. Sie verließen sich einzig und allein auf ihre Herzhaftigkeit und Stärke; sie sahen es für eine Niederträchtigkeit und Feigherzigkeit an, wenn ein Soldat seine Zuflucht zur Klugheit nahm, und seinen Feind durch eine Kriegslist zu überwinden suchte.

Begünstigte das Glück ihre kühne Unternehmungen, so war ihr Stoltz und ihre Grossprechereyen ganz unerträglich. Man beschuldigte sie, daß sie gesucht hätten, mit der ganzen Welt Händel anzufangen. Allein, so übermüthig diese Celten im Glück waren, eben so kleinmüthig, furchtsam und niedergeschlagen waren sie im Unglück. Und es konnte auch nicht anders seyn. Völker, die sich im Glück nicht zu mäßigen wissen, weil sie so blind sind und nicht glauben können, daß es ihnen auch den Rücken zukehren könnte, denken nicht einmal daran, die gehörige Vorsicht für die Zukunft zu gebrauchen, sie denken nicht auf Mittel in dem Fall, wenn ihr Vornehmen unglücklich ablaufen sollte, weil sie es nicht vermuthen. Sie müssen daher nothwendig alsdenn ausser aller Fassung kommen. Auf diese Art lassen sich diese zwey einander völlig entgegen gesetzte Eigenschaften leicht zusammen denken. (Ammian. Marcell. XV. 12. Strabo IV. 196. Cæs. B. G. III. 19. Tacit. Annal. I. 68. II. 14.)

Endlich ist auch der Zorn, mit allen seinen Folgen, ein wesentlicher Zug in dem Charackter der Celten. Wenn man ihnen widersprach, oder sich ihnen wiedersetzte, oder sie mit schimpflichen Worten angriff, so erwiederten sie die spitzigen Reden mit Schlägen, und es entstund oft Mord und Todtschlag daraus. Ganze Völker griffen zu den Waffen, wenn sie glaubten, daß sie von einem innerlichen oder auswärtigen Feind wären beleidiget worden. Waren sie einmal in Wuth, so waren sie zu der grösten und unerhörtesten Grausamkeiten aufgelegt; und wehe alsdenn demjenigen, der so unglücklich war, ihnen in die Hände zu fallen! Allein oftmals machten sie sich

selbst

selbst durch ihre Hitze und unbändigen Zorn unglücklicher, als ihre Feinde. Sie überliessen sich völlig ihrer blinden Leidenschaft und viehischen Wuth: alsdenn hörten sie die Stimme der Klugheit und Ueberlegung nicht. Es war oft nicht anders möglich, als daß ihnen ihr Anschlag mislingen muste, weil die Ausführung desselben einen ruhigen Geist erforderte. Sie wurden ihren Feinden zu Spott, weil ihnen diese überlegte Klugheit und Standhaftigkeit entgegen setzten.

Dieses ist der allgemeine und herrschende Charackter aller celtischen Völker überhanpt. Doch es versteht sich von selbst, daß dasjenige, was wir bisher gesagt haben, nur von dem grösten Theil der Nation, und nicht von einem jeden einzelnen Glied der Gesellschaft behauptet werden kan. Wenn man von dem Charackter eines ganzen Volks redet, so muß man nicht allein diejenigen von dem gemeinen Haufen ausnehmen, die durch Ueberlegung die Temperamentsfehler, die einer Nation eigen sind, verbessern, sondern auch diejenigen, die schon von der Natur eine andere Anlage, als der gröste Theil der Nation, bekommen haben.

Funfzehentes Hauptstück.

Von der Freyheitsliebe der Celten.

Alle Scythen und Celten hatten ehemals ihre gleiche Liebe zur Freyheit; allein in den nordischen Gegenden erhielt sie sich länger, als in den mittäg-

täglichen Provinzen von Europa. Wenn wir unten von der Regierungsform der Celten reden werden, so werden wir zeigen, daß diese Freyheit, auf welche die Celten so viel hielten, nicht in einer gänzlichen Unabhängigkeit bestanden habe. Eine bürgerliche Gesellschaft kan ohne Subordination nicht bestehen; diese ist der Grund, worauf ihre Dauer und Festigkeit beruhet. Deswegen hatten die Celten ihre Richter, Fürsten, Könige, wie alle übrige Völker auf dem Erdboden, und waren dennoch freye Nationen. (Lucan. L. VII. v. 435. Tacit. Germ. c. 37.)

Die Celten stunden in den Gedanken, daß ein freyes Volk das Recht haben müsse, sich seine Obrigkeit selbst zu wählen, und ihnen Gesetze vorzuschreiben, nach welchen es regiert sein wollte. Ihre Fürsten hatten also keine unabhängige und unumschränkte Gewalt. Die Privatpersonen stunden unter der Obrigkeit, und diese hieng von der allgemeinen Versammlung des Volks ab, welche ihnen diese Gewalt ertheilt hatte, und die sich jederzeit das Recht vorbehielt, die obrigkeitlichen Personen zur Rechenschaft über ihre Aufführung zu fordern, ihre richterlichen Ausspräche zu bestättigen oder aufzuheben, ja sie selbst abzusetzen, wenn sie ihre Gewalt mißbrauchten, oder zu den Geschäften, wozu man sie brauchte, untauglich waren.

Weit gefehlt, daß sie den Willen und Wohlgefallen ihres Fürsten für ein lebendiges und unverbrüchliches Gesetz, welchem alle Glieder der Gesellschaft unterworfen wären, ansahen, so gestatteten sie ihnen bey weitem nicht das Recht, auch nur das geringste Gesetz zu geben. Sie behaup-

haupteten, daß die Obrigkeit blos dazu eingesetzt sey, zu sorgen, daß die Gesetze des Staats beobachtet, und die Uebertretter desselben gestraft würden. Auch gestatteten sie ihren Fürsten und Königen nicht, einige Auflagen zu machen.

Die Fürsten hatten auch keine Auflagen nöthig; denn ein ieder Celte war verbunden, sich im Krieg selbsten zu unterhalten. Ob nun gleich das Volk auf diese Weise mit keinen Steuern und Taxen belegt war; so waren die Einkünfte ihrer Häupter dennoch hinreichend, ihre Würde zu erhalten. Ausser ihren eigenthümlichen von Eltern ererbten Gütern hatten sie 1) einen ansehnlichen Antheil an der Beute, die man von den Feinden einbrachte; 2) überliessen sie ihnen auch einen Theil von den eingehenden Strafgeldern, und dieses machte etwas ansehnliches aus; denn die meisten Leibesstrafen konnten mit Geld abgekauft werden, und der Verbrecher muste allemal eine doppelte Strafe bezahlen, wovon die eine Hälfte in die Schatzkammer, und die andere dem beleidigten Theil, oder seinen Verwandten, bezahlt wurde. 3) Hatten sie die Gewohnheit, ihren Fürsten Geschenke und freywillige Beysteuern, nach eines jeden Vermögen und guten Willen, zu geben. Von allem diesem wird der Beweiß unten folgen.

Einen solchen Begriff machten sich die Celten von der Freyheit. Sie sahen sie als das natürliche Eigenthum der Menschen und Thiere an. Da sie sie für das gröste unter allen Gütern hielten; so sparten sie nichts, um sich in dem Besitz derselben so wohl gegen auswärtige als einheimische Eingriffe sicher zu stellen. (Tacit.

Hist.

Hist. IV. 17.) Wir wollen einige Beweisse dieser Vorsicht anführen.

Die Deutschen schätzten nicht nur ihre Sclaven, sondern auch die Freygelassene und ihre Nachkommenschaft sehr gering, und brauchten sie niemals zu öffentlichen Geschäfften des Staats; denn sie glaubten, daß ein Mensch, der einmal in der Knechtschaft gewesen wäre, auch auf seine Nachkommen nichts anders, als eine niedrige und kriechende Denkungsart fortpflanzen könnte. (Tacit. Germ. c. 24.)

Eben diese Völker liessen sich nicht die geringste Steuer auflegen. Sie waren über diese Freyheit von Abgaben dermassen eifersüchtig, daß Tacitus daraus einen Beweiß hernimmt, daß die Gothiner und Oser keine deutschen Völker wären, weil sie Abgaben bezahlten. (Germ. c. 43.)

Die vielen Partheyen, in welche sich alle celtische Staaten zertrent hätten, waren eine natürliche Folge dieser Freyheit, und dies trug vieles dazu bey, daß sie sich in derselben erhalten konnten, weil immer ein Schwerdt das andere in der Scheide, und eben dadurch das Gleichgewicht unverrückt, erhielte.

Den Grossen, und vornehmen Herrn in einer Nation gestatteten sie kein grösseres Ansehen für den anderen, damit sie nicht zu mächtig werden möchten. Aus diesem Grund litten die Deutschen nicht, daß die Ländereyen vertheilt, noch Vestungen in ihrem Lande angelegt werden durften. Sie befürchteten, die Grossen möchten die Kleinen aus dem Besitz ihrer Länder jagen, und die Fürsten,

denen man die Befehlshaberstellen in den vesten Plätzen überlassen könnte, möchten sich derselben bedienen, das Volk unter das Joch zu bringen.

So bald man den geringsten Verdacht hatte, daß sich ein Fürst unabhängig zu machen suchte, und nach einer unumschränkten Herrschaft trachtete, so fielen seine meiste Clienten von ihm ab, und überlieferten ihn der Wuth der entgegen gesetzten Parthey, und diese wurde alsdenn gar bald mit ihm fertig. Auf diese Art kamen die meisten Könige der Spanier und Gallier um. Die grossen Verdienste, welche der berühmte Fürst Arminius seinem Vaterlande erwiesen hatte, waren nicht im Stand ihn zu retten, da er in Verdacht kam, daß er eine unumschränkte königliche Gewalt an sich zu bringen trachtete. (Tac. Annal. II. 88.)

Die Scythen erklärten sich überhaupt gegen das Eigenthum der Güter. Sie sahen die Armuth für die stärkste Stütze der Freyheit an, und und glaubten, daß so bald ein Volk anfieng, eine Liebe zu Reichthümern zu bekommen, es auch fähig sey, seine Freyheit zu verkaufen. (Justin. II. 3.)

Endlich ist es eine ausgemachte Sache, daß die allgemeinen Versammlungen des Volks, auf welchen alle Staatsgeschäfte nach der Mehrheit der Stimmen entschieden wurden, die stärkste Brustwehr der celtischen Freyheit waren. So lang diese dauerten, so war es den Grossen nicht möglich, das Volk unter das Joch zu bringen.

So viele Vorsicht wanden die Celten an, ihre Freyheit gegen innere Eingriffe in Sicherheit zu setzen; aber sie vertheidigten sie mit eben solchem

Muth

Muth und Standhaftigkeit, wenn sie von auffenher in Gefahr stund. Die Herrschaft der Carthaginenser, Römer, und anderer Nationen, die zu verschiedenen Zeiten Angriffe auf sie thaten, und sie auch zum Theil unterjochten, schien ihnen eine wahre Tyranney zu seyn.

So bald diese neuen Herrn ein Land erobert hatten, so war das erste, was sie thaten, daß sie die Grundgesetze der celtischen Regierung umstürzten. Sie verboten die allgemeinen Versammlungen, setzten andere obrigkeitliche Personen ein, entwaffneten alle Einwohner, legten ihnen Tribut auf, und führten eine Art von Gerichtsbarkeit unter ihnen ein, die ihnen unerträglich war: Viele Jahrhunderte hindurch wanden die Spanier alle Kräffte an, ihre Freyheit zu erhalten, oder wieder zu erlangen.

Wenn Cäsar nur eine Zeit von neun bis zehen Jahren brauchte, um die Gallier unter die Römische Herrschaft zu bringen; so war davon nicht die Ursache, daß die Gallier weniger Eifer gehabt hätten, ihre Freyheit zu erhalten; sondern es kamen eine Menge verschiedener Umstände zusammen, die man in der gallischen Geschichte aufsuchen muß, welche den Umsturz der Gallier bewürkten. Zum Exempel, sie wurden zu einer solchen Zeit angegriffen, da das römische Reich auf dem höchsten Gipfel seiner Grösse stund. Die Römer hatten dazumal keinen andern Krieg, und konnten also den Kern ihrer besten Truppen gegen die Gallier schicken. An der Spitze des römischen Heers stunde ein kluger, wachsamer und erfahrner General, der schon damals die grösten Entwürfe in seinem Kopf hatte, deren Ausführung von der Eroberung Gal-

liens

liens abhieng, und der gewiß nichts versäumte, was ihm zur Erreichung seiner grossen Absichten vortheilhaft seyn konnte.

Endlich führten sich die Gallier in diesem Krieg wirklich wie rasende Menschen auf. Strabo macht folgende Anmerkung hierüber: „Die Römer „überwanden die Gallier mit leichterer Mühe, „als die Spanier. Die Gallier fielen mit zahl„reichen Kriegsheeren auf einmal über die Römer „her; sie waren stark an Menge, wurden aber „schlecht angeführt, und vermehrten nur die An„zahl der Ueberwundenen. Die Spanier im Ge„gentheil zogen den Krieg in die Länge, theilten „sich in viele Partheyen, und machten dadurch „den Römern jeden Fuß breit Landes streitig." (Strabo IV. 196.)

Die Anmerkung des Strabo ist richtig; aber er scheint sich an einer andern Stelle zu widersprechen, wo er sagt; „Spanien ist in viele kleine „Staaten getheilt, daher kostete es anfänglich „den Carthaginensern, und hernach den Römern „nicht viel Mühe, einen nach den andern zu überwinden. (Strabo III. 158.)

Dieser Wiederspruch läst sich leicht heben. Die Vereinigung der Gallier hätten ihnen vortheilhaft seyn können, wenn sie besser angeführt worden wären, und sich nicht so unüberlegt eingebildet hätten, sie könnten durch die blose Menge den Römern gewachsen seyn. Die Spanier im Gegentheil, welche einzeln weit bessere Anstalten hatten, als die Gallier, würden unüberwindlich gewesen seyn, wenn sie sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind, der ihnen ihre Freyheit rauben wollte, vereinigt hätten.

Man kann, ohne zu viel zu sagen, behaupten, daß bey diesen Völkern die Liebe zur Freyheit stärker gewesen, als die natürliche Liebe zum Leben. Sie setzten dieses ohne Bedenken in Gefahr, um einen Feind, der ihnen das Joch auf den Hals werfen wollte, zu widerstehen. Ja es war bey ihnen als ein unabänderlicher Grundsatz festgesetzt, daß man einen sogenannten rühmlichen Tod einer schändlichen Knechtschaft vorziehen müsse. Arminius sagte zu seinen Deutschen: „ Es ist uns jetzo „ nichts anders übrig, als entweder unsere Frey- „ heit zu behaupten, oder zu sterben, ehe wir sie „ verlieren. “ Und wirklich ist dieser Grundsatz lange Zeit die unverbrüchlichste Regel gewesen, wornach alle Celten gehandelt haben.

Erstlich, wenn sich eine belagerte Stadt nicht länger halten konnte, so hielten es sich die Belagerten für den gröften Schimpf zu capituliren, oder den Feind um die Erhaltung ihres Lebens zu bitten; sie erwürgten vielmehr zuerst ihre Weiber und Kinder, und hierauf brachten sie sich selbsten um, damit sie nicht in die Knechtschaft gerathen möchten. Die Standhaftigkeit und Treue der Einwohner von Sagunt, setzte die Römer in die äuserste Verwunderung; und dennoch thaten sie weiter nichts, als was alle Celten thaten, so oft sie sich in die Nothwendigkeit gesetzt sahen, zwischen Tod und Knechtschaft zu wählen. (Livius XLI. 11. Oros. V. 14. Liv. XXI. 4. Sil. Ital. II. v. 611.)

Zweytens, wenn eine Armee sich in aller Geschwindigkeit zurück ziehen muste, und keine Wägenhatte, worauf diejenigen, die zu Fuß nicht folgen konnten, fortgebracht werden konnten; so tödete man ohne viele Umstände die Kranken und Verwundeten; und diese beschwerten sich so wenig über

diese harte Begegnung, daß sie noch darzu inständig baten, man möchte ihnen doch lieber das Leben nehmen, als sie der Gnade der Feinde überlassen. So gieng man mit dem Brennus, dem ehemaligen Schrecken von Rom, um. Er war gefährlich verwundet, und sahe, daß er in dem Zug, den er gegen Griechenland unternommen hatte, nicht mit Ehren davon kommen könnte; ein Theil seiner Armee war durch den Feind zu Grund gerichtet, der andere war beynahe durch Hunger, Kälte und Ausschweifungen aufgerieben. Was that also dieser Held? Er versammelte seine noch übrige Mannschaft, und befahl ihnen ihre Wägen zu verbrennen, ihn selbst mit den übrigen Kranken und Verwundeten umzubringen, und sich alsdenn mit aller möglichen Behutsamkeit zurück zu ziehen. Sein Befehl wurde glücklich befolgt. Chicorius, dem er das Commando übertragen hatte, lies sogleich zwanzig tausend Kranke umbringen, und Brennus selbst würde nicht verschont geblieben seyn wenn er den andern nicht bereits die Mühe erspart hätte; denn er hielte es für rühmlicher, von seiner eigenen Hand zu sterben. (Pausan. Phoc. c. 23. Justin. XXIV. 8. XXVI. 2.)

Justin erzhält in der angeführten Stelle von den Galliern eine andere eben so merkwürdige That. Sie stunden im Begriff dem Antigonus ein Treffen zu liefern; allein die Wahrsager hatten es wiederrathen, und ihnen den Untergang ihrer ganzen Armee geweissaget, wenn sie sich in ein Treffen einlassen würden; und gleichwohl war es unvermeidlich. Sie fasten also einen kurzen Entschluß; sie tödeten ihre Weiber und Kinder, giengen darauf mit aller Wuth in das Treffen,

und suchten Tod, den ihnen ihre Wahrsager angekündigt hatten.

Man sieht auch aus einer Stelle des Paulus Diaconus, daß Grimoald, der hernach König der Longobarden geworden ist, auf einem Rückzug von seinem eigenen Bruder sollte getödet werden: „ Es ist besser, sagte dieser, daß dieser „ junge Held durch das Schwerdt umkomme, als „ daß er in die Sclaverey gerathe. (Paul. Diac. hist. Longob. IV. 12.)

Drittens, wenn die celtische Soldaten das Unglück hatten, daß sie wirklich in die Hände ihrer Feinde fielen; so schien ihnen dieses Schicksal das unerträglichste zu seyn. Der Sieger behandelte sie nicht, wie man Kriegsgefangene heut zu Tage zu behandeln pflegt, sondern als wirkliche Sclaven. Man warf sie ins Gefängnis, belegte sie mit Ketten, und verurtheilte sie zu harter Arbeit. Diese doppelte Gefangenschaft schien ihnen so hart, daß es gar nichts ungewöhnliches war, daß sich scythische und celtische Gefangene durch alle mögliche Mittel in der Gefangenschaft unter einander umbrachten. (Oros. V. 14. Dio L. XLIX. p. 403.)

Cyrus hatte durch eine List den Sohn der Königin Tamyris, Spargapisis, gefangen bekommen. So bald dieser von seiner Trunkenheit wieder zu sich kam, und sich mit Ketten belegt sahe; so bat er, daß man ihn nur einen Augenblick von seinen Ketten entledigen möchte; man willfahrte ihm, und sogleich brachte er sich selbsten um. „ Die Gallo-Græci, sagt Florus, gaben den Römern ein fürchterliches Schauspiel. „ Sie bissen in ihre Ketten, und einer bote dem an-

„ andern den Hals dar, und sie erwürgten sich „ unter einander. " (Herodot. I. 213. Flor. II. 11. IV. 12.)

Endlich, was das wunderbarste bey der ganzen Sache ist, so hätte man wenigstens denken sollen, daß die Weiber, diese sanftere Geschöpfe, sich unter das Joch bequemen, und durch ihre Nachgiebigkeit den wilden und unbändigen Muth ihrer Männer mildern würden. Allein, sie waren noch weit hitziger ihre Freyheit zu vertheidigen, als die Männer. Sie waren die ersten, die die Männer nicht allein durch Bitten und Ermahnungen, sondern auch durch ihr eigen Beyspiel anreitzten, lieber das Leben, als die Freyheit, zu verlieren.

Tacitus sagt, „ daß sich die Deutschen so sehr „ für der Knechtschaft fürchteten, nicht allein ihrentwegen, als vielmehr ihrer Weiber wegen, „ denen die Sclaverey noch weit unerträglicher „ gewesen wäre, als ihren Männern. " Dio Cassius sagt, daß die Weiber der Dalmatier ihre Freyheit sogar gegen das Urtheil ihrer Männer mit der grösten Hartnäckigkeit vertheidigt hätten, und bereit gewesen wären, lieber alles zu erdulden, als die Knechtschaft. (Dio L. LVI. p. 581.)

Wenn zwey Armeen gegen einander stunden, und nun im Begriff waren, einander ein Treffen zu liefern, so begaben sich die Weiber der Celten unter die Soldaten, beschwuren ihre Männer und Söhne, schlugen die Hände zusammen, und baten sie mit Thränen, tapfer zu streiten, und sie nicht in eine schimpfliche Gefangenschaft kommen zu lassen. (Cæs. B. G. I. 51. Tac. Annal. IV. 51.)

Fieng ihre Armee an zu weichen; so liefen sie wie Rasende vor die Flüchtigen, und zwangen sie mit Bitten, Vorwürfen, Drohungen, und Schlägen, wieder in das Treffen zurück zu kehren, und entweder zu siegen oder zu sterben. (Tac. Germ. c. 7. 8. Hist. IV. 18.)

Man weiß, was die Weiber der Perser bey einer ähnlichen Gelegenheit thaten. Ihre Armee war bereits von den Medern zum weichen gebracht, und fieng an zu fliehen. Die Soldaten stießen, so wie sie flohen, einige auf ihre Weiber, andere auf ihre Mütter, die sie baten, wieder gegen den Feind anzurücken. Alle diese Vorstellungen aber waren vergeblich. Endlich da alle Ermunterungen fruchtlos waren, so entblöseten sie sich, und sagten: Feigherzige, wo wollt ihr hin? wollt ihr wieder dahin, wo ihr hergekommen seyd? pfui der Schande! Dieser Vorwurf machte einen solchen Eindruck auf die Perser, daß sie augenblicklich wieder umkehrten, die Feinde aufs neue angriffen, und das Treffen gewonnen. (Plutarch. be virt. mul. Tom. II. p. 246. Justin. l. 6. Oros. l. 20.) Von einer lacedämonischen Mutter, die ihren flüchtigen Sohn auf eine gleiche Art wieder in das Treffen zurück gejagt hat, liefert Stobäus eine Erzählung. (Serm. CCLIV. p. 846.)

Nach diesen Erzählungen kan man sich die Verzweifelung der celtischen Weiber leicht vorstellen, wenn eine Armee dermaßen unglücklich war, daß sie in Stücke zusammen gehauen wurde. Wir wollen einige Beyspiele anführen, wie weit es die Weiber getrieben haben, um in solchen Umständen ihre Freyheit zu erhalten.

Nachdem die Ambronen von dem Marius bey Aix in Provence geschlagen worden waren; so zogen sie sich bis auf ihre Wagenburg zurück, und die Römer folgten ihnen auf dem Fuße nach. Hier stieß die siegende Armee auf die Weiber der Ambronen, die sich mit Schwerdtern und Hacken bewaffnet hatten. Diese wiedersetzten sich den Flüchtigen nicht weniger, als den Römern, die ihnen nachjagten; jenen, als Verräthern, diesen, als Feinden. Sie mischten sich unter die Streitenden, rißen den Römren die Schilder aus den Händen, ergriffen ihre Schwerdter, und waren in solcher Wuth, daß sie sich eher in Stücke zerhauen ließen, als daß sie von ihrer Unternehmung abstunden. (Plutarch. in Mario. Tom. I. p. 417.)

Nach den Ambronen kam die Reihe an die Teutonen; diese wurden gleichfalls vier Tage hintereinander geschlagen. Es scheint nicht, daß ihre Weiber einen solchen Grad des Zorns und der Wuth gehabt haben, als die vorigen; allein sie bewiesen doch eine eben so starke Liebe zur Freyheit. Da sie sahen, daß ihre ganze Armee zusammen gehauen, zerstreut, und in die Gefangenschaft gerathen war; so schickten sie eine Gesandschaft an den Marius, und ließen sich drey Stücke von ihm ausbitten; erstlich die Freyheit, das ist, daß sie nicht als Sclaven sollten behandelt werden; zweytens, daß man mit ihnen nichts, das ihrer Keuschheit nachtheilig wäre, vornehmen sollte; und drittens, daß man sie zum Dienst der vestalischen Jungfrauen brauchen wollte. Da ihnen diese drey Forderungen abgeschlagen wurden, so zerschmetterten sie erst ihre Kinder an den Steinen, und sie selbst fand man den folgenden Tag

aufgehenkt, oder in ihrem Blute liegen. (Val. Max. V. 6. Oros. V. 16. Flor. III. 1.)

Die Weiber der Cimbrer, die das folgende Jahr von dem Marius überwunden wurden, zeigten in der Vertheidigung ihrer Freyheit eine noch größere Wuth, als die beiden vorhergehenden. Die Römer verfolgten die Cimbrer bis in ihr Lager, und hier hatten sie einen erschrecklichen Anblick. Die Weiber der Barbaren stunden in schwarzer Kleidung hinter den Wägen, und tödeten die Flüchtigen ohne Unterschied, sie schonten weder Vater, noch Mann, noch Bruder. Sie erwürgten ihre Kinder, und warfen sie unter die Wagenräder; darauf schnitten sie sich selbst die Kehle ab. Man soll eine Frau an einer Leiter am Wagen haben hängen gesehen, die an jedem Fuß eines von ihren Kindern gehängt hatte. Man erzählt ferner, da die Männer nicht Bäume genug finden konnten, woran sie sich aufhängen könnten, so hätten sie sich mit dem Hals an die Hörner und die Füße ihrer Ochsen angebunden, die Thiere alsdenn mit einem Stachel gestoßen, und sich auf diese Art zu todt schleifen, oder tretten lassen. Etwas ähnliches ereignete sich zu den Zeiten des Augusts. Die Mütter zerschmetterten ihre Kinder auf der Erde, und warfen sie darauf den Feinden in das Gesicht. (Plutarch. in Mario. Tom. I. p. 419. Oros. VI. 21. Flor. IV. 12.)

Die Weiber der Deutschen geriethen nicht allein in der Hitze des Treffens, wenn sie die Umstände zur Verzweiflung brachten, in eine solche Wuth; sondern sie zeigten auch bey kaltem Blut, wenn man ihnen Zeit ließ nachzudenken, welchen Entschluß sie ergreifen sollten, eine gleiche Gesinnung. Dio Cassius erzählt von einigen celtischen

und

und deutschen Weibern, die zur Zeit des Kayserś Caracalla von den Römern gefangen worden waren, eine Geschichte, die zu merkwürdig ist, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen sollten. Sie wollten schlechterdings nicht leiden, daß man sie als Sclaven behandeln sollte. Der Kayser lies ihnen die Wahl, sich entweder verkaufen, oder umbringen zu lassen. Sie erwählten alle mit einander das letzte; da sie aber der Kayser demohngeachtet öffentlich wollte verkaufen lassen, so nahmen sie sich selbsten das Leben; einige brachten vorher so gar ihre Kinder um. (Dio in Excerpt. Valef. L. LXXVII. p. 750. Xiphil. p. 876.)

Allein, man muß sich nicht einbilden, als wenn die Weiber der Deutschen allein ihre Liebe zur Freyheit mit solchen Ausschweifungen bewiesen hätten; ob sie gleich unter allen Celten die wildesten waren: sondern man findet unter den Spaniern, Galliern, Dalmatiern und Illyriern ähnliche Beyspiele. Plutarch erzählt, daß, als Julius Cäsar die Helvetier geschlagen hatte, er noch bey der Wagenburg und in dem Lager derselben einen lebhaften Wiederstand gefunden habe. Männer, Weiber und Kinder, vertheidigten sich da noch bis aufs Blut, und ließen sich lieber in Stücke zerhauen, ehe sie sich gefangen gaben. Strabo bemerkt dieses, als etwas, das unter allen celtischen Völkern gemein sey. (Plut. Cæs. T. I. 716. Dio L. VI. p. 58. Appian. Illyr. p. 1205.)

Die Kinder folgten bey solchen Gelegenheiten dem Beyspiel und den Ermahnungen ihrer Mütter getreulich. Nachdem Orosius von denjenigen Galliern geredet hat, die sich mit ihren Weibern und Kindern selbst verbrennt hatten, um nicht in

die Hände der Römer zu fallen; so setzt er hinzu, daß in der ganzen Nation nicht ein einziges Kind wäre, welches nicht den Tod der Knechtschaft weit vorziehen sollte. (Oros. V. 14.)

Strabo erzählt von einem jungen Spanier, welcher, da er seine ganze Familie in Ketten gesehen, und von ohngefähr ein Schwerdt gefunden habe, sich augenblicklich desselben bedient, und den Befehl, den ihm sein Vater gegeben hatte, ins Werk gerichtet habe. Er tödete nemlich seinen Vater, seine Mutter, und alle seine Brüder, um sie von der Sclaverey zu befreyen. Eben diesen Dienst erwies zu einer andern Zeit eine Frau den übrigen Gefangenen. (Strabo III. 164.)

Durch alle diese angeführte Stücke ist nunmehr hinlänglich bewiesen, daß die Celten wirklich die Freyheit höher schätzten, als das Leben. Ob aber diese Liebe zur Freyheit, so wie sie die Celten ausübten, eine Tugend sey, das ist eine Frage, die nicht so leicht zu entscheiden ist.

Die Freyheit ist nur in so fern ein Gut, als sie den Menschen ausser der Nothwendigkeit setzt, etwas zu thun oder zu leiden, was der Vernunft und dem wahren Interesse des Menschen entgegen ist. Sie kann in einem doppelten Verhältnis betrachtet werden, in einem natürlichen, und einem politischen. Die natürliche Freyheit bestehet darinnen, wenn man thun kan, was man will; die politische Freyheit im Gegentheil darinnen, wenn man dasjenige thun kann, was mit dem Geist derjenigen Gesellschaft, in welcher mau lebt, übereinstimmt, und nicht gezwungen werden kann, etwas, das demselben entgegen ist, zu thun. Diejenige

nige Freyheit, worauf die Celten so hitzig waren, gränzt ohne Zweifel an die erste. Allein man mag sie in einem Verhältnisse ansehen, in welchem man will, so kann sie auch so gar alsdenn ein Gut seyn, wenn der Mensch nicht gezwungen wird etwas zu thun oder zu leiden, das zwar der Vernunft gemäß, aber seiner Meinung, oder der Meinung der Gesellschaft zu wieder ist. Es giebt Dinge, die nur in einer gewissen Beziehug böse sind. Das Tribunal des Varus schien den Deutschen unerträglich zu seyn. Das Gericht, welches Justinian bey den Laziern niedersetzte, um dem Mörder ihres Königs den Proceß zu machen, schien ihnen etwas erschreckliches zu seyn. Mithridat wirft den Römern die vielen Formalitäten ihrer Rechtsgelehrsamkeit vor. Die Parther konnten keinen König ertragen, der, weil er zu Rom erzogen war, leutselig und gegen jedermann gesprächig war. So verschieden sind die Urtheile der Menschen über ein und eben dieselbe Sache. Selbst die Freyheit ist denjenigen Völkern unerträglich, die nicht daran gewöhnt sind. Wir dürfen uns darüber gar nicht wundern: eine gesunde Luft ist denjenigen, die lange in morastigen Gegenden gewohnt haben, unangenehm. Eben dieses gilt von der Freyheit. Wenn sich nun aber ein freyer Mensch Ungerechtigkeiten und Bosheiten erlaubt; dann ist es nicht mehr Freyheit, sondern sie ist in Ausgelassenheit ausgeartet. Alsdenn wird sie das gröste Uebel so wohl für ihn, als andere, die mit ihm leben müssen.

Dieses wird man gröstentheils an den celtischen Völkern gewahr. Da sie jederzeit eine Abneigung gegen die Knechtschaft hatten; so hatten sie sie auch oft gegen jene nöthige Abhängigkeit und Subordination, ohne welche der Flor eines Staates nicht

beste-

bestehen kann. Sie wählten sich zwar ihre Fürsten und Obrigkeiten; allein diese Herrn hatten sehr wenig Ansehen: das Volk, welches an einer beständigen Veränderung in der Regierung sein Vergnügen fand, setzte sie eben so leicht wieder ab, als es sie erwählet hatte.

Die celtischen Völker liessen sich schlechterdings nicht zwingen. Sie hatten zwar die letzte und höchste Entscheidung in solchen Sachen, die das Wohl des Staats angieng; aber sie waren nicht geschickt, eine Sache gehörig einzurichten, weil die Partheyen, in welche sie zertheilt waren, ihr Privat-Interesse dem gemeinen Besten vorzogen, und weil allemal die hitzigste Meinung für die beste und weiseste gehalten wurde.

Die Celten konnten keine Abgaben vortragen; allein die Lebensart die sie führten, setzte nicht allein ihre Güter, sondern auch ihr Leben und Freyheit in eine beständige Gefahr, in dem ein jeder Staat fast allezeit mit einem von seinen Nachbarn in Krieg verwickelt war.

Die Celten hatten zwar gute Gesetze, aber sie wurden gar oft abgeändert und abgeschafft, indem ein jeder das Recht zu haben glaubte, das Gesetz beyseite zu setzen, so oft es ihm einfiel, die Streitigkeiten, die er hatte, mit dem Degen auszumachen. Dieses Recht ist im Grund betrachtet, eine wahre Unterdrückung gewesen, und die gefährlichste Klippe, woran ihre Freyheit scheidern konnte, weil dadurch alles dem Stärkern unterworfen wurde.

Im Gegentheil stunde das Leben der Celten unter einer fremden Regierung in vollkommener Si-

Sicherheit. Wenn sie den Tribut bezahlten, der ihnen auferlegt war, so konnten sie die Früchte ihres Landes, und ihre übrige Güter in aller Ruhe geniessen.

Seit der Zeit als die Celten unter fremde Herrschaften gekommen sind, haben auch Wissenschaften und nützliche Künste unter ihnen zu blühen angefangen. Diese Art der Unterwürfigkeit, die ihnen so fürchterlich vorkam, war also ein wahres Glück für sie.

Plinius macht hierüber folgende Anmerkung. Er sagt: „ Es war eine Strafe des Schicksals, „ das über die meisten deutschen Völker verhängt „ war, daß sie nicht unter römische Herrschaft ge„ kommen sind. “ Plinius redet hier als ein Römer, der alles, was nicht Römisch war, für nichts achtete. Spanier, Gallier, Britten, Deutsche, waren unter der Römischen Herrschaft weit glücklicher, als da sie noch ihre eigne Herrn waren, und sie beständig die Waffen in der Hand hatten, um einander zu Grunde zu richten.

Wenn sie sich demohngeachtet nicht unter fremde Herrschaft bequemen konnten, so war die einzige Ursache davon, daß sie die Freyheit, wie die wilden Thiere, die nicht zu bändigen sind, liebten. Da sie sich nicht unter ein fremdes Joch beugen konnten; so konnten sie sich noch viel weniger selbst auf eine vernünftige und kluge Art regieren.

Sechzehentes Hauptstück.

Von der Tapferkeit der Celten.

Die Tapferkeit war allen celtischen Völkern gemein. Sie war unter allen übrigen Tugenden, bey nahe die einzige, worauf sie ein besonderes Augenmerk gerichtet hatten. Alles stimmte bey ihnen zusammen, um diese Tugend recht in Gang zu bringen. Erstlich rechnen wir dahin ihre Erziehung, die sie in der Jugend hatten. Sie lernten auf der Welt sonst nichts, als die Kunst mit den Waffen umzugehen, und der einzige Gegenstand, worinnen sie sich vor andern hervorthun konnten, war Krieg und Gefecht. Zweytens zielten die Gesetze der Ehre blos darauf, die Tapferkeit zur herrschenden Tugend zu machen. Alle Hochachtung, alle Ehrensbezeugungen wurden nur allein dem Tapfern zu Theil; im Gegentheil konnte nichts einen Celten oder Scythen so weit herunter setzen, und ihn in den Augen seiner Landsleute beynahe ehrlos machen, als die Feigherzigkeit. Hiezu kommt drittens, das eigene Interesse. Das beste Mittel sein Glück zu machen, Geschenke von allen Seiten zu bekommen, doppelten Antheil an der Beute, die man von den Feinden machte, zu haben, Processe zu gewinnen, die grösstentheils durch die Waffen entschieden wurden; das beste Mittel, sage ich, aller dieser Vortheile habhaft zu werden, war die Tapferkeit. Endlich befahl ihnen auch selbst ihre Religion, die Tapferkeit als eine heilige Pflicht anzusehen. Sie verachteten den Tod, weil sie Hoffnung hatten, dereinstens wieder lebendig zu werden, und sicher glaubten, daß die Tapferkeit der

ein-

einzige Weg sey, der zur Unsterblichkeit führe; nach dem Grad der Tapferkeit, die jemand in seinem jezigen Leben bewiesen hatte, bestimmten sie die Ehre und Glückseligkeit, die er in jener Welt geniessen würde. Je tapferer hier, desto herrlicher dort. (Veget. I. 2. Strabo IV. 195. Cæs. B. G. I. 39. Appian. Celt. p. 1192. Seneca de ira II. 11. Herodot. IV. 93. Julian. Cæs. in Traj. p. 327.)

Diese Gründe erzeugten nicht nur bey den Celten einen herrschenden Hang zur Tapferkeit, sondern brachten sie auch so weit, daß sie so gar feyerliche Gelübde zum Beweiß derselben thaten. Einer, zum Exempel, schwur einen förmlichen Eid, sich nicht eher den Kopf oder Bart zu bescheren, ein anderer, einen eisernen Ring, der unter ihnen für ein Zeichen der Knechtschaft gehalten wurde, nicht abzulegen, ein anderer, seinen Gürtel nicht abzuschnallen, oder nicht unter ein Dach zu gehen, oder seinen Vater, Mutter, Weib und Kinder nicht eher zu sehen, als bis sie über ihre Feinde gesiegt hätten. Alle, ohne Ausnahme hatten die Gewohnheit, daß sie, wenn sie im Begriff stunden ein Treffen zu liefern, einen Eid thaten, sich als tapfere und herzhafte Leute zu beweisen. (Sil. Ital. IV. v. 20. Tac. Germ. c. 31. Hist. IV. 61. Flor. II. 4. Cæs. VII. 66. Virg. Georg. II. 497. Ammian. Marcell. XXXI. 7.)

Es ist also gar kein Wunder, wenn die Scythen und Celten, überhaupt zu reden, gute Soldaten waren. Ihr Wahlspruch war: siegen oder sterben. Man giebt ihnen zwar schuld, daß sie sehr grosse Prahler gewesen wären, und den Feind, mit dem sie sich schlagen wollten, sehr gering geachtet hätten; indessen muß man doch auch gesteheu,

hen, daß ihnen die kriegerischesten Völker den Ruhm der Tapferkeit und Unerschrockenheit, niemals streitig gemacht haben. (Justin. XLIV. 2.)

Selbst die Römer, da sie sie zum erstenmal kennen lernten, urtheilten von ihnen, daß diese Völker zum Ruin der Städte, und zum Verderben des menschlichen Geschlechts gebohren wären. Zwey Umstände fallen sehr in die Augen, woraus man abnehmen kann, wie groß der Schrecken des gallischen Namens in dieser sonst so mächtigen Republic gewesen. Der erste ist dieser, daß sich die Römer ganze Jahrhunderte hindurch blos vertheidigungsweise gegen die Gallier gehalten haben, ob sie gleich auf der Nordseite ihre nächste Nachbarn waren. Der zweyte ist dieser, daß von dem Gesetz, vermöge dessen die Priester und alte Leute nicht verbunden waren in Krieg zu gehen, der Krieg mit den Galliern namentlich ausgenommen wurde, denn in diesem musten alle Bürger ohne Ausnahme die Waffen ergreifen. (Cic. de provinc. conf. p. 1778. Appian. de bello civ. L. II. p. 848. Plutarch. Camill. Tom. I. p. 151. Cic. ad Attic. I. 13.)

Der scharfsinnige Sallustius urtheilet also hierüber: „ Die Römer haben die übrigen Theile der Welt leicht überwunden; aber so oft „ wir uns mit den Galliern eingelassen haben, „ von den ältesten Zeiten an, bis auf unser Jahrhundert, so durften wir nicht suchen, den „ Ruhm unserer Nation auszubreiten, sondern „ wir musten nur auf unsere eigne Erhaltung bedacht seyn. (Sall. bell. Jug. c. ult.)

Cicero macht die nemliche Anmerkung. „ In „ dem Krieg, sagt er, den wir gegen die Celtiberier

„ berier und Cimbrer führten, kam es nicht dar=
„ auf an, welches Volk dem andern Gesetze vor=
„ schreiben sollte; sondern welches von beiden
„ dem gänzlichen Ruin entgehen würde. (Cic. de offic. L. I. p. 3984.)

Julian der Abtrünnige gestehet gleichfalls ein, daß die Celten, das ist, die Gallier und Deutschen, ehemals als unüberwindliche Völker angesehen worden wären, und daß man es für etwas ganz unglaubliches gehalten hätte, daß ein celtischer Soldat dem Feind den Rücken kehren sollte. (Jul. orat. I. p. 34.)

Eben so urtheilten die Griechen noch von den Römern. Die Furcht für den Galliern, sagt Polyb, hat unter den Griechen erschreckliche Unruhen verursacht, nicht allein zu unsrer Väter, sondern auch zu unsern Zeiten. (Polyb. L. II. p. 123.)

Wenn Justinus von den Galliern, welche Griechenland verheeret, und darnach Einfälle in klein Asien gethan hatten, redet, so behauptet er, daß der Schrecken ihres Namens so groß gewesen wäre, daß Könige, die auch nicht von ihnen angegriffen worden wären, ihnen dennoch grosse Summen Geldes gegeben hätten, nur daß sie mit ihnen in Frieden leben möchten. (Justin. L. XXIV. 4.) In dem folgenden Buch sagt er, „ daß ihr Name in Orient in so grossen Ansehen gestanden wäre, daß „ fast kein Krieg wäre geführt worden, wozu die „ Könige nicht celtische Völker in Sold genommen „ hätten. Vom Thron gestürzte Könige nahmen „ ihre Zuflucht zu ihnen, als wenn sie ihren Thron „ ohne ihre Hülfe nicht behaupten, oder wieder

„ erlangen könnten. (Justin. XXV. 2. Livius XXXVIII. 16.)

Diese Zeugnisse von der Tapferkeit der Celten mögen genug seyn. So viel aber auch hievon immer mag geredet werden; so können wir dennoch kein gar zu günstiges Urtheil davon fällen. Wir wollen nicht sagen, daß ihre so gerühmte Herzhaftigkeit wirklich etwas unvernünftiges und der Natur zuwiderlaufendes gehabt habe; denn nach den ersten Grundgesetzen, die uns die Natur eingepflanzt hat, muß jeder zuerst auf die Erhaltung seiner selbst bedacht seyn. Viele glaubwürdige Schriftsteller geben uns die Versicherung, daß die nördlichen Celten, und die an der Küste des grossen Weltmeers gewohnt hätten, es für eine Schande gehalten hätten, zu fliehen, wenn ein Hauß einfallen wollte, oder im Brand stünde. Man sagte ihnen nach, wenn auch so gar das Meer ausgetretten wäre, und das ganze Land unter Wasser stünde, so liefen sie bewaffnet gegen die Wellen, und schlügen auf das Wasser, als wenn sie es verwunden wollten, ja sie ersöffen lieber, als daß sie sich mit der Flucht retteten, nur damit man ihnen keine Furcht für den Tod schuld geben könnte. (Aristot. Eud. L. III. c. 1. ad Nicom. L. III. c. 10. Aelian. V. H. L. XII. c. 23.)

Dieses sagen nur zwar die angeführten Schriftsteller; allein ist es wohl glaublich, daß ganze Völker einer solchen Raserey fähig seyn sollten? Eine solche Ausschweifung kan wohl zuweilen einer oder der andern Person einfallen; aber daß ganze Völker mit einer solchen Narrheit sollten befallen werden, daß sie sich bey dem Einsturz eines Hauses, oder einer allgemeinen Ueberschwemmung

nicht

nicht sollten zu retten suchen, oder gar mit Waffen gegen das Wasser kämpfen, das ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Die Natur hat in alle Menschen den Trieb zur Selbsterhaltung gelegt. Man kan zwar sagen, daß Affect und Vorurtheile diese natürliche Empfindungen unterdrücken können; aber alsdenn müssen sie doch einen gewissen Endzweck haben. Hat man wohl jemals gehört, daß ein ganzes Volk mit dem Degen in der Faust gegen eine Mauer gefochten habe. Solche Ideen sind nur eines Don Quixottes würdig.

Strabo spottet also mit Recht über diese Fabeln, die Aristoteles, Aelian und andere nicht so schlechterdings auf die Aussage eines Ephorus, der sie zuerst ausgebrütet hat, hätten nach erzählen sollen. Obgleich die nördlichen Celten kriegerischer waren, als die andern, so ist es doch ausgemacht, daß sie ihre Herzhaftigkeit und Verachtung des Todes nicht bis zu einer solchen ausschweifenden Narrheit getrieben haben. Man kan eine wahre Herzhaftigkeit besitzen, ohne deswegen sein Leben für nichts hinzugeben. (Strabo IV. 196. VII. 293.)

Wir haben andere Gründe, aus welchen wir die Herzhaftigkeit der Celten, nach der Moral betrachtet, nicht billigen können. Unser erster Grund ist, weil die Kriege, welche sie führten, grösstentheils ungerecht waren. Und in den Umständen, worinnen sie waren, konnte es auch nicht anders seyn. Um richtig davon zu urtheilen, setze man sich in Gedanken in die Zeiten, wo diese Völker beynahe ganz Europa innen hatten. Sie lebten grösstentheils im Stand der Natur, und übten das Recht des ersten Besitzers aus.

So schwach und veränderlich dieses Recht auch im Anfang bey den Celten war, so dehnten sie es doch gar bald immer weiter aus, und glaubten alle Güter der Erde wären gemein, und gehörten also demjenigen, der sie zuerst in Besitz nähme. Sie sahen dabey gar nicht auf ihre Nachbarn, sondern beraubten sie, und nahmen ihnen, wenn sie sich auf den Ackerbau legten, ihre Ernten weg. Diese widersetzten sich, und vertheidigten ihr Recht, welches sie auf ihr Eigenthum hatten. Daher entstund nunmehr das Recht des Stärkern, welches bey den Celten ein Grundgesetz wurde. Hiemit kamen sie weit kürzer weg, als wenn sie das natürliche Recht zu Hülfe genommen hätten. Um beide Rechte mit einander zu verbinden, und das Recht des ersten Besitzers desto mehr geltend zu machen; so verwandelten sie das Land um sich herum in eine Wüste. Da sie nun nicht an einem Ort blieben, so nahmen sie ihre Lebensart, und ihre Grundgesetze mit hin, wo sie hinkamen. Sie baueten auch nicht so viel Land, als sie zu ihrem Unterhalt nöthig hatten; deswegen holten sie ihre Lebensmittel anderswo her. Daraus entstunden die beständigen Kriege, die diese Völker zu führen hatten. Da sich nun unter ihnen nach und nach der bürgerliche Stand formirte, so entstunden freylich allerhand Collisionen, und es musten Ungerechtigkeiten genug zum Vorschein kommen, weil sie nicht alle zu gleicher Zeit civilisirt wurden. Die Stimme der Vernunft war noch zu schwach, und ihr alter Instinct regte sich immer aufs neue wieder. Ein jeder führte das Recht des ersten Besitzers für sich an, und wollte es doch bey andern nicht gelten lassen. Nach diesen Gründen wird man die Tapferkeit der Celten zu beurtheilen im Stande seyn. Man wird den Ruhm der Tapfer-

pferkeit einem Menschen nicht versagen, der sein Leben herzhaft wagt, um ein Volk, welches ungerechter weisse angegriffen wird, von dem Verderben und der Unterdrückung zu retten. Kan man aber diese ehrwürdige Benennung einem Räuber geben, der nur Krieg führt, um zu plündern und zu morden, einem Miethling, den man bezahlt, um Menschen-Blut zu vergiessen und eine gute Sache zu unterdrücken? Dies ist warlich ein offenbarer Misbrauch der Worte, und Verwirrung der Begriffe; Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, mit dem Begriff der rechtmäsigen Vertheidigung.

Der zweyte Beurtheilungsgrund über die Tapferkeit der Celten, ist dieser: die Stärke der Celten war oft nichts anders, als ein blinder, verwegener und viehischer Zorn; ihre Tapferkeit war nicht mit Ueberlegung gepaart. So bald sie einen Feind zu Gesicht bekamen; so fielen sie mit einer Wuth, gleich der Wuth des Feuers, über ihn her. Nichts war der Hitze, Herzhaftigkeit, Geschwindigkeit und Heftigkeit, mit der sie in das Treffen giengen, zu vergleichen; aber sie fielen an, ohne Ordnung, ohne Vorsicht, ohne Untersuchung, ob Zeit, Umstände und Gelegenheit, ihnen günstig seyen, ob es möglich sey, den Feind aus seinem Posten zu vertreiben, und sich ausser Gefahr zu setzen. (Polyb. I. 122. Strabo IV. 195.)

Daraus entstunden ordentlicher Weisse zwey schlimme Folgen. Die eine war, daß sie oft ohne allen Nutzen umkamen. Es ist wahr, in dem ersten Angriff bewiesen sie unglaubliche Proben der Stärke. Sie sturben als herzhafte Leute, die keine Gefahr, auch nicht den augenscheinlichen

Tod scheueten. Allein, die meisten liessen sich auch todtschlagen, wie wilde Bestien, die gegen das Schwerdt anliefen, um sich es desto tiefer in den Leib stossen zu lassen. (Ammian. Marcell. XVI. 13. Herod. L. I. p. 32. Horat. carm. IV. 14. Pausan. Phoc. XXI.)

Die andere schlimme Folge war, daß das Feuer, womit sie das Treffen anfiengen, nach und nach abnahm, und endlich ganz verlöschte. Wenn sich die Lebhaftigkeit des ersten Angriffs bis zu Ende des Treffens erhalten hätte; so würden sie unüberwindlich gewesen seyn. Aber nachdem sie ihre Stärke bey dem ersten Angriff erschöpft hatten: so waren sie alsdenn abgemattet, wenn das Treffen einige Stunden dauerte. (Polyb. II. 220. Justin. XLI. 2. Livius V. 4. VII. 12. XXXVIII. 17. Tac. Annal. II. 14. Germ. c. 4.)

Der Soldat muste alsdenn nothwendig den Muth verlieren, wenn er sahe, daß anstatt den Sieg davon zu tragen, seine Heftigkeit zu nichts anders diente, als ihn dem Feind mehr blos zu stellen, ihn in Gefahr zu stürzen, und endlich ganz zu Grund zu richten. Deswegen machten es sich die Römer in ihren Kriegen besonders mit den Gallien, zur Hauptregel, sich im Anfang des Treffens blos Vertheidigungsweis zu verhalten. Sie liessen auf diese Weise die Gallier ihr erstes Feuer verschwenden, und führten sie hernach, wenn ihre Kräfte erschöpft waren, wie Schlachtschaafe fort. (Liv. X. 28.)

Kan man übrigens eine Tapferkeit, die nicht auf Vernunft und Ueberlegung gegründet ist, und

die

die selten zur Vertheidigung der guten Sache gebraucht wird, wohl eine Tugend nennen? Man kan also mit Wahrheit sagen, daß die Tapferkeit der Celten im Grund betrachtet nichts anders als blinder Zorn und rasende Wuth gewesen sey.

Siebenzehentes Hauptstück.

Von der Gastfreyheit der Celten.

Wenn die Hochachtung, die wir der Wahrheit schuldig sind, uns nicht erlaubt hat, der Tapferkeit der Celten und ihrer übertriebenen Liebe zur Freyheit, grosse Lobsprüche beyzulegen; so müssen wir ihnen doch in Absicht auf die Gastfreyheit, die sie auf die lobenswürdigste Weise ausübten, desto mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es ist wahr, gegen ihre Feinde waren sie barbarisch, und grausam; mit ihren besten Freunden kamen sie leicht in Wortwechsel, ja so gar zu Schlägen: allein gegen Fremde und Reisende, die durch ihr Land giengen, legten sie alle ihre Wildigkeit und Grausamkeit ab; ja so gar Flüchtlinge, die Zuflucht und Aufenthalt bey ihnen suchten, nahmen sie mit Freundlichkeit auf.

Es war zwar eine allgemeine Pflicht, solche Personen aufzunehmen; aber ein jeder übte diese Pflicht, mit der grösten Bereitwilligkeit und Lust aus. Sie gaben den Fremden Quartier und zu essen, nachdem sie sie vorher ihrer Freundschaft versichert, und zugleich ausgefragt hatten, wo sie herkämen, von was für einen Stand sie wären,

was sie bey ihnen für Geschäfte hätten. Die Gallier, sagt Diodor von Sicilien, laden die Fremden zu ihren Gastereyen ein, und nach dem Essen fragen sie sie, wer sie wären, und womit sie ihnen dienen könnten. (Mela III. 3. Diod. Sic. V. 212.)

Die Celten sahen es nicht allein als ein Verbrechen an, wenn man einem Fremden, er mogte seyn, wer er wollte, Wohnung und Tisch versagte; sondern sie warteten nicht einmal, bis sie der Fremdling darum bat. So bald sie einen Reisenden sahen, so liefen sie ihm entgegen, und nöthigten ihn, das Quartier bey ihnen zu nehmen. Sie hatten so gar eine gewisse Eifersucht unter einander, wer den Fremden bewirthen sollte, ein jeder wollte die Ehre haben. Denjenigen, den ein Fremdling zu seinem Wirth erwählte, sahen seine andern Mitbürger mit Bewunderung und Hochachtung, als einen Menschen an, der bey Gott in besondern Gnaden stünde, weil er ihm diesen Vorzug vor den andern ertheilt hätte. Diese Gedenkungsart ist ein deutlicher Beweiß von dem guten Character der Celten.

Damit man uns aber nicht beschuldige, als wenn wir diesen Barbaren eine solche gute Denkungsart, ohne Grund beylegten; so wollen wir die eigenen Worte des Diodors von Sicilien anführen. Wenn dieser Schriftsteller von den Celtiberiern, einem der wildesten und grausamsten Völker unter den Celten, redet, so sagt er, „ob „sie gleich grausam gegen ihre Feinde sind, so „sind sie doch sanft und leutselig gegen Fremde, „die in ihr Land kommen. Jeder ladet sie ein, „die Wohnung bey ihm zu nehmen; sie eifern

unter

unter einander, wer diese Ehre haben sollte; sie loben diejenigen, denen von den Fremden der Vorzug gegeben wird, und halten sie vor besondere Günstlinge des Himmels. (Diod. Sic. V. 215.)

Die Reisende bezahlten nichts für den Aufwand, der ihrentwegen war gemacht worden. Die Celten nahmen sie ohne alles Interesse auf, blos in der Absicht, sich Freunde zu machen, und eine Pflicht der Menschlichkeit auszuüben. Wenn sich die Deutschen, sagt Tacitus, von einem Fremden bey seinem Abschied ein Geschenk ausbitten, so ist es zwar gewöhnlich, daß er ihnen willfähret, aber er hat auch die Freyheit, sich eines von ihnen auszubitten. (Tacit. Germ. c. 21.)

So auch, wenn der Wirth nicht im Stand war, dem Gast, der bey ihm einkehrte, in allen Stücken zu bewirthen, so verschaffte er ihm eine andere Herberge. „ Es ist keine Nation, dies sind „ Worte des Tacitus, wo man sich ein grösseres „ Vergnügen daraus macht, mit einander in Gesellschaft zu essen, und Fremde zu beherbergen, „ als bey den Deutschen. Sie sehen es als ein „ Verbrechen an, jemanden, er mag auch seyn, „ wer er will, den Eingang in ihre Häusser abzuschlagen. Jeder giebt seinem Gast nach Vermögen zu essen. Wenn der Vorrath anfängt zu „ mangeln, so zeigt derjenige, der den Fremden „ bisher beherbergt hat, demselben eine andere „ Herberge, und begleitet ihn dahin. Sie gehen „ mit einander, ohne eingeladen zu seyn, in eines „ von den nächsten Häussern, und es ist gleichviel, „ wo sie hingehen; sie werden überall mit gleicher Höflichkeit empfangen. Man macht keinen „ Unterschied zwischen bekannten und unbekannten

„ Personen, gegen jedermann haben sie gleiche „ Rechte der Gastfreundschaft. (Tacit. Germ. c. 21.)

Wenn ein Celte überführt war, daß er einem Fremden das Gastrecht versagt hatte; so war er nicht nur den Verwünschungen seiner Mitbürger ausgesetzt, sondern er wurde von der Obrigkeit so gar zu einer Geldstrafe verurtheilt. Man kan ohne Bewunderung das folgende Gesetz der Burgundionen nicht lesen: „ wer einem Fremden sein Hauß, „ oder Feuer versagt, muß einen Thaler Strafe „ erlegen. Wenn jemand, der um seiner Privatgeschäffte willen reist, einen Burgundionen um „ Essen bittet, dieser ihm aber das Hauß eines Römers zeigt, wo er sich zu essen sollte geben lassen, „ so muß der Burgundione dem Römer drey Thaler, und eben so viel in die gemeine Schatzkammer, bezahlen. (Leg. Burgund. p. 282.) Kan man wohl Völker für Barbaren halten, bey denen die Rechte der Menschheit so heilig waren? Wenn wir heut zu Tage auf einer Seite gewonnen haben; so haben wir auf der andern Seite gewiß eben so viel verlohren.

Man siehet hieraus, daß die Burgundionen die Gastfreundschaft nicht sowohl für eine Pflicht, als vielmehr für eine Ehre, die man sich nicht nehmen lassen dürfte, angesehen haben. Eben dieses Gesetz verordnete, daß wenn ein Zinsherr, oder sein Beständer, die Pflicht der Gastfreyheit verletzte, er mit Schlägen bestraft werden sollte; ingleichen, daß die fremden Gesandten in allen Orten, wo sie über Nacht blieben, ausser dem, was sie verzehrt hatten, auch einen gewissen Vorrath mit nehmen konnten, der hernach aus der gemeinen Cassa bezahlt wurde.

Dieses stimmt vollkommen mit dem überein, was die Moßynier, ein Celtisches Volk in Klein-Asien, auf der Seite von Trapezunt, thaten. Sie baueten das Land gemeinschaftlich, und theilten die Einkünfte in gleiche Theile, nachdem sie zuvor einen Theil davon, zum Behuf der Fremden, die zu ihnen kommen würden, beyseite gelegt hatten. Die Lucanier, die von einem der ältesten Völker in Italien, nemlich den Samnitern, abstammten, hatten auch ein Gesetz, welches mit dem Burgundionischen eine grosse Aenlichkeit hatte. Sie verurtheilten denjenigen, der einem Fremden den Eingang in sein Hauß versagte, zu einer Geldstrafe. (Mela I. 19. Stobæi serm. CLXVI. p. 470. Plin. H. N. III. 5. Aelian. V. H. L. IV. c. 1.)

Die Celten begnügten sich nicht damit, daß sie die Fremden auf die leutseligste Art zur Herberge aufnahmen, sondern sie sahen sie so gar, als geheiligte Personen an, die ein ehrliebender Mensch begleiten, beschützen, und gegen alle Gewaltthätigkeit, und sollte es auch mit Gefahr seines Lebens seyn, vertheidigen müste. Eine solche Beschreibung macht Cäsar von den Deutschen. Er sagt: „ die „ Deutschen sehen es als das gröste Verbrechen an, „ wenn man einem Fremden ein Unrecht zufüget. „ Es mag einer aus einer Ursache, aus welcher er „ will, zu ihnen kommten, so lassen sie ihn von „ niemanden beleidigen, sondern sehen ihn als ei„ ne geheiligte Person an. Alle Häusser stehen „ ihm offen, und jedermann macht sich ein Ver„ gnügen daraus, ihm zu essen zu geben. (Cæs. B. G. VI. 24.)

Aristoteles sagt, daß die Gallier die Reisende begleiteten und genau auf sie Acht hätten, und diejeni-

jenigen, in deren Gebiet ein Fremder ein Unrecht, oder einen Schaden erlitten hätte, würden darüber gestraft. So bemerkt auch Nicolaus von Damaskus, daß die Celten einen Mord, der an einem Fremden verübt worden wäre, weit härter gestraft hätten, als an einem ihrer Mitbürger. Wer einen Fremden tödete, wurde am Leben gestraft; wer aber einen seiner Mitbürger umbrachte, kam mit der Landesverweisung davon. (Arist. de mir. aud. Tom. I. p. 706. Stobæus serm. CLXV. p. 470.)

Es wird nicht unschicklich seyn, hier ein Beyspiel anzuführen, welches deutlich genug zeigt, wie heilig die Rechte der Gastfreyheit unter den Deutschen, noch bis in das sechste Jahrhundert gewesen sind.

Nach der Einrichtung der Longobarden, sollte nach dem Tod des Königs Vaces, die königliche Würde auf einen Prinzen, mit Namen Ildisgas, oder Ildisgal, kommen. Durch Intriguen aber, die unnöthig wären hier zu erzählen, wurde er von dem Thron ausgeschlossen; und er begab sich zu den Gepiden. Oduin, der König der Longobarden, wollte sich diesen Dorn aus dem Fuß ziehen, und forderte von den Gepiden, die seine Nachbarn waren, den Prinzen zurück. Das Ansuchen des Königs wurde durch die Gesandten, die der Kayser Justinian aus eben dieser Ursache hingeschickt hatte, stark unterstützt. Torizin, der König der Gepiden, der erst kürzlich mit den Römern und Longobarden Friede gemacht hatte, versammelte die Vornehmen seines Reichs darüber, und trug ihnen die Anforderung des Königs der Longobarden vor; er zeigte ihnen zugleich, was er sich und seinem Lande für eine Gefahr zu ziehen würde, wenn er sie abschlü-

ge.

ge. Der einmüthige Entschluß der ganzen Versammlung gieng dahin, daß die Gepiden lieber mit ihren Weibern und Kindern zu Grunde gehen wollten, als daß sie ein so schändliches Verbrechen begehen sollten. (Procop. Goth. III. 35.) Worüber muß man sich hier mehr wundern, über die Ungerechtigkeit des Longobardischen Königs, und seines Beschützers, Justinians, oder über die Edelmüthigkeit der Gepiden? Sie sahen den Unglücklichen, als eine geheiligte Person an, und die bloße Natur hatte ihnen hier viel bessern Unterricht gegeben, als alle Feinheiten der römischen Gesetze. Und diese Völker werden von den Römern Barbaren genennt?

Obgleich die Sarmaten ungleich grausamer und wilder waren, als die Celten, so giengen sie nichts desto weniger mit den Fremden eben so leutselig um, und legten der Gastfreyheit einen eben so grossen Werth bey, als die Celten. Heimold, der in dem eilften Jahrhundert eine Chronik der Slaven, das ist, der Sarmaten, die über der Elbe wohnten, schrieb, sagt, daß ein Slave einem Fremden sehr selten die Gastfreyheit versagte. Geschahe es dennoch, so durfte man das Hauß eines so niederträchtigen Geizhalses, der so unnatürlich gegen einen Fremden war, verbrennen. Jedermann beeiferte sich, das Unrecht, das dem Fremden durch die Verletzung der Gastfreyheit angethan worden war, zu rächen. (Helmold. chron. Slav. c. 82.)

Achtzehentes Hauptstück.

Von der Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Einigkeit, und Treue der Celten.

Man lobt die Celten auch noch um einiger anderer Tugenden willen, nemlich, der Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Einigkeit und Treue. Ueberhaupt zu reden, assen sie sehr wenig; sie lebten vom gemeinen Fleisch, und suchten darinnen weder Mannichfaltigkeit, noch Niedlichkeit der Gerichte. Es ist zwar nicht zu leugnen, diese eingeschränkte und mäßige Lebensart führten sie im Anfang mehr aus Noth, als aus Tugend. Sie kannten die Künste nicht, wodurch man sich die Bequemlichkeiten des Lebens verschafft. Aber da ihnen diese von auswärtigen Völkern bekannt wurden, so verwarfen sie sie dennoch zum Theil mit Verachtung, andere aber, die mehr dem Eindruck der Sinnen, als der Ueberlegung folgten, überliessen sich ihnen. Einige lebten also in einer glücklichen Unwissenheit alles dessen, was die Sinnen des Menschen reizen konnte; andere waren zu faul, und konnten und mochten nicht einmal so viel arbeiten, daß sie Brod bekamen; vielweniger, daß sie sich die geringste Mühe hätten geben sollen, sich das Ueberflüßige, was der Mensch entbehren kann, zu verschaffen; andere gewöhnten sich an eine dürftige Lebensart, weil das Land, wo sie wohnten, zu unfruchtbar war, daß es die Arbeit, die man zur Bauung desselben anwendete, nicht belohnte. So lebten die Deutschen zur Zeit des Julius Cäsars, mäßig, weil sie arm waren; allein die Menge von Ergötzlichkeiten

und

und Leckerbissen, die den Galliern durch auswärtige Schiffe zugeführt wurden, breiteten gar bald Wollust und Schwelgerey unter ihnen aus. (Seneca de ira I. 11. Tacit. Germ. c. 4. Cæs. B. G. VI. 24. Polyb. II. 107.)

Demohngeachtet getrauen wir uns zu behaupten, daß unter den Celten einige Völker gewesen sind, die die Mäßigkeit um ihrer selbst willen, das ist, ihrer eignen Vortrefflichkeit und guten Folgen willen, hochgeschätzt, und sie aus Tugend zur Ausübung gewählt haben. Unter diese Classe gehören die Belgier, Nervier, Sueven: diese gestatteten nicht, daß man Wein, noch sonst etwas, das den Geist schwächen, und die Herzhaftigkeit vermindern könnte, in ihr Land bringen durfte. „ Entsaget den Wollüsten, sagten einstens die Tenchtheren zu den Einwohnern von Cölln, entsaget „ den Wollüsten, deren sich die Römer mit weit „ bessern Erfolg bedienen, um ihre Unterthanen „ zu schwächen, als der Waffen. " (Cæs. B. G. I. 1. II. 15. IV. 2. Tacit. Hist. IV. 64.)

Von den Deutschen und Scythen merkt man überhaupt an, daß sie sich zur Enthaltsamkeit und zum Fasten gewöhnt hatten. Appian bemerkt, daß wenn die Deutschen Mangel an Lebensmitteln und Futter hätten, sie von Kräutern lebten, und ihren Pferden Rinden von Bäumen und Stauden zu fressen gäben. Plinius nennt diese Kräuter. „ Das „ Kraut, sagt er, welches Scythica heist, wird „ von den Scythen sehr hoch geschätzt, weil sie es „ in den Mund nehmen, und gegen Hunger und „ Durst gebrauchen. Sie brauchen auch noch ein „ anderes Kraut, welches Hippace, oder Pferdekraut, genennt wird, weil es ihnen bey den Pfer-

„ den eben diesen Dienst thut. Man behauptet,
„ daß die Scythen mit diesen beiden Kräutern
„ zwölf ganzer Tage gegen Hunger und Durst aus-
„ halten können. (Appian. Celt. p. 1192. Plin.
H. N. L. XXV. c. 8.)

Ein König der Scythen schrieb einstens an Philipp, König in Macedonien: „ du herrschest über
„ Macedonier, die zum Krieg geübt sind; und ich
„ über Scythen, die besser, als deine Völker ge-
„ wohnt sind, gegen Hunger und Durst zu streiten.
Die Sarmaten sollen noch länger, als die Scythen, haben Hunger leiden können; sie assen nur alle drey Tage einmal. (Plutarch. apophth. T. II. p. 174. Lucan. III. v. 282. Gell. N. A. L. IX. c. 4.) So viel von der Mäsigkeit der Celten; nun wollen wir von ihren übrigen Tugenden reden.

Viele Schriftsteller schildern uns die Scythen und Celten als die gerechtesten und billigsten Leute von der Welt ab. Zum Exempel Justin sagt,
„ ob gleich die Scythen keine Gesetze hätten, so
„ beobachteten sie dennoch die natürliche Gerech-
„ tigkeit und Billigkeit sehr pünktlich. Sie ha-
„ ben nicht, wie die übrigen Menschen, eine so hi-
„ tzige Begierde nach Gold und Silber. Sie le-
„ ben von Milch und Honig, und kleiden sich in
„ die Felle von Martern, oder anderen wilden
„ Thieren. Ihre so wohl eingerichtete Sitten
„ machen sie gerecht, und bewahren sie vor der
„ Begierde nach ungerechten und fremden Gut.
„ Reichthümer werden nur von denenjenigen ver-
„ langt, welche sie zu gebrauchen wissen. (Justin. II. 2.) Eine ähnliche Beschreibung macht Mela von den Hyperboräern. (Mela III. 5.)

Glei-

Gleiches Zeugnis giebt Nicolaus von Damascus denenjenigen Scythen, welche Galactophagen genennt werden, nemlich den Geten. „ Diese „ sind, sagt er, die gerechtesten unter allen Menschen. Man siehet keinen Haß oder Neid unter „ ihnen, sondern sie haben alle Güter unter einander gemein. Eben dieser Schriftsteller bemerkt, „ daß sie niemals die Thüre an ihren Häussern „ zuschlössen. " Agathias bewundert unter vielen guten Sachen, die er an den Franken bemerkt hatte, auch die strenge Gerechtigkeit, die sie gegen einander ausübten. (Stobæus serm. XXXVII. p. 118. Agath. I. p. 13.)

So gut nun alle diese Zeugniße lauten, so geben sie uns dennoch von der Gerechtigkeit der celtischen Völker keinen gar zu vortheilhaften Begriff. So lang sie ihre Länder lieber in Gemeinschaft baueten, als sie unter einander vertheilten, waren freylich Haß und Feindschaft, die über das Mein und Dein entstehen, unter ihnen unbekannt. Sie lebten unter einander in einer gewissen Gleichheit; der Grössere hatte nicht mehr, als der Kleinere, und so konnte auch niemand auf den Einfall gerathen, in die Güter des andern einen Eingriff zu thun. Da ferner alle Reichthümer dieses Volks in weiter nichts als im Vieh bestunden; und der Diebstahl an solchen Sachen, die man nicht, oder sehr schwer verwahren konnte, mit der äussersten Strenge gestraft wurde; so ist es kein Wunder, daß der Diebstahl sehr selten unter ihnen angetroffen wurde.

Ob nun gleich also die Celten nicht oft Gelegenheit hatten, gegen die Gesetze der Ehrlichkeit zu handeln; ob sie gleich gegen einander die Vor-

schrift der Gerechtigkeit sehr gut beobachteten, so weiß man doch auch auf der andern Seite, daß sie in diesem Punct gegen ihre Nachbarn nicht so gewissenhaft gewesen sind. Ihre Gerechtigkeit glich der Gerechtigkeit der Räuber, die unter sich vollkommen einig sind, aber alle diejenige, die nicht von ihrer Bande sind, bestehlen, berauben, und umbringen. Die Scythen nahmen ihren Feinden zwar keine Länder weg, aber sie konnten auch keinen Gebrauch davon machen. Sie behaupteten zwar, daß sie keine Kriege führten, als nur der Ehre wegen; allein unter diesem Vorwand das Land seiner Nachbarn mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten, ist doch eine offenbare Ungerechtigkeit: es ist eben so wenig erlaubt, einen Menschen aus Ehrsucht, als aus Gewinnsucht, umzubringen. Ueber dieses ist es noch lang nicht ausgemacht, daß die Scythen und Celten unter sich gegen einander die Gerechtigkeit mit mehrerer Genauigkeit beobachtet haben, als gegen auswärtige Völker. So viel wir urtheilen können, so ist der Zweykampf, der unter ihnen die Stelle einer rechtlichen Entscheidung in allen Sachen, die entweder die Ehre oder das Interesse angiengen, vertrat, und wodurch das Recht allemal dem Stärkern zufiel, ein offenbarer Umsturz aller Gerechtigkeit und Billigkeit gewesen.

Von den Scythen und Celten hat man ferner angemerkt, daß sie unter einander in einer sehr festen Einigkeit gelebt, und gegen einander eine bewundernswürdige Hochachtung und Liebe bewiesen haben. So sagt man zum Exempel, daß die Uneinigkeit unter den Hyperboräern gänzlich unbekannt gewesen sey. Die scythischen Galactophagen gaben ihren alten Männern die ehrwürdige

Benennung, Väter; diese im Gegentheil nennten die jungen Leute, ihre Kinder; und Personen von gleichen Alter nennten sich unter einander Brüder. (Plin. H. N. L. IV. c. 12. Strobæus serm. XXXVII. p. 118.)

Eben so muß es unter den Deutschen gewesen seyn: denn die Cimbrer verlangten von dem Marius Land für sich, und ihre Brüder, die Teutonen. In Spanien stund das Alter in einem so hohen Ansehen, daß kein Junger gegen einen Alten zeugen durfte. (Plutarch. in Mario, Tom. I. p. 419. Stobæus serm. CLXV. p. 470.)

Agathias bewundert noch gegen das Ende des sechsten Jahrhundertes, nicht allein die strenge Gerechtigkeit, die die Franken ausübten, sondern auch die genaue Einigkeit, in welcher sie unter einander lebten. Der Beweiß, den er davon giebt, ist besonders merkwürdig. „Da sich einige Könige, sagt er, entzweyet hatten, und „nicht einig unter einander werden konnten; „so wollten sie ihre Streitigkeiten mit den Waffen entscheiden. Die Truppen, anstatt daß „sie ihren Häuptern ihre Sache sollten helfen „mit Gewalt durchsetzen, ermahnten sie vielmehr, den Soldaten nicht in die traurige „Nothwendigkeit zu setzen, seine Hände mit dem „Blut seiner Landsleute zu besudeln, sondern „vielmehr auf Mittel zu denken, Friede zu stiften, und nicht zuzugeben, daß die ganze Nation durch Privatstreitigkeiten oder persönliches „Interesse zu Grund gerichtet würde.“ (Agath. I. 13.)

Allein, ausserdem, daß dieses gute Vernehmen der Franken nicht lange dauerte, so verdie-

dienen auch die allgemeinen Beschreibungen, die man uns von der Einigkeit der Scythen und Celten macht, noch eine genauere Einschränkung. Ein jedes Volk war gewöhnlich mit seinen Nachbarn in Krieg verwickelt; und so erstreckte sich diese Eintracht selten über die Gränzen eines Staats, ausser welchen es niemand verwehrt war, zu rauben und zu morden.

Aber dieses auswärtige Verhältnis auch weg gerechnet, so konnte dennoch die Einigkeit unter ihnen selbst nicht vollkommen seyn; weil ein Staat gemeiniglich in zwey oder mehrere Partheyen zertheilt war. Nur allein diejenigen, die zu einer Parthey gehörten, stunden unter sich in einer vollkommenen Einigkeit; sie alle wurden durch den Rath des Vorstehers von der Parthey regiert; dieser war gleichsam das Triebrad, welches die ganze Maschine in Bewegung setzte; er war die Seele, die den ganzen Staatskörper belebte, und alle Glieder genau zusammen hielte.

Es gab Clienten, die man Soldurii nennte, die durch so genaue Bande mit ihrem Haupt verbunden waren, daß sie ein Gelübde thaten, mit ihm zu leben, und zu sterben. So wie sich ordentlicher Weise ganze Familien an eine Parthey hiengen; so wurden sie durch diesen Partheygeist fast noch genauer mit einander verbunden, als durch die Bande der Natur. Es wurde unter den Deutschen für eine abscheuliche That gehalten, wenn jemand einen von seinen Verwandten umbrachte. Jeder war verbunden, die Streitigkeiten seiner Familie als seine eigene anzusehen, und sich ihrer aller Interesse als wie seines eigenen anzunehmen. Sollte eine Aussöhnung zwi-

schen

schen zweyen Familien, die entweder durch die Ermordung eines ihrer Glieder, oder auf eine andere Art waren beleidiget worden, gestiftet werden, so muste der ganzen Familie Genugthuung, oder Entschädigung geleistet werden, nicht anders, als wenn sie nur eine einzige Person wäre. (Tacit. Germ. c. 19. 21.)

Dieses ist die wahre Schilderung von der Einigkeit der celtischen Völker. Da eigenes Interesse und der Partheyengeist viel mehr dazu beytrug, sie durch gemeinschaftliche Bande zusammen zu halten, als Vernunft, Gerechtigkeit und natürliche Liebe; so sieht man leicht ein, daß ihre so gerühmte Einigkeit in vielen Fällen ein Uebel für sie war. Ein Mensch, der sich nicht von dem Interesse seiner Familie, oder derjenigen Parrhey, die er einmal ergriffen hatte, losreissen konnte, sahe sich oft in die Nothwendigkeit gesetzt, wieder sein Gewissen eine böse Sache zu vertheidigen.

Dem sey nun wie ihm wolle, so wird der Leser dennoch dem schönen Unterricht, den einsten ein scythischer Fürst seiner Familie gab, hier mit Vergnügen lesen. Er ist zwar bekannt genug, aber er verdient doch besonders deswegen hier einen Platz, weil er von einem Scythen herkommt. Der König Scilurus, der eine ungeheuer grosse Anzahl Kinder hatte, lies sie, da er merkte, daß es mit ihm zum sterben kommen würde, vor sich kommen, und gab ihnen einen Bündel zusammen gebundener Pfeile, mit dem Befehl, sie alle auf einmal zu zerbrechen; aber sie konnten es nicht. Darauf zog er einen Pfeil nach dem andern heraus, und zerbrach sie einzeln ohne alle Mühe. Er wollte ihnen hiedurch zu verstehen geben, wenn

sie einig bleiben würden, so würden sie unüberwindlich seyn; so bald sich aber Zwietracht unter ihnen einschleichen würde, so würden sie dem unvermeidlichen Untergang nahe seyn. (Plutarch. de garrul. Tom. II. p. 511.)

Endlich befliessen sich die Celten auch einer unverbrüchlichen Treue und genauer Erfüllung ihres Versprechens. Man erkennt dieses besonders aus einem witzigen Einfall zweyer Friesischen Fürsten, die Tacitus anführt. Diese waren zu Rom, und es wurde ihnen alles sehenswürdige in der Stadt gezeigt. Man führte sie in ein Schauspiel, welches der Kayser Nero auf dem Theater des Pompejus aufführen lies. Unter den Senatoren sahen sie einige Personen sitzen, welche fremd gekleidet waren, und die Neugierde trieb sie an, daß sie fragten, wer denn diese Leute wären? Man gab ihnen zur Antwort, die Römer erwiesen diese Ehre den Gesandten derjenigen Völker, die sich durch ihre Tapferkeit und treuer Ergebenheit gegen die Republic besonders hervorgethan hätten. Augenblicklich sprungen sie auf, und setzten sich mitten unter die Senatoren, mit diesen Worten: „ kein Volk übertrifft die Deutschen „ an Tapferkeit und Treue. „ (Tacit Annal. XIII. 54. Sueton. in Claud. c. 25.)

Und in der That hatten die meisten römischen Kayser ihre Leibwacht von celtischen Soldaten, gerade als wenn sie keine tapferere und treuere Beschützer ihrer Personen finden könnten. Der Kayser Augustus hatte bis zu dem Treffen bey Actium seine Leibwacht von Spanischen Soldaten; alsdenn aber gab er ihnen ihren Abschied, und nahm Deutsche davor, die er bis zur Niederlage

verlage des Varus in seinen Diensten behielt. (Sueton. Aug. c. 49.)

Die nachfolgenden Kayser folgten seinem Beyspiel. Tiberius, Caligula, Nero, und noch viele andere hatten ihre Leibwacht von Deutschen; und insonderheit that Caligula einen Feldzug in Deutschland, um seine Batavische Garde vollzählig zu machen. (Tacit. Ann. I. 24. Sueton. Calig. c. 58. Ej Nero c. 34. Dio. Cass. L. LIV. p. 564.)

Der letzte angeführte Schrifftsteller bemerkt insonderheit, daß die Kayser noch zu seiner Zeit eine Leibwacht von Batavischer Reuterey, die damals in grösten Ansehen stund, gehabt hätten. Eben dieser Schrifftsteller sagt an einem andern Ort, daß sich der Kayser Caracalla viel mehr auf die Scythen und Deutsche, die er um seine Person hatte, als auf die Römer verlassen hätte.

Nicht allein aber in Rom hatte man von der Treue der celtischen Truppen eine so vortheilhafte Meinung; sondern noch vor den Zeiten des Augusts hatte bereits Juba, der König von Mauritanien, eine Leibwacht von Spanischer und Gallischer Reuterey. Man sieht auch aus einer Stelle des Josephus, daß Herodes der Grosse, Thracische, Deutsche und Gallische Völker zur Leibwacht hatte. Letztere hatten der Königin Cleopatra gedient, und Augustus schenkte sie nach ihrem Fall dem Herodes. (Joseph. de bello Jud. L. I. c. 21.)

Man kann nicht in Abrede seyn, daß die Celten überhaupt aufrichtig, treu, und in Erfüllung

ihrer Zusage gewissenhaft gewesen sind. Menschen, von einem lebhaften und offenherzigen Naturell, sind schon in ihrer Anlage Feinde der Lügen und Falschheit. Ein Soldat, der sich einzig und allein auf seine Tapferkeit und Stärke verläst, der von Jugend auf die Grundsätze eingesogen hat, alle Händel, die man mit ihm anfangen würde, durch die Stärke der Waffen zu entscheiden, sieht Betrug, Arglist und Verrätherey als die grösten Niederträchtigkeiten an, die eines herzhaften Mannes gänzlich unwürdig sind.

Tacitus hat Recht, wenn er sagt, „daß „es die Deutschen hierinnen bis zur Ausschweifung trieben.“ Das gegebene Ehrenwort, und die Treue eines ehrlichen Mannes gehet doch wahrhaftig nicht so weit, daß man sich binden und verkaufen lassen muß, weil man in der Hitze des Spiels seine Freyheit auf einen Wurf mit Würfeln gesetzt hat. Man ist noch weniger verbunden, sich selbst ums Leben zu bringen, weil man dem niedrigsten Pöbel, der auf dem Schauplatz versammelt ist, versprochen hat, ihm dieses Lustspiel zu machen. (Tacit. Germ. c. 24.)

Man muß eingestehen, daß die celtischen Völker den Königen und Fürsten, bey welchen sie in Diensten waren, bey verschiedener Gelegenheit Proben einer treuen und aufrichtigen Ergebenheit bewiesen haben. Zu Rom zum Exempel bewunderte man die That eines deutschen Soldaten von der Armee des Vitellius. Da er den Kayser in den Händen seiner Feinde sahe, wie sie auf das schimpflichste mit ihm umgiengen; so lief er hinzu, und sagte: ich will die wenigstens

helfen

helfen, so viel ich kann. Und indem er dieses sagte, so stieß er dem Vitellius sein Schwerdt in den Leib, und tödete sich zu seinen Füssen. (Xiphil. ex Dion. L. LXV. p. 743.)

Eben so merkwürdig ist, was die deutschen Soldaten einige Monathe vorher zum Vortheil des Galba thaten. Dieser Kayser hatte seine deutsche Leibwacht abgedankt, und ohne ihnen einige Belohnung zu geben, zurück geschickt, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie einige Anhänglichkeit an seinen Gegner hätten. Demohngeachtet aber bewieß er sich gegen andere Cohorten, die Nero nach dem Orient gegen die Parther geschickt hatte, und die nunmehr wieder zurück gekommen waren, sehr gnädig. So bald diese Cohorten Nachricht bekamen, daß das Leben des Kayfers in Gefahr sey, so eilten sie ihm zu Hülfe, und würden ihn ohnfehlbar gerettet haben, wenn sie sich nicht in den Strasen der Stadt verirrt hätten. (Sueton. Galba c. 12. 20. Tacit. Hist. I. 32.)

Diese Beyspiele von der Treue der Celten geben nun zwar keinen vollständigen Beweiß für die ganze Nation. Denn ich will nicht sagen, daß eine Treue, welche nur allein eine Temperaments-Tugend ist, gar keinen Werth hat; ich will nicht anführen, daß ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus macht, tausend Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten zu begehen, sich es für keine Ehre anrechnen darf, wenn er zu Verrätherenen unfähig ist: sondern ich will nur dieses einzige anmerken, welches wir bey einer andern Gelegenheit schon bewiesen haben, daß die Celten bloße Miethlinge waren, die für

Geld ihre Kriegsvölker allen denjenigen zukommen ließen, die sie verlangten. Eben dadurch kamen sie in die Umstände, daß sie oft Tyrannen und Unterdrückern ihres Volks eben so gut Hülfe leisteten, als rechtmäßigen Fürsten. Sollte wohl die Treue den Namen einer Tugend verdienen, wenn sie sich zu solchen Ungerechtigkeiten gebrauchen läst. Doch muß man auch hier die Zeiten wohl von einander unterscheiden. Ihre alte Lebensart war gar nicht so beschaffen, daß sie nöthig gehabt hätten, ihr Leib und Leben für Geld zu verkaufen. Aber in der spätern Zeit liessen sie sich durch ihre Nachbarn verführen, um zum Theil arteten sie ganz und gar aus.

Ferner war es bey den Celten unvermeidlich, da sie sich für Geld in den Dienst auswärtiger Fürsten begaben, daß sie sich an den Meistbietenden verkaufen musten. Daher haben die celtischen Leibwachten so gar einem Caligula, Nero, Caracalla, und andern Fürsten von einem ähnlichen Character, mit einer unverbrüchlichen Treue gedient. Eine solche Treue aber verdient gewiß kein grosses Lob. Wird man sich also wohl wundern, da die Leibwachten der römischen Kayser blos von der Freygebigkeit ihrer Herrn abhiengen, und ihr Glück blos auf seinem Leben beruhete, daß sie so treue Beschützer seines Lebens gewesen sind? Allein, wenn man die Sachen mit dem rechten Namen belegen soll, so waren sie blos ihrem eigenen Interesse getreu.

Uebrigens findet man unter den celtischen Völkern eben so wie bey allen andern Nationen auf dem Erdboden, Beyspiele des Meineids und der Verrätherey. Die Geschichte des Arminius,

eines

eines cheruskischen Fürsten, die Verrätherey des Civilis, der sich zum Haupt der Bataver aufwarf, die Empörung des Sacrovirs, eines Galliers, gegen die Römer zur Zeit des Kayfers Tiberius, werden insgemein als Einwürfe gegen die vorgegebene Treue und Redlichkeit der Celten angegeben. Was man zu ihrer Entschuldigung vorbringen könnte, möchte vielleicht darauf hinaus kommen, daß die angeführten Fälle keine Verrätherey im eigentlichen Verstand gewesen sind. Diese Völker waren unter das römische Joch gezwungen, und diese plagten sie auf mancherley Weise ganz ungescheut. Dieses war ein doppelter Beweggrund für sie, sich von der Tyranney der Römer los zu machen. Sacrovir vertheidigte sich an der Spitze einer Armee als ein Held. Varus wurde von dem Arminius eben so angegriffen, wie die Römer vorher die Deutschen angegriffen hatten. Uebrigens darf man freylich den Arminius nicht nach den Reden des Segests, seines Schwiegervaters, der aber zugleich sein ärgster Feind war, beurtheilen. Tacitus sagt selbsten: die Bande, welche sonsten Freunde vereinigen, dienten bey ihnen nur dazu, sie desto mehr gegen einander aufzubringen. (Dio Cassius L. LVI. p. 583. Vellej. Paterc. L. II. c. 118. Tacit. Hist. IV. 16. 21. 32. 60. Annal. III. 41.) Uebrigens beweisen diese Einwürfe und Gegeneinwürfe weiter nichts, als daß unter den Celten auch einige gewesen sind, die die Gesetze der Treue nicht allemal mit der grösten Gewissenhaftigkeit beobachtet haben. Adgandesterius, ein cattischer Fürst, erbot sich bey den Römern, den Arminius mit Gift hinzurichten, wenn sie ihm das Gift schicken wollten. Die Schelmerey einer einzigen Person beweist nichts gegen eine ganze Nation. (Tacit. Annal. II. 88.)

In-

Indessen werden noch mehrere Zweifel gegen die Treue der Hülfsvölker der Celten gemacht. Nach dem Tode des Julius Cäsars überlies Antonius dem August ein ansehnliches Corps von celtischer Reuterey. In einem Gefecht zwischen den Heeren dieser Triumvirn schlug sich diese Reuterey auf die Seite des Antonius, fiel über die Leute des Augusts her, und richtete eine grosse Niederlage unter ihnen an. Zu einer andern Zeit rissen sich während des Seetreffens bey Actium zwey tausend Gallier von der Armee des Antons los, und erfochten unter der Fahne des Augusts einen Sieg über diejenige, mit denen sie es vorher gehalten hatten. (Dio Cass. L. XLVI. p. 315.)

Man ist damit noch nicht zu frieden, sondern man beschuldigt im Gegentheil alle celtische Völker überhaupt der Treulosigkeit. Livius sagt, daß Asdrubal, der Bruder Hannibals, von den Völkern, unter denen er sich so lang herum geschlagen hätte, die Treulosigkeit gelernt hätte. (Liv. L. XXV. 33.) Gegen dieses Zeugnis des Livius läst sich noch manches einwenden. Hannibal hatte den Römern so viel Schrecken verursacht, daß sie sich nicht sicher glaubten zu seyn, so lang als er lebte. Sie verfolgten ihn deswegen bis in den Tod. Der Geschichtschreiber fühlt noch eben den Haß, den seine Vorfahren diesem carthaginensischen General geschworen hatten. Livius macht uns ein überaus häßliches, aber auch falsches Bild von diesem General. Nach seinem Bericht hatte dieser Feldherr eine unmenschliche Grausamkeit, und mehr als punische Treulosigkeit, er war ein geschworner Feind der Wahrheit, Redlichkeit und Heiligkeit des Eides, ohne Furcht Gottes, ohne Religion. (Lib. XXI. 4.) Ist es nun zu

ver-

verwundern, wenn sich sein Haß auch auf den Bruder des Generals erstreckt, daß er ihn auf die oben beschriebene Art schildert. Die ganze Beschreibung ist zu künstlich gedreht. Ueberhaupt müssen die Erzählungen der römischen Geschichtschreiber von den Feinden ihres Staats mit grosser Behutsamkeit gebraucht werden. Eben diese Anmerkung läst sich auch über eine Erzählung des Cäsars machen. Dieser beschuldigte die Tenchtherer und Usipeter, deutsche Völker, daß sie darinnen eine abscheuliche Treulosigkeit bewiesen hätten, daß sie seine Reuterey während eines Waffenstillstandes, den sie doch selbsten verlangt hätten, angegriffen hätten. Es läst sich wirklich noch etwas hierüber sagen, und die Beschuldigung ist noch nicht so schlechterdings bewiesen: denn Cato äussert bey ganzem Rath seine Meinung dahin, daß man den Cäsar an die Barbaren ausliefern sollte, damit man den Römern nicht vorwerfen könnte, sie billigten die Treulosigkeit eines ihrer Generale. Auf wen fällt nun der meiste Verdacht? (Sueron. Cæs. c. 24. Plut. Cæs. Tom. I. p. 718. Dio Cass. L. XXXIX. p. 113.)

Zu den Zeiten des Augusts brachen die Deutschen sehr oft die Verträge, die sie mit den Römern gemacht hatten; und Strabo bemerkt, so oft man sich auf ihr Wort verlassen habe, sey man betrogen worden. Vellejus Paterculus, der dem Tiberius und Sejan auf eine niederträchtige Art schmeichelt, sagt von den Deutschen, daß sie nur zum Lügen gebohren wären. (Strabo VII. 292. Vellej. Paterc. L. II. c. 118.)

In den folgenden Zeiten macht man den Daciern, Herulern, Gothen, Allemanniern, Sachsen,

sen, besonders aber den Franken eben diese Vorwürfe; denn von den letztern sagte man, daß sie aus Lügen und falschen Schwüren, einen blosen Scherz machten. Die Thracier und Ligurer hatten in diesem Punct einen eben so schlechten Namen. Das wunderbarste dabey ist, daß sich die genennten celtischen Völker über die Treulosigkeit der Römer eben so beschweren, als diese über jene. Man sagt, als sie zu den Zeiten des Kayfers Valens über die Donau gegangen wären, so hätten sie sich zuvor unter einander verschworen, den Römern Fallstricke zu legen, und sie durch alle mögliche List anzugreifen. (Procop. Vand. L. II. c. 4. Goth. II. 25. Salvian. de provid. L. VII. p. 116. Eunap. Sard. in Exc. leg. 21. Ammian Marcell. XVII. 7. Claudian. de laud. Stilic. L. I. v. 237.)

Auf diese Art werden uns alle Celten abgemahlt, als Leute, die aus Lügen und Betrügen ein ordentliches Geschäfte gemacht hätten. Sie antworteten auf diese Beschuldigungen, daß ihnen die Römer zuerst Beyspiele von allen diesen Betrügereyen gegeben hätten. Es ist wahrscheinlich, daß die Celten nicht geglaubt haben, daß sie an die Versprechungen und Eidschwüre, die sie den Tyrannen, die ihnen ihre Freyheit geraubt hatten, abgelegt hatten, gebunden wären. Endlich kan es auch seyn, daß man die Laster einzelner Personen, und besonders der Fürsten, ganzen Nationen zugeschrieben hat, wenn jene einen Vertrag nicht länger gehalten haben, als sie ihren Vortheil dabey gefunden haben.

Die Wahrheit zu sagen, so sind Lügen und Betrug ordentlicher Weise keine Temperaments-Laster. Ein Volk, welches im Stand ist über

seine Feinde durch die Stärke der Waffen zu siegen, wendet fast niemals List und Betrug gegen dieselbe an; allein der Schwache siehet sich oft in die Nothwendigkeit gesetzt, seine Zuflucht zu solchen Mitteln zu nehmen, um sich von der Unterdrückung zu befreyen. So verhielt es sich just bey den Celten.

Von der Keuschheit, und noch einigen andern Tugenden der Celten, imgleichen von der Hochachtung, die sie gegen ihre Religion hatten, werden wir an einem andern Ort reden; gegenwärtig wollen wir nur noch ein paar Worte von einigen Lastern, die sehr gemein unter ihnen waren, reden.

Neunzehentes Hauptstück.

Von der Wildheit, Faulheit und Trunkenheit der Celten.

Man wirft allen celtischen Völkern drey Hauptlaster vor, die Wildheit, Faulheit und Trunkenheit. Was das erste anbelangt, so haben wir schon einige Proben, als Beweise davon, gesehen. Die Lebensart, die sie führten, war nicht allein den Gesetzen der Höflichkeit und Artigkeit, die oftmals blos willkührlich sind, sondern auch den wesentlichen und unveränderlichen Gesetzen der gesunden Vernunft, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, zuwieder. (Strabo III. 151. VII. 290. Florus I. 13. IV. 12. Cæs. B. G. I. 1, Appian.

Appian. Celt. p. 1197. Mela II. 2. III. 3. Isidor. Orig. L. IX. c. 2. Justin. XXXVIII. 4.)

Ihre Wildheit zeigt sich erstlich in der Verachtung des Lebens, welche sie so sehr übertrieben, daß sie deutlich an den Tag legten, daß sie den wahren Weeth desselben nicht kennten. Es giebt gewisse Güter, die allerdings der Mühe werth sind, daß ein Mensch ihrentwegen sein Leben in Gefahr setzt; aber, war es nicht wahre viehische Wuth bey den Celten, wenn sie um eines kleinen zeitlichen Interesse oder falschen Maximen der Ehre willen, ihr Leben aufopferten? Sie konnten keinen Widerspruch, nicht die geringste Beleidigung, ja nicht einmal eine blose Bezüchtigung einer Lüge vertragen; den Augenblick waren sie fertig, und setzten ihr Leben auf die Spitze ihres Degens War es nicht wahre Narrheit, um einer kleinen Summe Geldes willen, oder für etliche Krüge Wein, sein Leben aufzuopfern, oder es andern zu nehmen. (Quinctil. declam. III. c. 14. Panegyr. vet. p. 248.)

Ihre natürliche Wildheit zeigt sich zweytens in der Wahl der Lebensart, die sie alle mit einander führten. Diejenige gränzen gewißlich sehr nahe an die wilden Thiere, die sich einbilden, der Mensch wäre blos dazu auf die Welt gesetzt, um sich vom Raub und Blut zu nähren.

Drittens erkennt man diesen Charakter auch daran, daß sie eine so starke hinreissende Neigung hatten, alle Streithändel, sie mochten nun Thatsachen, oder Rechte betreffen, durch die Waffen zu entscheiden. War es nicht Raserey, daß sich zwey Kämpfer auf Leben und Tod herumschlagen

musten,

musten, um zu entscheiden, ob man zum Exempel ein Land, wo man bisher gewohnt hatte, verlassen sollte, oder nicht? ob die Söhne des verstorbenen Bruders in die Rechte ihres Vaters eintretten, und ihn repräsentiren sollten, oder nicht? ob jemand eines Verbrechens, das ihm beygemessen wurde, schuldig sey, oder nicht? und dergl.

Vierdtens bewiesen sie ihre Wildheit auch durch die unerhörten Grausamkeiten, die sie an ihren Feinden ausübten. Sie begnügten sich nicht damit, alle Mannspersonen, und auch schwangere Weiber, wenn ihnen ihre Wahrsager weissagten, daß sie mit Knaben schwanger wären, umzubringen; sondern ihre Wuth gieng so weit, daß sie ein unbeschreibliches Vergnügen darinnen zu finden glaubten, wenn sie diese Unglückliche mit den grösten Martern, die die Barbarey und Unmenschlichkeit erfinden kann, hinrichteten. (Pausan. Phocic. XXII .p. 851. Dio LIV. p. 535. Strabo IV. 206. Flor. III. 4.)

Wenn alle diese Beweise noch nicht hinreichend seyn sollten, so werden wir in einem der folgenden Bücher, wo wir von der Religion der Celten handeln werden, noch mehrere beybringen. Wir werden alsdenn Gelegenheit haben, von den barbarischen Opfern, die sie ihren Göttern brachten, von den grausamen Proben, die Personen, welche wegen eines Verbrechens verdächtig waren, ausstehen musten, und von tausend andern abergläubischen Gebräuchen reden, die die Aussage des Diodors von Sicilien bestättigen, wenn er sagt, daß die Wildheit der Celten überhaupt in ihrer ganzen Religion sichbar wäre; daß nichts abscheulichers

sey, als die Opfer, die sie ihren Göttern brachten, und nichts barbarischers, als die Art, wie sie sie opferten. (Diod. Sic. X. 214.)

In diesem Punct muß man sie wirklich tadeln. Sie waren ordentliche Canibalen, und wahre Wilde, und dieses hieng ihnen auch noch lange Zeit an, nachdem sie bereits das Christenthum angenommen hatten. (Procop. Goth. L. II. c. 25.)

Das zweyte Laster wovon man die Celten schlechterdings nicht frey sprechen kann, ist ihre Faulheit. In dem natürlichen Zustand ist der Mensch gewiß nicht arbeitsam. Bedürfnisse und eingerichteter Staat zeigen ihm erst die Nothwendigkeit, die Kräffte, die ihm die Natur gegeben hat, anzustrengen. Die Celten, die sich im Anfang mit so wenigen begnügten, fanden also in der Arbeit keinen Vortheil; und auch in der spätern Zeit suchten sie mehr den Genuß von der Arbeit anderer, als selbsten zu arbeiten. Die Gemeinschaft der Güter war eine offenbare Ungerechtigkeit; aber sie unterstützten sie durch die Stärke ihrer Waffen. Je besser ihr bürgerlicher Staat eingerichtet wurde, desto mehr schätzten sie auch die Arbeit. In den ältesten Zeiten aber waren sie abgesagte Feinde von allem, was den Leib oder Geist beschäfftigen konnte, und die Arbeit war ihnen die unerträglichste Sache von der Welt. Aus dieser Ursache fürchteten sie sich so sehr für der Knechtschaft; dieser Zustand schien ihnen der härteste und traurigste zu seyn. Die Griechen und Römer hielten ihre Knechte zur Arbeit an, und dieses war den Celten nicht gelegen.

Es scheint in der That, daß diese Faulheit der scythischen und celtischen Völker nicht so wohl von einer natürlichen Unempfindlichkeit, als vielmehr von dem Mangel der Erziehung, und gewissen falschen Begriffen, die sie von der Bestimmung des Menschen und seiner wahren Ehre hatten, hergekommen ist. Wir haben bereits oben schon eine Stelle aus dem Tacitus angeführt, wo er sagt, daß, wenn die Deutschen nicht in Krieg giengen, sie einen Theil ihrer Zeit der Jagd widmeten, die übrige aber in einer gänzlichen Unthätigkeit zubrächten, und nichts thäten, als essen und schlafen; er setzt noch hinzu: die Tapfersten nnd kriegerischesten unter ihnen thäten gar nichts, sondern überliessen die Sorge für das Hauswesen, und der Familien-Umstände ihren Weibern, den alten Leuten, und schwächsten Bedienten. (Tac. Germ. c. 15. 22. 23.)

Allein würde wohl ein so wunderbares Vorurtheil einen so leichten Eingang in die Gemüther der Celten gefunden haben; würde es wohl so allgemein geworden seyn, und in einem jeden so tiefe Wurzeln geschlagen haben, wenn es der Hauptneigung dieser Völker, ihrem Hang zum Krieg, nicht geschmeichelt hätte? Sie begnügten sich nicht damit, daß sie ihr Leben in einer schändlichen Trägheit zubrachten, sondern sie verwandelten ihr Lieblingslaster in einen Schein von Tugend, und veredelten ihre Faulheit und Raubbegierde. Ein vernünftiger Mensch kann niemals an die Ideen, die sie über diesen Punct hatten, gedenken, ohne darüber mit Schautern aufgebracht zu werden.

Wenn sich der Soldat durch Tapferkeit, der Fürst durch die Sorge für das Beste seiner Staaten, der Gelehrte durch schöne und nützliche Erfindungen hervorthut; so wird ihm niemand die Ehre, die er sich hiedurch erworben hat, versagen. Aber zu behaupten, daß sich der Mensch durch nichts als den Gebrauch der Waffen veredlen könne, zu verlangen, daß der Soldat zur Zeit eines tiefen Friedens, wenn der Staat den Arm der Krieger nicht nöthig hat, seinen einzigen Ruhm in einer völligen Faulheit und Unthätigkeit suchen soll; zu glauben, daß er sich durch jede andere Beschäfftigung verunedle: das heist offenbar die Vernunft herunter setzen, und den Wissenschaften und nützlichen Künsten Hohn sprechen.

Indessen hatte man diese Grundsätze beynahe in ganz Europa angenommen. Ein grosser Theil von unserm heutigen Adel kennt fast keine andere Beschäfftigung als den Krieg, und glaubt wohl gar, daß er sich verunehren würde, wenn er eine andere Lebensart erwählen sollte. Dieses sind wahre celtische Ideen. Daher kommt es, daß zur Zeit eines langwierigen Friedens man viele Edelleute findet, die keine andere Probe ihres Adels anzugeben wissen, als daß sie weder lesen, noch schreiben können, nichts von mechanischen noch freyen Künsten gelernt haben, sondern deren ganze Beschäfftigung vom Vater zum Sohn darinnen besteht, daß sie essen, trinken und schlafen.

Dannoch aber muß man gestehen, daß dasjenige, was man im eigentlichen Verstand Faullenzerey nennt, bey den Celten in allem Betracht noch weit besser gewesen ist, als dasjenige, was sie als

die einzige wirklich edle Beschäfftigung ansahen. „ Cäsar sagt, „ daß die Deutschen ihrer Jugend „ erlaubten Streifereyen vorzunehmen, und in „ den benachbarten Staaten zu rauben und zu „ plündern, und dies zwar unter dem Vorwand, „ daß man die jungen Leute in einer beständigen „ Uebung unterhalten, und sie nicht in Trägheit „ fallen lassen müste. " Warlich es wäre weit besser gewesen, wenn die Jungen, wie die Alten, ihre Tage mit Nichtsthun zugebracht hätten, als daß sie sich auf eine solche Art zu Beschäfftigungen gewöhnten. Es ist allemal besser faullenzen, als böses thun. (Cæs. B. G. VI. 23.

Nun ist noch das dritte Hauptlaster übrig, welches man den celtischen Völkern schuld giebt, nemlich ihre ausschweifende Neigung zum **Trunk**. Wir haben schon oben, da wir von den Ergötzlichkeiten der Celten gehandelt haben, etwas hievon gesprochen; jetzo aber liefern wir noch einige neue Beweiße davon.

Die Scythen wurden von den Alten überhaupt für so grosse Trinker gehalten, daß wenn die Griechen einen Menschen beschreiben wollten, der den Ausschweifungen im Trunk ergeben war, sie zu sagen pflegten: **er säuft wie ein Scythe.** Unter diesen lernte der König der Lacedämonier, Cleomenes, zuerst Wein trinken. Was man von den Scythen überhaupt sagt, muß insonderheit von denjenigen verstanden werden, die man durch den Namen der Celten von andern unterscheidet. (Aelian. V. H. L. II. c. 41. Dio Cass. L. LI. p. 461. Pollux L. VI. c. 3. Procop. Vand. L. I. c. 12. Herodot. VI. 84.)

Aber woher kommt es denn, daß die meisten neuen Schriftsteller dasjenige, was die Alten von den Celten überhaupt sagen, insonderheit auf die Deutschen allein anwenden? Es ist wahr, daß nach der Beschreibung des Tacitus die Deutschen weder Hitze noch Durst ausstehen konnten; es ist wahr, daß sie es für gar nichts schimpfliches hielten, Tag und Nacht beym Trunk zuzubringen; aber die Deutschen thaten es ja nicht allein. (Tacit. Germ. c. 4. 24.)

Dieser Geschichtschreiber, der den Deutschen in vielen Stücken Gerechtigkeit wiederfahren läßt, lobt sie in Ansehung ihrer sparsamen und eingeschränkten Lebensart, setzt aber doch hinzu, daß sie in Absicht auf den Trunk so gar mäßig eben nicht wären. Er sagt: wenn man ihrer Neigung zum Trunk schmeicheln, und ihnen so viel zu trinken geben würde, als sie verlangten; so würde man viel leichter zu seinem Zweck gelangen, und sie eher durch den Wein, als durch die Waffen überwinden.

Der Kayser Julian sagt ebenfalls von den deutschen Völkern, daß sie sich blos verheyratheten, um Kinder zu zeugen; und daß sie so lange fort trünken, bis sie allen Witz und Vernunft versoffen hätten. Endlich tadelt auch Procop die Heruler wegen ihrer Neigung znm Trunk. (Julian. Missopogon. p. 352.)

Aber eben dieses hat man auch schon lang von allen Celten überhaupt gesagt. Zum Exempel, Plato sagt, daß die Lydier, Perser, Carthaginenser, Gallier, Spanier und Thracier dem Wein sehr erge-

ergeben wären. Eben dieser Schriftsteller setzt noch hinzu, daß die Scythen, und Thracier, nebst ihren Weibern, den Wein pur, ohne Vermischung mit Wasser, trünken, und in dieser Lebensart ihre gröste Ehre und Glückseligkeit suchten. (Plato de legib. L. I. p. 777. Athen. X. 319.)

Und wirklich waren die Gallier noch zur Zeit des Diodors von Sicilien dem Wein dermaßen ergeben, daß sie einen Sclaven für einen Krug oder Faß Wein hingaben. Deswegen waren auch die fremden Kaufleute sehr bemüht, ihnen solchen zu Wasser und zu Land zuzuführen. (Diod. Sic. V, 211.)

Man behauptet so gar, daß ein Theil dieser Nation, blos durch den Reitz des Weins angelockt, sich nach Italien gezogen hätte. Livius und Plutarch funden in einigen alten Schriftstellern folgende Nachricht: „ da die Gallier, welche zwischen „ den Alpen und den Pyrrhenäischen Gebürgen „ wohnten, das erstemal die Süßigkeit des Weins, „ der ihnen aus Italien zugeführt worden wäre, „ gekostet hätten, so wären sie durch dieses Getränk so bezaubert worden, daß sie den Augenblick ihre Sachen zusammen gepackt und die „ Waffen ergriffen hätten, um in das gute Land „ zu ziehen, wo dieses herrliche Getränke wüchse. (Liv. V. 33. Plutarch. in Camillo Tom. I. p. 136.)

Allem Anschein nach ist diese Erzählung falsch; denn es ist noch sehr ungewiß, ob zu der Zeit, als die Gallier diesen Einfall gethan haben, nemlich zwey hundert Jahre vor der Eroberung Roms,

in den nördlichen Gegenden von Italien Wein gebauet worden. Aber das ist wahrscheinlich, daß die Geschichtschreiber, die diese Anmerkung gemacht haben, den Character der alten Gallier nach demjenigen geschildert haben, welchen ihre Nachkommen, die in Italien wohnten, zeigten.

Wir dürfen hier nicht mit Stillschweigen übergehen, was man von dem berühmten Brennus erzählt. Man sagt: nachdem er einmal den Entschluß gefast gehabt hätte, durch seine eigne Hand zu sterben, so habe er geglaubt, er könne keine sanftere Todesart wählen, als wenn er sich zu todt soffe. Einige Stellen der Alten, wo von seinem Tode geredet wird, können wirklich so erklärt werden. (Justin. XXIV. 8. Pausan. Phoc. XXIII. p. 856.)

Da die Thracier und Illyrier die nächsten Nachbarn von Griechenland waren; so waren sie auch unter allen celtischen Völkern den Griechen am besten bekannt. Man kan folglich ihren Nachrichten von diesen Völkern so ziemlich Glauben beymessen. Nun sagen sie, daß die Thracier und Illyrier ausnehmend stark im Trinken gewesen wären. Sie merken als etwas ausserordentliches an, daß der berühmte griechische Feldherr Alcibiades, noch stärker habe trinken können, als diese Barbaren. Die Griechen erzählen noch ferner von zweyen Königen aus Illyrien, die sich gleichfalls durch ihr starkes Trinken berühmt gemacht hatten, der eine hieß Agron, und soff sich zu tod; der andere Gentius, und dieser war Tag und Nacht berauscht, daher sich auch unter seiner Regierung sehr viele Unordnungen und Ausschweifungen ereigneten.

neten. (Aelian. III. 15. Athen. X. 12. Horat. Carm. I. 36. Nep. Alc. c. 2. Ael. V. H. II. 41.)

Endlich bewiesen sich auch die Perser hierinnen, wie in andern Stücken, als wahre Celten. Man siehet es deutlich aus einer Stelle des Aelians (V. H. L. XII. c. 1.) vermöge derselben beschäftigten sich die Perser, wenn sie ausgeschlafen hatten, beständig mit Trinken, und kämpften mit dem Wein, gleichsam als einem Gegner, wer des andern Meister werden würde. Es scheint so gar, daß die Perser eine besondere Ehre darinnen gesucht haben, wer am besten trinken könne. Cyrus der jüngere, wollte gern die Lacedämonier gegen seinen Bruder in sein Interesse ziehen; unter andern Bewegungsgründen stellte er ihnen vor, daß er nicht nur mehr Herz hätte, als Artaxerxes, sondern daß er auch mehr Wein trinken und vertragen könnte, als jener. (Plutarch. Apophth. II. 173.)

Es ist schwer die Ursachen ausfündig zu machen, welche die scythischen und celtischen Völker anführen, um ihre Neigung zum Trunk zu rechtfertigen, oder wenigstens zu entschuldigen. Sie konnten vielleicht sagen, daß der Wein den Muth des Soldaten mehr erhitze, und ihn hindere, die Grösse der Gefahr, worinnen er sich befinde, einzusehen. Allein bey der kriegerischen Lebensart, die die Celten führten, konnte kein Laster traurigere Folgen für sie haben, als die Trunkenheit. Ohne jetzo davon zu reden, daß diese Art der Ausschweifung die Seele betäubt, und den Körper schwächt; ohne uns auf die bittern Vorwürfe und Verachtung, die sich die Celten durch ihre Trunkenheit zu-

zogen, einzulassen; ohne von den vielen Streitigkeiten, ja Mord und Todschlag zu reden, die sich so häufig unter den Celten beym Trunk ereigneten: so haben wir noch andere Gründe, aus welchen wir schließen können, daß die Trunkenheit der gefährlichste Feind der Celten war.

Erstlich, so bald eine celtische Armee in ein Land einfiel, wo Weinwachs war, so breiteten sich die Soldaten durch alle Gegenden aus, und fielen auf allen Seiten in die Dörfer und Meiereyen ein, um die Fässer, die sie daselbst antrafen, auszuleeren. Wenn die Einwohner, anstatt ihren Vorrath an Wein zu verbergen, die Vorsicht gebrauchten, und ihn auf die Gassen und Strassen hinlegten; so konnten sie sicher seyn, hier den Feind mit Vortheil zu überfallen. Die celtischen Soldaten wurden hier im Schlaf häufig in Stücke gehauen. (Justin. XXIV. 7. 8.)

Man bemerkt, daß diejenigen Gallier, die Rom eingenommen, und diejenige, welche ohngefähr hundert Jahre hernach Griechenland verwüstet haben, grösstentheils auf diese Art umgekommen sind. Die Cimbrer wurden gleichfals durch das starke Weintrinken geschwächt. Sie waren kaum zwey Monathe in Italien, so war schon die Hälfte ihrer Armee durch Ausschweifungen von dieser Art ruinirt, ehe sie noch mit dem Marius in das Gefecht kamen. Dem Zosimus zu Folge, wurden die Gothen, die sich in Thracien ausgebreitet hatten, auf gleiche Weise in der Trunkenheit und in den Bädern überrascht. (Appian. Celt. p. 1220. Plut. in Camillo. Tom. I. p. 141. Liv. V. 44. Zosim. IV. 23.)

Zwey-

Zweytens hatte zwar der celtische Soldat, um sich desto mehr in Feuer und Wuth zu setzen, die Gewohnheit, sich vor dem Treffen zu betrinken; aber man sieht von selbsten ein, daß eine solche Wuth zu weiter nichts diente, als dem Feind den Vortheil in die Hände zu spielen, indem sie nicht wusten, was sie thaten.

Endlich wenn die Celten eine Armee, die sie gegen sich hatten, wirklich geschlagen, und ihr Lager erobert hatten; so fielen sie jederzeit mit der grösten Begierde auf die Lebensmittel, besonders aber auf das Getränke, los. Hatten nun die Ueberwundenen noch so viel Gegenwart des Geistes, daß sie sich wieder in Ordnung stellten, und noch so viel Muth, daß sie sich wieder gegen ihr Lager anzurücken getrauten, und solches entweder gleich in eben der Nacht, oder den folgenden Tag angriffen; so konnten sie versichert seyn, daß sie die Ueberwinder im Trunk und Schlaf antreffen, und sie übermannen würden. So hat Cyrus der Grosse in Zeit von vier und zwanzig Stunden sein Lager verlohren, und auch wieder erobert. (Just. I. 8.)

Eine ähnliche Geschichte finden wir im Livius. Die Istrier hatten das römische Lager überrumpelt. Da sich die Römer vom ersten Schrecken wieder erholet hatten; so kamen sie noch an eben dem Tag wieder, und eroberten es ohne Schwerdtstreich: denn die Istrier lagen in tiefen Schlaf, und die Römer trafen noch alles in dem nemlichen Zustand an, wie sie es verlassen hatten, ausgenommen die Lebensmittel, worüber sich die Istrier mit der grösten Wuth hergeworfen hatten. (Liv. XLI. 4.)

Hieraus

Hieraus kann man sehen, daß alle celtische Völker einerley Neigung zum Trunk gehabt haben, und daß ihrer weit mehrere durch das übermäßige Saufen, als durch den Krieg umgekommen sind. So wurden die Marsen und Catten oft beym Trinken überrascht; verschiedenemal überfielen die Römer die Gepiden bey Gastmälern, wo sie verschiedene Tage und Nächte in Völlerey zubrachten. Crassus machte die Bastarner trunken, und entdeckte auf diese Weise alle ihre Geheimnisse. Polyb. XI. p. 625. Tacit. Ann. I. 50. XII. 27. Dio Cass. L. I. p. 461.)

Unter denen Verordnungen, welche Carl der Grosse zu den Gesetzen der Franken, Longobarden, und anderer Völker, die er unter seine Bothmäsigkeit gebracht hatte, hinzu fügte, findet sich auch eine, worinnen den Grafen und Richtern geboten wird, ihre Gerichtssitzungen nicht anders, als nüchtern zu halten; eine andere Verordnung verbietet, daß keine Privatperson eine Klage anbringen, oder ein Zeugnis ablegen durfte, wenn er nicht nüchtern war; eine dritte verbietet, jemanden zum trinken wider seinen Willen zu nöthigen; noch eine andere verbietet den Soldaten, wenn sie im Lager stunden, ihre Cameraden oder sonst jemand zum Trunk einzuladen: wer dagegen handeln und sich betrinken würde, sollte in Bann gethan werden, und so lange Wasser trinken, bis er seinen Fehler erkennen würde. Wir führen diese Gesetze zu dem Ende an, weil man sich daraus einen Begriff machen kann, nicht nur von den Ausschweifungen, die dazu Gelegenheit gegeben haben, sondern auch von den Misbräuchen, die in den Gerichtsstuben, Gesellschaften, besonders

aber

aber in dem Kriegsheer, auch noch verschiedene Jahrhunderte hernach, nachdem bereits die Longobarden und Franken das Christenthum angenommen hatten, angetroffen wurden. (Addit. Caroli M. ad leg. Sal. p. 352. Longob. II. p. 651. Capit. Car. & Lud. pii L. I. c. 143. p. 839. L. III. tit. 38. p. 879.)

Uebrigens findet man auch, daß bey den Scythen und Thraciern, welche keinen Wein hatten, eine Art einer Ergötzlichkeit üblich gewesen sey, die mit dem Tobackrauchen viele Aenlichkeit hatte. Herodot sagt, daß sie hiezu eine gewisse Baumfrucht, Solin und Mela aber, daß sie eine gewisse Art von Körnern, Maximus von Tyrus, hingegen, daß sie ein gewisses wohlriechendes Kraut, oder Wassergewächs, das dem Origanum gleich käme, dazu brauchten. Männer und Weiber setzten sich alsdenn um ein Feuer herum, worein sie diese Körner, oder Kraut wurfen. Der Dunst davon, den sie mit offenen Mund und Nase einzogen, machte sie truncken. Diese Trunkenheit aber war eine angenehme Berauschung, die sie nicht wüthend und zornig, sondern vielmehr lustig und frölich machte, so, daß sie dabey lachten, sungen und tanzten. (Herodot. I. 202. Mela II. 2.) Solin. XV. 215. Max. Tyr. XI. 139. Plut. de Fluv. Tom. II. p. 1151.)

Hieraus kann man die griechische Benennung, Kapnobatai, die Pißidonius den Mysiern beylegt, erklären. Cassaubon sagt zwar in seinen Anmerkungen über den Strabo, daß er dieses Wort nicht verstünde, und daß er eine grosse Versuchung habe, ein anderes an dessen Stelle zu setzen, wie

es

es auch Dionysius Godofredi bereits gemacht habe. Allein die Stelle des Posidonius ist klar, und braucht keiner Verbesserung. Er sagt, die Mysier enthielten sich aus einem gewissen Grundsatz der Frömmigkeit vom Fleischessen; sie brächten ihr Leben in Faulheit zu, und lebten blos von Honig und Käse. Aus dieser Ursache nennte man sie Heilige und Raucher, Kapnobatai. Diese Mysier waren eine Art von Mönchen, welche weder Fleisch, noch Fische assen, und keinen Wein trunken: aber sie hatten zu weilen die Ergötzlichkeit, daß sie sich durch das vorhinbeschriebene Rauchen berauschten, und davon bekamen sie wahrscheinlich diese Benennung. (Strabo VII. 296. Casaubon. ad h. l.)

In dem folgenden Buch werden wir von der Religion der celtischen Völker reden, einer der wichtigsten, aber auch bisher dunckelsten Materien in ihrer ganzen Geschichte. Wenn wir deswegen hierinnen von allen neuern Schrifftstellern abgehen, so werden wir es nie anders thun, als wenn wir wichtige und glaubwürdige Zeugen der Wahrheit auf unsrer Seite haben. Aus diesem Grund hoffen wir zu beweisen, daß ehemals alle europäische Völker einerley Religion gehabt haben, ehe die Morgenländer, und insonderheit die Phönicier und Aegyptier, eine neue Religion, nicht ohne grossen Widerspruch, eingeführt haben.

Ende des zweyten Buchs und Ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

7- 1-6
14
16-4

2 1/2

14 17-6
2 2
16 | 4 19-8
14

18 1

1-3 = 1000.-
März 84

7 — 14
2 — 4
16 — 4
14

17 6
18 8

7- ,-6
14
16-4

2 1/2

14.

16 | 21
14

16

17-6
2 2

19-8

1

1-3 = 1000.-
März 84

7 — 14
2 — 4
16 — 4
14
17 6
18 8

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pelloutier, Simon

Aelteste Geschichte der Celten insonderheit der Gallier und Deutschen

Bd.: 1. (1777)

Frankfurt a. M. 1777

H.ant. 304 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10432870-1
VD18 80318770-001